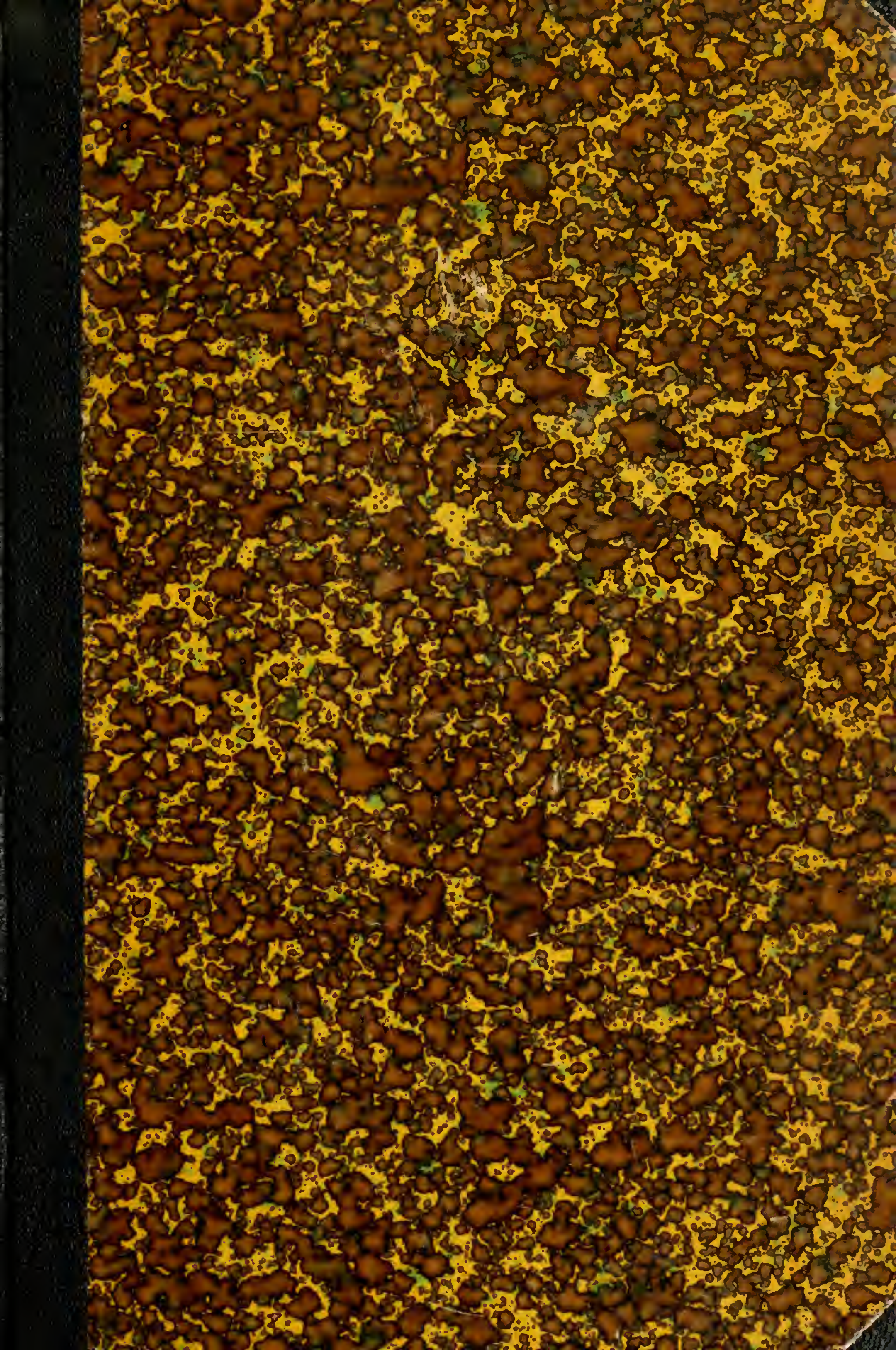
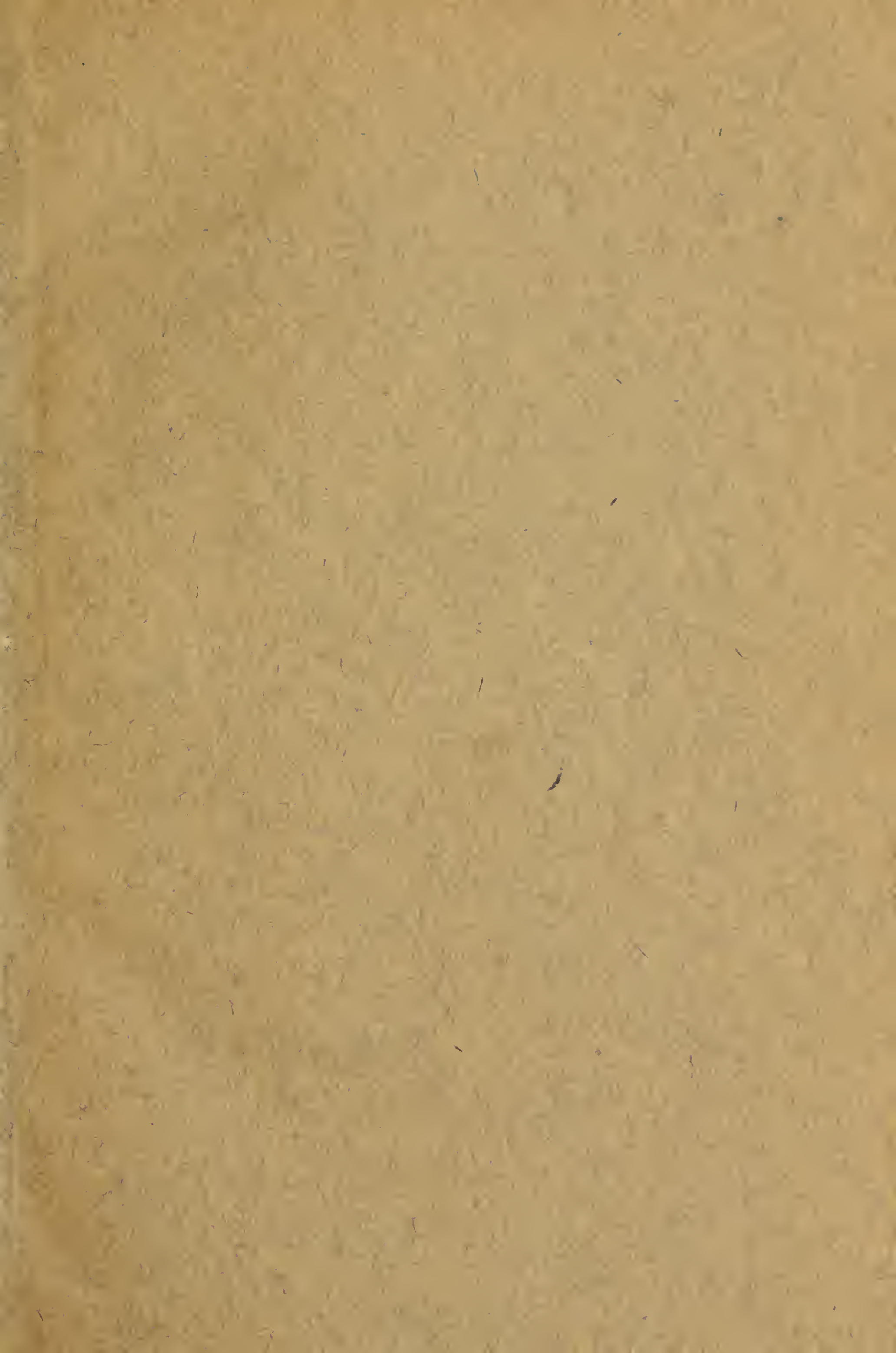
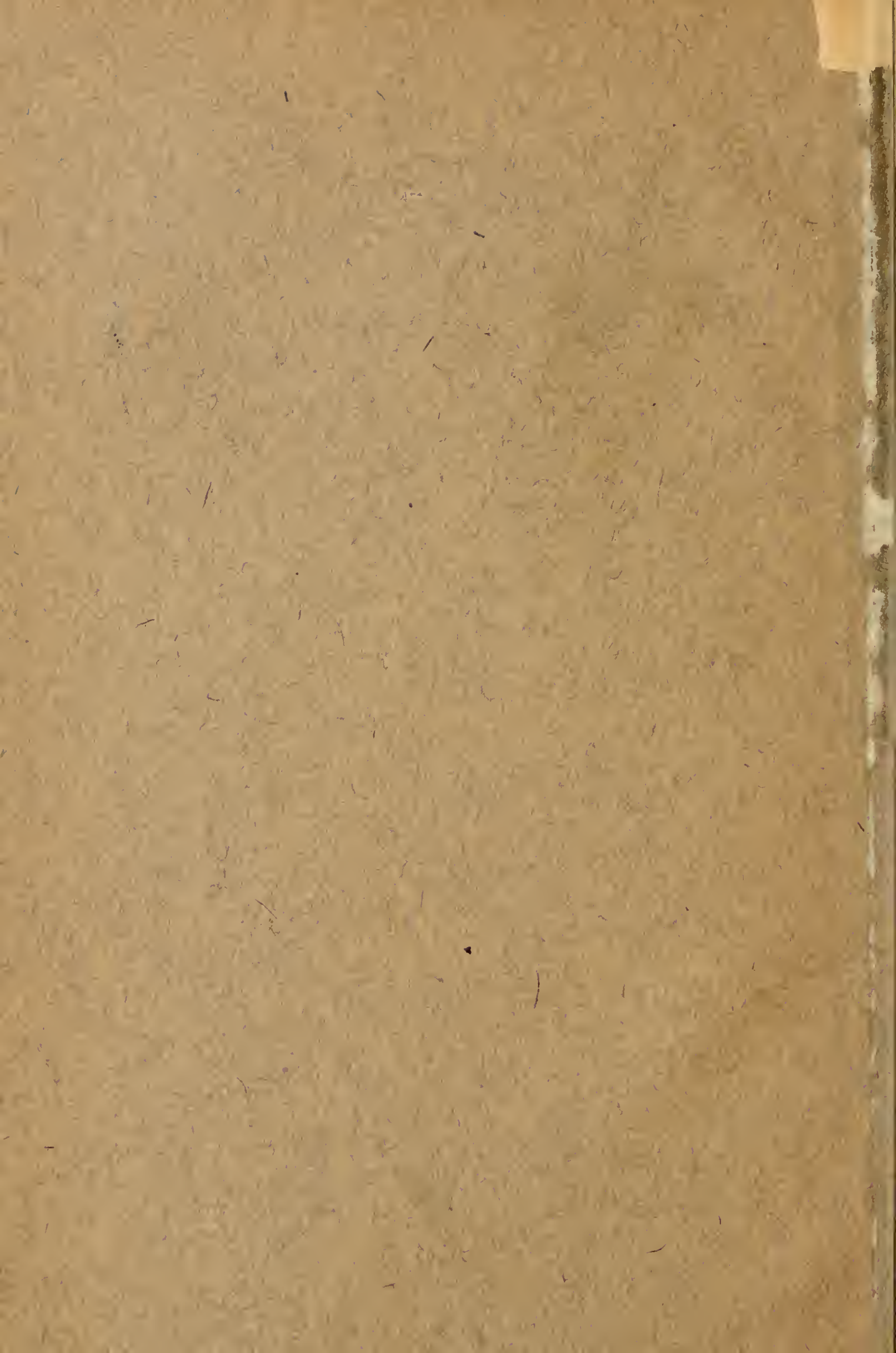








ARCHIV

FÜR DAS STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN VON

ALOIS BRANDL UND OSKAR SCHULTZ-GORA



72. JAHRGANG, 137. BAND
DER NEUEN SERIE 37. BAND



BRAUNSCHWEIG UND BERLIN
DRUCK UND VERLAG VON GEORG WESTERMANN
1918

Inhalts-Verzeichnis des 137. Bandes
der neuen Serie 37. Bandes

Abhandlungen

Seite

Andreas Heusler, Vorschläge zum Hildebrandslied . . . 1
Albert Ludwig, Homunculi und Androiden. I. . . . 137
Ludwig Geiger, Zu Schillers Don Carlos. Eine dramaturgische Abhandlung . 154

A. Brandl, Die Urstammtafel der Westsachsen und das Beowulf-Epos . . 6
Wilhelm Horn, George Gissing über das dichterische Schaffen 25
Wilhelm Horn, Das Komische in Shakespeares Tragödien und die Maler Reynolds und Hogarth 159

Josef Frank, La Beaumelles *Mes Pensées*. II (Fortsetzung) und III (Schluß) . . 34. 192
H. Jarník, Zur Interpretation von I. Creangă's Harap Alb 51
Margarete Polack, Zur Geschichte der *ei*-Diphthonge im Provenzalischen . . . 210
K. Jaberg, Emil Freymond † 218

Kleinere Mitteilungen

Wolframs Wappen in der Manessischen Handschrift. Von Th. Stettner 65
Goethe-Miszellen: 1. Goethe als Tyrann. 2. Jacobi über Wieland und Goethe. 3. Goethe und die Narren-Akademie. Von Ludwig Geiger 66
Goethe über Wielands 'Oberon'. Von Ludwig Geiger 220
Zwei Äußerungen Goethes über seinen Faust. Von Ludwig Geiger . . . 220

Der Kirchenschlaf bei Swift und Hogarth. Von Wilhelm Horn 68
Englands Dichtung und Sprache im Weltkrieg. Von F. Liebermann . . . 221
Die deutsche Volksseele in britischem Urteil. Von F. Liebermann . . . 222

Zu der anglonormannischen Versversion des Briefes des Presbyters Johannes ed. Hilka. Von Heinrich Gelzer 70
Zum REW. Nr. 1117: *birrus* 'rot'. Von Leo Spitzer 74
En somet (Karlsreise V. 607). Von O. Schultz-Gora 75
Ein Wort zur Auffassung des Begriffs 'Literaturwissenschaft'. Von Ludwig Pfandl . . 223
Ital. *lazzaretto* 'Krankenhaus'. Von Leo Spitzer 225
Südital. *kannákka*. Von Max Leopold Wagner 226
Zum Texte des Yderromans. Von O. Schultz-Gora 229

Sitzungsberichte der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1917 77

Beurteilungen und kurze Anzeigen

Andreas Heusler, Deutscher und antiker Vers. Der falsche Spondeus und angrenzende Fragen. — Hans Lorenz Stoltenberg, Die Bindung der deutschen Rede. (Robert Petsch) 234

Ernst Sieper, Die altenglische Elegie. (R. Brotanek) 240

Seite
Angelica Hoffmann, Robert de la Piere, Robert le Clerc, Robert de Castel. Zur Arraser Literaturgeschichte des 13. Jahrhunderts. (O. Schultz-Gora) 92
A. Horning, Glossare der romanischen Mundarten von Zell (La Baroche) und Schönenberg im Breuschtal (Belmont) in den Vogesen. (V. Ganière) 90
José de Lamano y Beneite, El dialecto vulgar salmantino. (Fritz Krüger) 263
Adolf Toblers Altfranzösisches Wörterbuch mit Unterstützung der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften aus dem Nachlaß hg. von Erhard Lommatzsch. (G. Cohn) 83
Lavinia Mazzucchetti, A. W. Schlegel und die italienische Literatur. (Karl Voßler) . 98
Dorothea Neumann, Der Artikel Genève des VII. Bandes der Encyclopädie. (Kurt Glaser) 93
Fritz Reuel, Maupassant als Physiognomiker. (Fritz Neubert) 94
Blanche Sutorius, Le débat provençal de l'âme et du corps. (Emil Levy) 256
Ernst Tappolet, Die alemannischen Lehnwörter in den Mundarten der französischen Schweiz. Kulturhistorisch-linguistische Untersuchung. (W. v. Wartburg) 248

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften, mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Werner Schulte, Abriß der Lautwissenschaft 100
A. Schütz, Zur Psychologie der bevorzugten Assoziationen und des Denkens 100
Friedrich Gropp, Zur Ästhetik und statistischen Beschreibung des Prosarhythmus . . 100
Wilhelm Peper, Die lyrische Dichtung. 2. erw. Aufl. 100
Christine von Thaler, Erziehungskunst 101
Johannes Speck, Die wissenschaftliche und pädagogische Weiterbildung der akademisch gebildeten Lehrer 101

Neuere Sprachen

Flügel memorial volume. Containing an unpublished paper by Prof. E. Flügel, and contributions in his memory by his colleagues and students 106
Alexander von Weilen, Der Spielplan des neuen Burgtheaters, 1888—1914 107
Die Denkschrift des preuß. Kultusministeriums über die Förderung der Auslandsstudien . 108
Hermann Schumacher, Zur Frage der Errichtung einer Auslandhochschule 108
Max Walter, Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts. 3. Auflage 109
Josef Hofmiller, Vom alten Gymnasium. Englisch oder Französisch. Laiengedanken zum Religionsunterricht. Drei Aufsätze zur Schulreform. (A. Brandl) 109

Germanisch

Andreas Heusler, Die Isländer Sagas als Zeugnisse germanischer Volksart 110
Hans Friese, Thidreksaga und Dietrichepos. (Werner Richter) 111

Deutsch

Minna Jacobsohn, Die Farben in der mittelhochdeutschen Dichtung der Blütezeit. (W. R.) 111
Erich Gierach, Der arme Heinrich von Hartmann von Aue. (W. R.) 112
R. Höpfner, Untersuchungen zu dem Innsbrucker, Berliner und Wiener Osterspiel. (Hans Löschhorn) 112
Siegfried Wernicke, Die Prosadialoge des Hans Sachs. (H. Löschhorn) 112
Richard Benz, Blätter für deutsche Art und Kunst. 2. Verkündiger deutscher Kunst. 3. 4. Die Grundlagen der deutschen Kunst, I. Mittelalter 113
K. Burdach, Deutsche Renaissance 114
H. Scholz, Das Wesen des deutschen Geistes 114
F. Rohr, Die Prophezeiungen von der Entscheidungsschlacht des europäischen Krieges am Birkenbaum und andere Prophezeiungen 115
Günther Schmidt, Herder und August Wilhelm Schlegel 115
E. Groß, Johann Friedrich Ferdinand Fleck 116
Frank Riederer, Ludwig Tiecks Beziehungen zur deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts. (W. R.) 116

Seite
H. Leidicke, Ludwig Tiecks Shakespearestudien 116
Elsa von Klein, Schenkendorfs Liederspiel 'Die Bernsteinküste'. (H. Löschhorn) . . . 117
Albert Köster, Gottfried Keller 118
O. Walzel, Jungösterreichische Dichtung 118
J. G. Sprengel, Die neuere deutsche Dichtung in der Schule. (H. Daffis) 119

Englisch

Alfred Plettke, Ursprung und Ausbreitung der Angelsachsen 122
Ferdinand Holthausen, Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache 122
Edward Schröder, Sterling 123
J. A. H. Günther, English synonyms explained and illustrated. 3rd edition 123
K. F. Sundén, Essay I: The predicational categories in English. Essay II: A category of predicational change in English 123
Albert Leitzmann, Walther und Hiltgunt bei den Angelsachsen 124
Die ältere Genesis, mit Einleitung, Anmerkungen, Glossar und den lat. Quellen hg. von F. Holthausen 124
Cynewulfs Elene (Kreuzauffindung), mit Einleitung, Glossar, Anmerkungen und der lat. Quelle hg. von F. Holthausen. 3. verb. Aufl. 124
Bonifatii et Lulli epistolae 125
M. Tangl, Studien zur Neuausgabe der Bonifaziusbriefe I. 125
A. Brandl und O. Zippel, Mittelenglische Sprach- und Literaturproben 125
Hubertis M. Cummings, The indebtedness of Chaucer's works to the Italian works of Boccaccio 126
O. Joerden, Das Verhältnis von Wort-, Satz- und Versakzent in Chaucers Canterbury tales. (K. Brunner) 127
O. Eberhard, Der Bauernaufstand vom Jahre 1381 in der englischen Poesie 128
König Richard II. Tragödie von W. Shakespeare. Deutsche Wiedergabe von Josef Kohler 128
Paul Wenzel, Cyril Tourneurs Stellung in der Geschichte des englischen Dramas . . . 129
Alfred Rosenberg, Longinus in England bis zum Ende des 18. Jahrhunderts 130
S. G. Spaeth, Milton's knowledge of music, its sources and its significance in his works 130
A. Gabrielson, The earliest Swedish works on English pronunciation (before 1750) . . 130
Otto Moebus, Leigh Hunts Kritik der Entwicklung der englischen Literatur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts 131
Anna Jacobson, Charles Kingsleys Beziehungen zu Deutschland 131
Hans Proesler, Walter Pater und sein Verhältnis zur deutschen Literatur 131
C. Alfonso Smith, O. Henry 131
Percy Mackey, Caliban by the Yellow Sands 132
J. W. Burgess, The European war of 1914, its causes, purposes and probable results . 132
H. Johnston, Mitteleuropa, ein britisches Friedensziel. 'Gesunder Menschenverstand in der auswärtigen Politik'. Ins Deutsche übertragen von E. du Bois-Reymond . . 133
Gustav Becker, Englische Grammatik für die Oberstufe 133
E. Hausknecht, The English scholar. Special edition of the 'English student' in an abridged form. Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache, Landeskunde und Geisteswelt unter Mitwirkung von A. Rohs. 6. Auflage 134
H. Schmidt und H. B. Smith, Englische Unterrichtssprache. 2. Auflage 134
English syntax. Translated from the 'Grammatik der englischen Sprache' by F. N. Gesenius. Fourth edition revised by G. P. Thistlethwaite 134
J. H. A. Günther, A manual of English pronunciation and grammar for the use of Dutch students. 3rd edition 134
E. Fison und M. Ziegler, Select extracts from British and American authors in prose and verse for the use of schools. Fourth edition. Carefully revised and enlarged by E. Regel and F. Kriete 135

Französisch

H. Andresen, I. Zur französischen Ortsnamenkunde. II. Zum Rolandslied. III. Zum Anholter Bruchstück 266
Helene Kohlstedt, Das Romanische in den 'Artes' des Consentius 266

Seite

Angelica Hoffmann, Robert de la Piere, Robert le Clerc, Robert de Castel. Zur Arraser Literaturgeschichte des 13. Jahrhunderts. (O. Schultz-Gora) 92
A. Horning, Glossare der romanischen Mundarten von Zell (La Baroche) und Schönenberg im Breuschtal (Belmont) in den Vogesen. (V. Ganière) 90
José de Lamano y Beneite, El dialecto vulgar salmantino. (Fritz Krüger) 263
Adolf Toblers Altfranzösisches Wörterbuch mit Unterstützung der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften aus dem Nachlaß hg. von Erhard Lommatzsch. (G. Cohn) 83
Lavinia Mazzucchetti, A. W. Schlegel und die italienische Literatur. (Karl Voßler) . 98
Dorothea Neumann, Der Artikel Genève des VII. Bandes der Encyclopädie. (Kurt Glaser) 93
Fritz Reuel, Maupassant als Physiognomiker. (Fritz Neubert) 94
Blanche Sutorius, Le débat provençal de l'âme et du corps. (Emil Levy) 256
Ernst Tappolet, Die alemannischen Lehnwörter in den Mundarten der französischen Schweiz. Kulturhistorisch-linguistische Untersuchung. (W. v. Wartburg) 248

Verzeichnis der bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften. mit folgenden kurzen Anzeigen:

Allgemeines

Werner Schulte, Abriß der Lautwissenschaft 100
A. Schütz, Zur Psychologie der bevorzugten Assoziationen und des Denkens 100
Friedrich Gropp, Zur Ästhetik und statistischen Beschreibung des Prosarhythmus . . 100
Wilhelm Peper, Die lyrische Dichtung. 2. erw. Aufl. 100
Christine von Thaler, Erziehungskunst 101
Johannes Speck, Die wissenschaftliche und pädagogische Weiterbildung der akademisch gebildeten Lehrer 101

Neuere Sprachen

Flügel memorial volume. Containing an unpublished paper by Prof. E. Flügel. and contributions in his memory by his colleagues and students 106
Alexander von Weilen, Der Spielplan des neuen Burgtheaters, 1888—1914 107
Die Denkschrift des preuß. Kultusministeriums über die Förderung der Auslandsstudien . 108
Hermann Schumacher, Zur Frage der Errichtung einer Auslandhochschule 108
Max Walter, Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts. 3. Auflage 109
Josef Hofmiller, Vom alten Gymnasium. Englisch oder Französisch. Laiengedanken zum Religionsunterricht. Drei Aufsätze zur Schulreform. (A. Brandl) 109

Germanisch

Andreas Heusler, Die Isländer Sagas als Zeugnisse germanischer Volksart 110
Hans Friese, Thidreksaga und Dietrichepos. (Werner Richter) 111

Deutsch

Minna Jacobsohn, Die Farben in der mittelhochdeutschen Dichtung der Blütezeit. (W. R.) 111
Erich Gierach, Der arme Heinrich von Hartmann von Aue. (W. R.) 112
R. Höpfner, Untersuchungen zu dem Innsbrucker, Berliner und Wiener Osterspiel. (Hans Löschhorn) 112
Siegfried Wernicke, Die Prosadialoge des Hans Sachs. (H. Löschhorn) 112
Richard Benz, Blätter für deutsche Art und Kunst. 2. Verkündiger deutscher Kunst. 3. 4. Die Grundlagen der deutschen Kunst. I. Mittelalter 113
K. Burdach, Deutsche Renaissance 114
H. Scholz, Das Wesen des deutschen Geistes 114
F. Rohr, Die Prophezeiungen von der Entscheidungsschlacht des europäischen Krieges am Birkenbaum und andere Prophezeiungen 115
Günther Schmidt, Herder und August Wilhelm Schlegel 115
E. Groß, Johann Friedrich Ferdinand Fleck 116
Frank Riederer, Ludwig Tiecks Beziehungen zur deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts. (W. R.) 116

Seite

H. Leidicke, Ludwig Tiecks Shakespearestudien 116
Elsa von Klein, Schenkendorfs Liederspiel 'Die Bernsteinküste'. (H. Löschhorn) . . . 117
Albert Köster, Gottfried Keller 118
O. Walzel, Jungösterreichische Dichtung 118
J. G. Sprengel, Die neuere deutsche Dichtung in der Schule. (H. Daffis) 119

Englisch

Alfred Plettke, Ursprung und Ausbreitung der Angelsachsen 122
Ferdinand Holthausen, Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache 122
Edward Schröder, Sterling 123
J. A. H. Günther, English synonyms explained and illustrated. 3rd edition 123
K. F. Sundén, Essay I: The predicational categories in English. Essay II: A category of predicational change in English 123
Albert Leitzmann, Walther und Hiltgunt bei den Angelsachsen 124
Die ältere Genesis, mit Einleitung, Anmerkungen, Glossar und den lat. Quellen hg. von F. Holthausen 124
Cynewulfs Elene (Kreuzauffindung), mit Einleitung, Glossar, Anmerkungen und der lat. Quelle hg. von F. Holthausen. 3. verb. Aufl. 124
Bonifatii et Lulli epistolae 125
M. Tangl, Studien zur Neuausgabe der Bonifaziusbriefe I. 125
A. Brandl und O. Zippel, Mittelenglische Sprach- und Literaturproben 125
Hubertis M. Cummings, The indebtedness of Chaucer's works to the Italian works of Boccaccio 126
O. Joerden, Das Verhältnis von Wort-, Satz- und Versakzent in Chaucers Canterbury tales. (K. Brunner) 127
O. Eberhard, Der Bauernaufstand vom Jahre 1381 in der englischen Poesie. 128
König Richard II. Tragödie von W. Shakespeare. Deutsche Wiedergabe von Josef Kohler 128
Paul Wenzel, Cyril Tourneurs Stellung in der Geschichte des englischen Dramas . . . 129
Alfred Rosenberg, Longinus in England bis zum Ende des 18. Jahrhunderts 130
S. G. Spaeth, Milton's knowledge of music, its sources and its significance in his works 130
A. Gabrielson, The earliest Swedish works on English pronunciation (before 1750) . . 130
Otto Moebus, Leigh Hunts Kritik der Entwicklung der englischen Literatur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts 131
Anna Jacobson, Charles Kingsleys Beziehungen zu Deutschland 131
Hans Proesler, Walter Pater und sein Verhältnis zur deutschen Literatur 131
C. Alfonso Smith, O. Henry 131
Percy Mackey, Caliban by the Yellow Sands 132
J. W. Burgess, The European war of 1914, its causes, purposes and probable results . 132
H. Johnston, Mitteleuropa, ein britisches Friedensziel. 'Gesunder Menschenverstand in der auswärtigen Politik'. Ins Deutsche übertragen von E. du Bois-Reymond . . 133
Gustav Becker, Englische Grammatik für die Oberstufe 133
E. Hausknecht, The English scholar. Special edition of the 'English student' in an abridged form. Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache, Landeskunde und Geisteswelt unter Mitwirkung von A. Rohs. 6. Auflage 134
H. Schmidt und H. B. Smith, Englische Unterrichtssprache. 2. Auflage 134
English syntax. Translated from the 'Grammatik der englischen Sprache' by F. N. Gesenius. Fourth edition revised by G. P. Thistlethwaite 134
J. H. A. Günther, A manual of English pronunciation and grammar for the use of Dutch students. 3rd edition 134
E. Fison und M. Ziegler, Select extracts from British and American authors in prose and verse for the use of schools. Fourth edition. Carefully revised and enlarged by E. Regel and F. Kriete 135

Französisch

H. Andresen, I. Zur französischen Ortsnamenkunde. II. Zum Rolandslied. III. Zum Anholter Bruchstück 266
Helene Kohlstedt, Das Romanische in den 'Artes' des Consentius 266

Seite

A. Hilka, Die Wanderung der Erzählung von der 'Inclusa' aus dem Volksbuch der Sieben weisen Meister 267
C. Voretzsch, Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache. Fünfte Auflage 267
G. Bär, Edgar Quinets Ahasvérus und seine Beziehungen zu Quinets Geschichtsphilosophie 268
Alex. Cartellieri, Gobineau 268

Provenzalisch

E. Levy, Provenzalisches Supplementwörterbuch. 35. Heft (*ta—temps*) 269
Hilde Jaeschke, Der Trobador Elias Cairel. Einleitung: 1. Lebensnachrichten 269
A. Kolsen, Altprovenzalisches 269

Italienisch

G. Panconcelli-Calzia, Über das Verhalten von Dauer und Höhe im Akzent. (P. Gautier) 270

Vorschläge zum Hildebrandslied.

Noch die neuesten Ausgaben des Hildebrandsliedes bringen ein paar Textgestaltungen, die man auf Grund metrischer und sprachlicher Erwägung bessern kann.

In Z. 4 ziehen alle neueren Herausgeber das *sunufatarungo* zum vorangehenden Satze, auch die, die das Wort als Nominativ anerkennen; sie interpungieren so:

> đat sih urhettun ænon muotin (,)
> Hiltibrant enti Hadubrant(,) untar heriun tuem,
> sunufatarungo. Iro saro rihtun,
> garutun se iro gudhamun .....

Man kann sich darauf berufen, die Vatersohnschaft, das beherrschende Thema, werde wirkungsvoller schon in dem programmatischen Eingangssatze erwähnt (Wadstein, Beitr. zur Erklärung des Hildebr. 13). Indessen, auch als Eröffnung der neuen Periode tut das vielsagende Wort gute Wirkung. Und rhythmisch wäre in Anschlag zu bringen, daß der bündige stumpfe Satzschluß ... *untar hériun tuém* unserem Liede sehr gemäß ist, während es weiblich-volle Periodenschlüsse wie *súnufâtarùngo* sonst nicht einmal hat. Aber den Ausschlag gibt hier etwas anderes.

Das Hildebr. folgt noch überwiegend dem Zeilenstil (Neckel, Beitr. zur Eddaforschung S. 5 ff.); es steht so ziemlich auf der Stufe des alten Atlilieds der Edda. Die starken Satzeinschnitte liegen noch sämtlich am Langzeilenschluß. Als äußeres Merkmal nehme man, daß die Drucke von Braune, Holthausen und Grienberger kein einziges Punktum in der Langzeilenmitte setzen. Die Punkta, die man bei anderen an dieser Stelle findet, bezeichnen sehr mäßige Absätze (z. B. Z. 22, 24). Die fühlbarste Pause in Zeilenmitte — von der entstellten Z. 60 abgesehen — dürfte in Z. 35 vorliegen; und auch hier ist es eine Pause vor inhaltlich vorbereiteter direkter Rede. Ungleich tiefer schneidet es ein zwischen dem prologartigen Anfangssatze und dem folgenden Beginn der geschauten Handlung. Wer diese Grenze nach *sunufatarungo*, also in die Mitte der Langzeile, legt, drängt dem Liede ein Unikum auf. Wenn sich Rieger, Ztschr. f. d. Alt. 48, 2, auf die 'stilgerechte Brechung des Verses' berief, hatte er wohl Cynewulf und Heliand im Sinne.

Die Entscheidung für *Sunufatarungo* als Satzanfang wird durch den objektiven Spruch der Zahlen gefällt. Damit bestätigt sich denn auch die Form als Nominativ, und nebenher dürfen wir es als Gewinn buchen, daß wir dem subjektlosen *iro saro rihtun* mit dem nachhinkenden Pronomen *se* entgehen.

Z. 51 dar man mih eo scerita in folc sceotantero:

Daß der b-Vers regelwidrig ist, erwähnen fast alle. Aber nirgends finde ich ausgesprochen, daß diese wenigen Worte es fertigbringen, dreifach gegen Grundregeln des Stabreimverses zu verstoßen. Sie setzen 1. den Hauptstab in den zweiten Iktus, entziehen 2. einem vorangehenden Substantiv den Stab, füllen 3. den ganzen Innentakt mit einer stablosen Silbe. Es sind drei keineswegs solidarische Verstöße: sie kommen alle drei einzeln vor. Ihre Vereinigung kenne ich aus keiner zweiten Stelle. Einen so schweren Sünder von Vers darf man bekehren, zumal wenn die Hilfe so nahe liegt. Die Umstellung bei Kauffmann (Festgabe für Sievers S. 151):

sceotantero in folc

ist auch syntaktisch eine Verbesserung und ergibt metrisch eine annehmbare Form: es ist, Elision des *-o* vorausgesetzt, ein 'Typus E' mit zweisilbiger Senkung: | ⏒́ x̏ ⏑ ⏑ | ⏒́. Im Heliand ziemlich häufig: *waldandes gibod* 332, *landwise gidrog* 2763 (Kauffmann, Beitr. 12, 344 f.). Genau dieselbe Gesamtform kehrt zwar im Hildebr. nicht wieder, wohl aber Achtelbildung im vollen Takt: 3a *Hiltibrant enti Hadubrant*; 34a *cheisuringu gitan.*

Zu erwägen wäre auch die Umstellung zu:

in sceotantero folc;

also ein 'E mit Auftakt', vergleichbar mit 18b *floh her Otachres nid*; ähnlicher im Heliand 4284 *so wislico giwarht*; 520 *quađ that im neriandas ginist.*

Beidemal würde sich das Entstehen der handschriftlichen Form leicht erklären als Umbiegen in die prosaische Wortfolge (s. Kauffmann a. a. O.).

Aber auch ohne alle Textänderung, bloß durch Verschiebung der Kurzversgrenze, sind die drei Verstöße zu entfernen:

dar man mih eo scérita in fólc scéotántero.

Daß der a-Vers dem vorangehenden Verbum auf Kosten des folgenden Nomens den Stab gäbe, hätte im Hildebr. selbst zwei Gegenstücke, 5b, 33a, um von anderen Dichtungen zu schweigen. Der Füllungstypus des ersten Kurzverses stände sehr nahe dem von 11b *eddo welihhes cnuosles du sis*; 27b *imo was eo fehta ti leop*; 56a *in sus heremo man.* Der b-Vers aber wäre nicht untadelig. Zwar hätte er die nötige Viersilbigkeit, aber der zweite Takt ließe den sprachlichen Nebenton vermissen, der in diesem Typus, stumpfvoll, zu erwarten wäre. Denn die Pänultima von *sceotantero* ist ja schwachtonig. Man halte dagegen altenglische Verse wie Beow. 2015 *healsittendra,* 237 *searohæbbendra,* Exodus 231 *guđfremmendra.* Es wäre also eine abnorm schwache Versfüllung, und da das Hildebr. sonst nirgends die Linie der epischen Minimalfüllung über-

schreitet, zweifle ich, ob diese der Handschrift treu bleibende Heilung verfängt: wir werden eine der beiden vorhergenannten Umstellungen wählen müssen.

Der ungerade Kurzvers zieht, nach Art der x a-Verse, die erste, stablose und schwach ausgeprägte Hebung möglichst an den Anfang:

dár man mih eo scérita

(so Grienberger). Die Betonung *dar man mih éo scérita* (Saran) widerstreitet dem innersten Grundsatz des Stabreimverses: wäre die Silbe *eo* so wichtig genommen, daß sie den ganzen ersten Takt bekäme, dann müßte sie staben; oder, wenn man lieber will, ohne den Begriff des Taktes: eine Hebungssilbe dicht vor der anderen muß den Stab tragen.

Den syntaktischen Zusammenhang unserer Zeile hat Grienberger S. 67 ff. richtig erklärt: nach 51 ist Komma zu setzen, es folgt der dem *dar*-Satz untergeordnete *so ... ni* 'ohne daß'-Satz: 'Ich zog ... außer Landes herum, wo man mich immer in den Schlachthaufen der Speerschützen einreihte, ohne daß man mir vor irgendeiner (beim Sturm auf irgendeine) Burg den Tod beibrachte.' Hier liegt eine starke Interpunktion (Kolon oder Punkt) mit einer längeren Satzpause: nur dann kommt der Gegensatz in dem empfundenen *Nu* (*scal mih suasat chind*) zur rechten Geltung.

Z. 61. Das überlieferte *werdar sih hiutu dero hregilo hrumen muotti* erscheint in den neueren Ausgaben als:

werdar (hwerdar, wer dar) sih hiutu dero hregilo rumen muotti,

was bedeuten soll: 'wer (von beiden) sich heute dieser Kampfgewande entledigen müsse'.

Die Zeile ist rhythmisch ein harter, häßlicher Verstoß; das wird jedem auffallen, der das Lied im Zusammenhang versmäßig plastisch vorträgt. Wie schon Neckel sah (a. a. O. S. 8), ist der b-Vers überladen: *dero* | *hregilo* | *rumen muotti*, Auftakt, dann klingender Innentakt, viersilbig-voller Schlußtakt: das hat kein Gegenstück im Hildebr.; die zwei am nächsten kommenden geraden Kurzverse: 5b *gurtun sih iro suert ana*; 13b *chud ist mir al irmindeot* sind erheblich leichter. Vor allem aber: das Schwereverhältnis zum ersten Kurzvers ist in unserer Zeile einzigartig. Während den eben erwähnten b-Versen die gleichfalls gewichtigen und vollschließenden a-Verse *garutun se iro* | *guthamun: chind, in* | *chuninceriche* das Gegengewicht halten, geht in Z. 61 voran der Kurzvers *wérdar sih híutu*, der außer den zwei Iktussilben keine sprachliche Tonsilbe besitzt und, was besonders in die Wage fällt, auch die beiden Ikten mit Formwörtern bestreitet, die nach dem altgermanischen Satzton mit Auftakt- oder Senkungsstellung vorlieb-

nehmen könnten. Während sonst bekanntlich die stabreimende Langzeile die Neigung hat, das erste Glied schwerer zu bilden als das zweite, ist hier einem ungewöhnlich dünnen Eingang ein abnorm lastender Ausgang aufgesetzt. Die Zeile kippt über. Aus dem ganzen Heliand wüßt' ich keinen ähnlichen Fall. Aus dem Muspilli könnte man die eine Zeile 73 heranziehen, wenn man sich mit Steinmeyer (Sprachdenkmäler 78) entschlösse zu der Trennung:

so daz himilisca horn kilutit wirdit:

auch dies wäre ein arg 'überkippender' Bau, und doch insofern leidlicher, als der a-Vers wenigstens einen vollwichtigen Iktus hätte: *himil-*.

Der Übelstand verschwindet, ohne daß wir mit Franck zu Umstellung greifen, bei der Verstrennung:

werdar sih hiutu dero hrégilo hrûomen mûotti.

So haben beide Kurzverse unanfechtbare Füllung (zum a-Verse halte man 27a *her was eo folches at ente*; 50a *ih wallota sumaro enti wintro*; 59a *der dir nu wiges warne*, dazu mehrere mit einsilbigem Auftakt); das Schwereverhältnis zwischen beiden entspricht einem sehr beliebten Typus: die viersilbige Minimalfüllung Klingend-klingend bildet gern den ebbenden Abschluß eines bewegteren Zeileneingangs. Ja, die sächsische Bibeldichtung zeigt uns in Menge die näheren Verwandten, die Langzeilen, die auf Infinitiv + *môti* (*mosti* u. ähnl.) schließen, Rhythmus ⏊⏑⏊⏑; z. B.:

Hel. 872 that he fon sulicun saldun seggean mosti;
448 that siu ina so helaglico haldan mosti;
2430 that wi an thesumu lande at thi linon motin;
Gen. 237 that sia umbi Sodomoland sittian muotin

(von Fr. Pauls, Beitr. 30, 201, grundlos als schlechte Füllung getadelt); man sehe ferner Hel. 93. 149. 311. 364. 709. 1079. 1168. 1236. 2646. 2979 u. ö., Gen. 6. 167. 333. (ae.) 796. Verwandte Zeilen auch im Aengl. Man darf von einer Art rhythmisch-sprachlicher 'Formel' reden; nach Ausweis des Hildebr. geht sie auf den weltlichen Liedstil zurück.

Diese Verstrennung zieht nach sich, daß das handschriftliche *hrumen* nicht in *rûmen* zu ändern ist, sondern in *hruomen* oder *hromen*, und daß wir den Sinn erhalten: 'wem (von beiden) es vergönnt sei, sich heute dieser Kampfgewande zu rühmen'. So lasen Lachmann, Martin, Kraus, siehe Braune, Lesebuch 187. Auch sprachlich befreit uns diese Fassung von zwei Schwierigkeiten. Man hat oft bemerkt, daß es keine Stütze gibt für *sih rûmen* c. Gen. = 'sich einer Sache entäußern'. Auch das Otfridsche *sar sih thaz herza rumit* (V 6, 33b) ist keine Stütze: *rumen* kann hier denselben Sinn haben, der den anderen Verwendungen bis auf das

heutige Deutsch, auch den altenglischen und altnordischen, zugrunde liegt: 'weit machen = leer, offen machen'. Aber 'sich von den Gewändern leer machen' geht nicht gut; verständlich wäre z. B. ein *dia truhûn dero hregilo rûmen.* Wogegen *sih hruomen* c. Gen. (Graff 4, 1140 f.) einen hier naheliegenden und zu dem heroischen Gedankenkreis passenden Sinn gibt. Zweitens war man bei der *rumen*-Lesart genötigt, dem *muotti* die Bedeutung 'müsse' beizulegen. Ohne Umstände übersetzt Grienberger mit 'qui se hodie indumentis exuere debeat', Saran mit 'wer ... verlieren soll'. Bei Otfrid hat *muaz* noch die älteren Bedeutungen; auch im Hel. braucht man nur 5188 ein 'nötig haben' anzunehmen. Es ist unwahrscheinlich, daß das Hildebr. schon den Schritt getan hätte zu dem entschiedenen 'gezwungen sein, in der Notlage sein'. (Daß eine Zeile vorher *mótti* in dem alten Sinn vorkommt, wäre doppelt verwunderlich; aber dieser quasi-Reimschluß ist sowieso verdächtig.)

Dann steht also unsere Zeile zu der folgenden:

erdo desero brunnono bedero waltan

nicht im Verhältnis des Gegensatzes, sondern der Variation. Es ist zwar keine Satz-, aber eine Gruppenvariation (Paetzel, Die Variationen 21): *sih hruomen* wird variiert durch *waltan, dero hregilo* durch *desero brunnono bedero* (das *bedero* ist eine verstärkende und zugleich für den Vers nötige Zugabe, logisch wäre sie entbehrlich); unwiederholt bleiben die Formworte *werdar hiutu muotti.* Ähnlich gebaut ist die Gruppenvariation Z. 53 f.: *suertu hauwan — breton mit sinu billiu,* wieder das Pronomen als logisch entbehrliches Plus im Varians. Den kopulativen, nicht disjunktiven Sinn hat *eddo* wahrscheinlich auch Z. 11. Das satzeinleitende Pronomen *werdar* fordert kein Entweder — Oder; dies nur dann, wenn es sich vor dem zweiten Glied wiederholte. Den einheitlichen Gedanken vom Erbeuten der Rüstung hat der Dichter variierend unterstrichen, wie schon Z. 56 f.: *brusti giwinnan — rauba birahanen.* Geistes- und sprachverwandt ist auch Waldere B 30: *þonne* **moten** *wlance welan britnian, æhtum* **wealdan.**

Also daß ein 'wirksamer Kontrast' zwischen 61 und 62 'verloren gehe' (Grienberger 75), bildet keinen Einwand gegen die hier verteidigte Auffassung, die durch metrische wie sprachliche Gründe getragen wird.

Berlin. Andreas Heusler.

Die Urstammtafel der Westsachsen und das Beowulf-Epos.

Ohne Seitenblick auf das Epos soll zunächst der Text der ws. Stammtafel, soweit er für den Beowulf in Betracht kommt, d. h. jenseits Woden, studiert werden, ganz für sich allein genommen. Ein Denkmal von so ernsthaft dynastischem Charakter, das man an bedeutsamer Stelle in die Reichsannalen einfügte, muß Vernunft genug in sich selber getragen haben, um in der Hauptsache von innen heraus erklärbar zu sein.

I. Die Überlieferung des genealogischen Textes

erforderte, da sie von verwirrender Fülle ist, eine besonders umsichtige Sammel- und Sichtungsarbeit. E. Hackenberg in einer Dissertation über die ags. Stammtafeln überhaupt hat sie soeben geleistet (Berlin 1918), und die Ergebnisse dienen mir hier zur Grundlage. Bevor festgestellt ist, welche Fassung die ursprüngliche, welches ihr Wortlaut und wie die Abhängigkeit der späteren Redaktionen von ihr beschaffen ist, fehlt für die scharfsinnigsten Auslegungen der sichere Boden.

Die älteste Aufzeichnung, die uns begegnet, steht im ags. Annale zum Jahre 855. Damals vermählte sich der ws. König Æthelwulf (836—858) mit einer fränkischen Prinzessin; diese Begebenheit wollte der Annalist ins Licht setzen. Er gab also eine Ahnenliste des Königs, und zwar in ganz ungewöhnlicher Großartigkeit zurückgeführt bis auf Noa und durch diesen auf Adam. Er schrieb erst nach Æthelwulf, denn er fügte dessen Todesjahr ein und fuhr unmittelbar nachher fort, auch dessen Nachfolger bis herab zu Alfred (871—900) mit ihren Regierungsjahren zu verzeichnen; aber er kennt noch nicht Alfreds Ende — dadurch ist die Zeit seiner Tätigkeit umgrenzt.

Die Liste beginnt mit Æthelwulfs historischen Vorfahren bis hinauf zu Cerdic, dem ersten ws. König, der nach einer anderen Stelle der Annalen 519 'Herrschaft begann'.

Es folgen historisch nicht mehr bezeugbare Ahnen bis hinauf zu Woden — da brechen andere Fassungen der ws. Stammtafeln und auch viele Texte der außerws. ab. Diese Stufe der Genealogien ist unbedingt noch in heidnische Zeit zu verlegen, ja in stockheidnische, bevor noch im Laufe des 7. Jahrhunderts ein Herrschergeschlecht nach dem andern von Woden sich zu Christus wandte. Bestätigend sagt uns Beda 731, daß von Wodens Stamm 'multarum provinciarum regium genus originem duxit' (Hist. eccl. I 15).

Auf diesen Cerdic-Woden-Teil ist hier nur insofern einzugehen, als er uns die für die ws. Genealogisten geltende Technik der

Namenwahl anzeigt. Mit dieser Technik werden wir später den Aufbau der Teile jenseits Woden zu vergleichen haben. Die Namen werden von den Annalen-Hss. durch Jahrhunderte mit bemerkenswerter Übereinstimmung festgehalten; die älteste Annalen-Hs., das bekannte Parker-Ms. (Anf. 10. Jahrh.), liest:

Cerdic Elesing, Elesa Esling, Esla Giwising, Giwis Wiging,
Wig Freawining, Freawine Friþogaring, Friþogar Bronding,
Brond Bældæging, Bældæg Wodening.

Das sind, was die Form betrifft, lauter Stabreimpaare. Betreffs Ableitung sind es entweder einteilige Namen von Stammesvätern, deren Völker auch sonst bei den Angelsachsen noch ziemlich klar zu erweisen sind: 'Gewissi' war nach Beda III 7 eine alte Bezeichnung für die Westsachsen; von 'Brondingum' erfahren wir durch uralte Memorialverse im Widsith (v. 25), und ebendaselbst ist auch von 'Wicingum' die Rede (v. 47, 59) — ein spätags. Lehnwort, das wohl erst der Schreiber des Widsith für älteres 'Wigingum' eingeführt hat. Oder es sind diminutive und zweiteilige Bildungen — abgesehen von Woden, dem unzweifelhaften Gotte —, wie sie alle Germanen für menschliche Persönlichkeiten gebrauchten. Man wäre versucht zu glauben, Cerdics Vater habe in der Tat **albi* + **sigi* > Elesa, sein Großvater **ansilō* > Esla geheißen, so unmythisch waren diese Namen geworden, so häufig haben die Angelsachsen noch in christlich-historischer Zeit die Ansennamen verwendet — wenn nicht dieselben beiden Bildungen, geschrieben Alusa und Oesa (Sweet, O. E. T. 170), auch in der nordhumbrischen Stammtafel von Bernicia, und zwar als Vor- und Nachfahren ganz anderer Ahnen, wiederkehrten. Frithu-gar, historisch mehrmals belegt, erinnert inhaltlich an die Urbedeutung von ags. *frið* = 'Schutz'. Das ähnlich farblose Frea-wine wurde dann als Stabreimbruder beigeordnet. Bei Bæl-dæg, dem Sohne Wodens, zwingt uns die Form des Wortes keineswegs, an den Scheiterhaufen (ags. bǽl) zu denken, durch den die Seele des gefallenen Helden nach Walhall gelangte; die Urbedeutung von *bǽl* war einfach 'Feuer', wozu *dæg* 'Glanz' gut paßte; abermals spielt eine ganz nahe liegende Vorstellung herein. Die ganze Reihe verrät eine sagenfrei wählende Hand; sie erhebt den Träger der Krone unter schwacher Verwendung kriegerischer Dinge mit altertümlichen Machtbegriffen und höfischem Alliterationsschmuck; sie verwundert uns namentlich durch die Willkür, mit der sie die Namensväter verschiedener Stämme zu einer ws. Einheitslinie filiiert.

Jenseits Woden steht in den führenden Hss. (vgl. Hackenberg) zunächst

Frealaf,

und zwar ist dies eine Glied als eine Stufe für sich zu betrachten, weil es eine andere Fassung der ws. Stammtafeln (Hs. Corp. Chr. Coll. Cambr. 183 und Tib. B V) und mehrere außerws. (Hs. Ves-

pasian B 6, geschr. 811—14, bei Sweet, O. E. T. 170 f.) nach oben beschließt. Wer diese Folgerung entkräften will, muß einen triftigeren Grund aufdecken, warum so verschieden geartete Genealogien gerade mit Frealaf übereinstimmend nach oben abbrechen.

Frea-laf ist ein zweiteiliger, also rein menschlicher Name und von sehr allgemeinem Inhalt. Dennoch hatte er viel zu bedeuten: als Sohn eines Frealaf ist Woden kein Gott mehr. Solche Entgottung ist ausdrücklich bezeugt bei Æthelward, dem Chronisten der Angelsachsen zu Ende des 10. Jahrhunderts; er wollte in Woden nur einen 'rex barbarorum' sehen und eiferte gegen die Auffassung der heidnischen Dänen in seiner Zeit, als wäre er ein Götze gewesen, 'infanda dignitate'. Auch in Skandinavien bekam Odin mit der Zeit einen ungöttlichen Vater, der aber Borr hieß (E. H. Meyer, Germ. Myth. S. 230). Keine wirkliche ags. Persönlichkeit hat jemals, soweit wir sehen, Frealaf geheißen; ein Missionar hat offenbar den Namen beigestellt, anknüpfend an den Freawine unter den vorhistorischen Nachkommen des Woden. Alle Kinder Gottes kann man eigentlich so nennen; wie ein solches Durchschnittsgeschöpf zu der Ehre kommen soll, die ags. Königsgeschlechter erzeugt zu haben, wurde anscheinend im Eifer der Verchristlichung kaum gefragt. Aber der Norden wie der Süden Englands erkannte denselben Vater — später auch dieselben weiteren Vorfahren — Wodens an: der internationale Charakter der Romkirche überwand alle Stammesunterschiede, wie sie der heidnische Kult bei den Nachkommen Wodens sorgsam erhalten hatte.

Die nächste Fortsetzung nach rückwärts reichte bis Geat; mit diesem Namen endet die Genealogie von Kent bei Nennius und die von Lindsey in der Hs. Vespasian B 6 (O. E. T. 171), sowie eine ws. (Ann. 547). Die Namen (mit Weglassung der *-ing*-Formen) heißen in den Annalen-Hss. B, C und D:

Frealaf — Finn — God(w)ulf — Geat.

Etwas anders schreibt die Parker-Hs. der Annalen:

Frithuwald — Frealaf — Frithuwulf — Fin — Godwulf — Geat.

Wieder etwas anders die anglisch gefärbte Hs. Vespasian:

Frealaf — Friothulf — Finn — God(u)ulf — Geot.

Der britische Nennius (ed. Mommsen S. 171) endlich liest:

Frealaf — Fredulf — Finn — Folcwald[1] — Geta[2].

Die Stabreimpaare der unhistorischen Namen diesseits Woden gehen also weiter; dabei hat sich die Umgebung von Frealaf wechselnd gestaltet, je nachdem man Frealaf und Fin(n) zu einem Paar zusammenzog oder beiden oder einem einen Stabnamen zu-

[1] *Hss.:* Folcpald, Folcþald, Folcpald, Folcuuald; *interpres:* Folcuald.
[2] *Verschiedene Hss.:* Geata.

gesellte. Auch die Namenbildung mit *friđu* (vgl. Wodens ws. Urenkel Frithogar) wurde fortgesetzt und starke kriegerische Begriffe vermieden. Endlich wiederholt sich die Verwendung von Stammväternamen: Fin(n) Godwulfing vertritt das Volk der Finnen (vgl. z. B. Widsith 20, 76) und deckt sich nicht etwa mit dem bloßen König Finn Folcwalding der Finnsage, zu dem nur der nichtags. Nennius abirrte; und Geat das Volk der Gauten (auch Widsith 58). Stabend zu Geat erscheint Godwulf. Der Fortsetzer der Stammtafel, der noch vor 811—814 (Alter der Hs. Vesp.) tätig war, verstand also die alte Technik der ws. Genealogisten und behielt sie bei.

Wenn er jedoch Geat an die Spitze stellte, wo früher Woden gestanden hatte, dachte er schwerlich bloß an einen Volksvater dieses Namens. Das Wort erscheint ags. sonst nie selbständig, sondern nur als zweiter Bestandteil von Personennamen (wie Ælfgeat, Angengeat in der Königstafel von Bernicia, Leofgeat u. dgl.) und in einer Glosse für 'Harpye': *carngeat* (Wright-Wülker, Voc.). Seine Bedeutung ist offenbar 'Art, Geschlecht, Natur'. Es steht ablautend zu ags. *gêotan* '(er)gießen' und *gêotende* 'Arterie'. Bei anderen Germanenvölkern, namentlich bei den Skandinaven, hat sich *Gaut* — vielleicht auf einem ganz anderen Wege — sogar zu einem Synonym für Woden entwickelt (E. H. Meyer, Myth. S. 234). Indem unser Fortsetzer gerade diesen Namen an die Spitze seiner Genealogie schob, gewann er, ohne Rückfall ins Heidentum, eher mit einem Anflug von Naturkunde, eine inhaltlich genügende, dem ursprünglichen Woden-Anfang entsprechende Spitze. Daß ein Frealaf als Anfangsglied nicht ausreichte, kann geradezu diese weitere Fortsetzung veranlaßt haben.

Völlig anders werden Form und Inhalt der Namen, sobald wir uns der letzten Anstückelung in germanischer Sprache zuwenden, dem Teil Geat-Noa, den ich fortan einfach als Noa-Tafel bezeichne.

Was die älteste Überlieferung betrifft, zweigt sich die Parker-Hs. von den übrigen Annalen-Hss. durch eine auffällige Lücke ab. Daß sie hiebei nicht das Ursprüngliche bietet, ergibt sich namentlich durch das übereinstimmende Zeugnis der verschiedensten späteren Redaktionen. Ich gebe den ganzen Text synoptisch nach Thorpe, Saxon Chron. I 136. Kleinere abweichende Schreibungen hebe ich durch fetten Druck hervor, doch haben sie nichts Wesentliches zu bedeuten.

Parker-Hs. (Anf. 10. Jh.)	B (ca. 1000) und C (Mitte 11. Jh.)	D (Ende 11. Jh.)
Geat Tætwaing,	Geata (Geatt C) Tætwaing,	Geat Tætwaing,
Tætwa Beawing,	Tætwa Beawing,	Tætwa Beawing,
Beaw Sceldwaing,	Beaw Sceldweaing (Scealdwaing),	Beaw Scealdwaing,
Sceldwea Heremoding,	Scyldwa (Scealdwa) Heremoding,	Scealdhwa Heremoding,

Heremod Itermoning,	Heremod Itermoning,	Heremod Itermoning,
Itermon Hraþraing,	Itermon Hadraing,	Itermon Hadrahing,
	Haþra Hwalaing,	Haþra,
	Hwala Bedwiging,	Hwala Beowung,
	Bedwig Sceafing,	Beowi Sceafing,
	id est filius Noe,	id est filius Noe,
se wæs geboren in þære earce.	se wæs geboren on þære earce Noes.	se wæs geboren on þære earce Nones.

Es folgen die Patriarchen von Noa bis Adam nach der Genesis.

Verschwunden sind hier die regelmäßigen Stabreimpaare, die Stammesväter, die Friedensbenennungen. Auf den ersten Blick versetzen uns Zusammensetzungen wie Heremod zu got. *harjis* 'Heer' und Bedwig zu ags. *b(e)adu* 'Kampf' in stark kriegerische Sphäre. Selbst die ws. Sprachform ist hier, wo es sich doch um eine Ehrentafel für die ws. Dynastie handelte, durchbrochen, denn *e* nach *sc,* wie in Sceldw(e)a, statt *ie, i, y* ist im allgemeinen höchstens vereinzelt in der ws. Diaspora zu finden (vgl. zuletzt Kügler, Aws. *ie,* 1916, S. 61) und herrscht auswärts. Endlich fehlt dieser Teil in allen außerws. Stammtafeln, die doch bis Geat mehrfach willig mitgegangen waren. Das sind starke Unterschiede nach innen und außen, die nach Erklärung rufen.

Indes empfiehlt es sich, bevor wir auf Einzelheiten eingehen, die späteren Umformungen des Textes, soweit sie noch aus ags. Zeit stammen, durchzusehen.

Asser in seiner 'Vita Alfredi' 893 (ed. Stevenson 1904) übertrug ihn ins Lateinische. Er fügte u. a. zu Geat(a) eine Bemerkung hinzu, wonach diesen 'iamdudum pagani' — d. h. die skandinavischen Eindringlinge von Assers Zeit — 'pro deo venerabantur', sowie eine zweite, worin er Geat(a) mit einem Geta der römischen Komödie, der in einem von ihm zitierten Sedulius-Vers vorkommt. verwechselt, und fährt dann fort:

> Qui Geata fuit Cætuua[1]; qui fuit Beauu; qui fuit Sceldwea; qui fuit Heremod; qui fuit Itermod[1]; qui fuit Hathra; qui fuit Huala; qui fuit Beduuig; qui fuit Seth; qui fuit Noe.

Von den Fehlern des Asser, der als Waliser den ags. Eigennamen leicht ratlos gegenüberstehen konnte, und von seinen Erklärungen ist nicht eine Spur in der Annalenfassung zu finden; sie hat nicht ihn, vielmehr hat er, der häufige Annalenbenutzer, sie zur Voraussetzung, und zwar in einer Kopie, die, wie aus der Wiedergabe der Frealaf-Umgebung sich ergibt, der Parker-Hs. nahestand. Dadurch verengt sich zugleich der Zeitraum, innerhalb dessen die Annalenfassung entstanden sein muß, auf die Regierungsjahre Alfreds vor 893.

[1] So nicht bloß in der einzigen Hs., die sich bis in neuere Zeit erhielt, sondern auch bei Nachschreibern des Asser im 12. Jahrhundert; vgl. Hackenberg.

Aus Asser, als dem Lateiner, schöpften wieder die lateinischen Chronisten der spätags. Sprachzeit: Florenz von Worcester, der bei dem unbiblischen Seth als Sohn des Noa blieb, Simeon von Durham und Ordericus Vitalis, die für Seth den biblischen Sem einsetzten.

Als Redaktion aus Glastonbury ist die Vorlage zweier Hss. anzusprechen, die mitten im historischen Teil bei König Ine dieselbe Anspielung auf dessen Gründung der Abtei Glastonbury aufweisen. In beiden ist die Königsreihe bis zu Edgar (958—975) herabgeführt, woraus sich die Entstehungszeit dieses Textes ungefähr ergibt. Die eine Hs. ist Tiberius B V von c. 990 (ed. Rel. ant. 1843, II 172); die andere der bekannte Textus Roffensis von ca. 1124, fol. 101 (ed. Hearne 1720, S. 60—62). Der Text steht (in der Frealaf-Stelle) dem der Annalen-Hss. B und C näher als dem der Parker-Hs.

Tib. B V.	Text. Roff.
Eat	Eata Teþwafing,
Beawing,	Teþwa Beawing,
Beaw Scealdwaging,	Beaw Scealdwaging,
Scealwa Heremoding,	Scealwa Heremoding,
Heremod Itermanning,	Heremod Hermanning,
Itermon Haþraing,	Herman Haþraing,
Haþra	Haþra Hwalaing,
Bedwiging,	Hwala Bedwining,
Bedwig Sceafing;	Beadwig Sceafing;
se Scef wæs Noes sunu, and he wæs innan þære earce geboren.	se Scef wæs Noes sunu, and he wæs innan þære earce geboren.

Sicher ist die Lesung *Eat(a)* in diesen beiden Hss. ein Fehler. Da die Annalenfassung dafür die richtige, weil stabende Form Geat bietet, auch als die Vorlage Assers (893) weit älter ist, und weil der Hinweis auf die Gründung von Glastonbury sich durch seine Abwesenheit in den vielen anderen Hss. der ws. Stammtafeln als unursprünglich erweist, haben wir die Annalenfassung für die ursprünglichere zu halten. Was speziell den Scef betrifft, der uns hier zum erstenmal begegnet, ist die Art, wie er, als etwas Selbstverständliches, bloß erschlossen wird, in den ags. Genealogien ohne Parallele. Jene Genealogisten haben viel lieber durch Wiederholungen den Leser ermüdet als durch die Auslassung eines Wortes den Sinn gefährdet. Ihr Stil wäre es gewesen, zu schreiben: 'Sceafing, Sce(a)f Noeing', oder wenn man die Ableitung auf *-ing* von einem Fremdnamen wie Noa vermeiden wollte: 'Sceafing, Sce(a)f Noes sunu'. Eine ungenealogische Hand hat hier eingegriffen und eine Konjektur in den Text gesetzt.

Æthelwards lateinische Chronik der Angelsachsen reiht sich nach der Zeitfolge knapp an die Glastonbury-Redaktion, denn sie ist bis 973 herabgeführt, übernimmt aber den Text unserer Stammtafel doch aus der Tradition der Parker-Hs., wie die Namen vor und nach Frealaf zeigen.

Als Prinz des ws. Königshauses, der für eine Verwandte schreibt, treibt er einen besonderen Kult der gemeinsamen Ahnen; er zählt sie, und indem er vom ersten historischen König Cerdic rückwärts geht, fährt er nach Geat, der ihm der 15. ist, also fort:

sextus decimus Tetuua, septimus decimus Beo,
octavus decimus Scyld, nonus decimus Scef.

Ipse Scef cum uno dromone advectus est in insula oceani quae dicitur Scani, armis circundatus, eratque valde recens puer et ab incolis illius terrae ignotus; attamen ab eis suscipitur, et ut familiarem diligenti animo eum custodierunt et post in regem eligunt. De cuius prosapia ordinem trahit Athulf rex.

Der Schlußsatz soll offenbar betonen, daß die Stammtafel mit Scef an der Spitze abgeschlossen ist. Æthelward mußte erwarten, daß andere Genealogisten seine Darstellung, da sie ja der Tradition widersprach, bezweifeln würden; er gab also seiner Lehre, ähnlich wie der von Woden als bloßem 'rex barbarorum', einigen Nachdruck.

Inhaltlich ist sein Bericht zunächst deshalb merkwürdig, weil hier der Urkönig der Westsachsen in Skandinavien landet. Zur Not könnte man annehmen, daß Æthelward in Woden noch einen Germanen des Festlandes gesehen habe. Aber auch die Form der Namen, die er dem Sohn und Enkel des Scef gibt — die erhaltene Hs. (ed. Savile 1596) ist aus dem 11./12. Jahrhundert und durchaus nicht sonderlich nachlässig —, verrät eine Entgleisung. Abschreiber und Überarbeiter der Noa-Tafel hatten bisher in 'Beaw' treulich das *a*, in 'Sceldw(e)a' das *w* bewahrt, und auch spätere Kopisten, sofern sie nicht nachweislich von Æthelward abhängen, sind bis in die me. Zeit beim *w* geblieben; er aber bietet 'Beow' und 'Scyld'. Tatsächlich ist dies eine Angleichung an die Schreibung, die das Beowulf-Epos (v. 4, 18 ff.) von den zwei ersten Dänenkönigen überliefert.

Gehen wir auf dieser Spur weiter, so stellt sich heraus, daß Æthelwards Erzählung von Scef sich Schritt für Schritt an einzelne Ausdrücke dieser Beowulf-Stelle anlehnt. Das Epos erwähnt 'æđelinges fær' (33), ähnlich spricht der Chronist von 'uno dromone'. Dort landet er 'Scede-landum in' (19), hier auf einer Ozeaninsel Scani. Die Waffenbeschreibung des Epos (39 f.) spiegelt sich in Æthelwards 'armis circundatus'. Dem 'fêasceaft' (7) und 'umborwesende' (46) entspricht sein 'valde recens puer'; dem 'funden' (7) sein 'ignotus'; dem 'frôfre gebâd' (7) sein 'suscipitur'; dem 'wêox' und 'weorđmyndum þâh' (8) ungefähr seine Angaben über Erziehung; dem 'gôd cyning' (11) sein Schlußsatz über die Königswahl. Nicht immer ist dabei die passendere Auffassung auf seiten Æthelwards zu finden; namentlich auf Erziehung und Königswahl war ein Sendling der Götter nicht so angewiesen, wie es der spätws. Prinz seinen Zeitverhältnissen gemäß hervorhebt.

Daß das Beowulf-Epos um 991 bei gebildeten Angelsachsen

wohl bekannt war, erhellt aus der zum Teil wörtlichen Nachahmung in dem damals gedichteten 'Byrhtnoth'. Æthelward war nicht ein Mönch und nicht bloß auf Lateinbücher eingestellt, sondern ein höfischer Mann, der z. B. die Geschichte von den treuen Gefolgsleuten des Königs Cynewulf aus den ags. Annalen (755) umständlich entlehnte; er übernahm die Hengest-Sage aus Nennius und einen Vers aus Lucan. Prinzipiell ist gegen seine Benutzung des Beowulf nichts einzuwenden. Ist aber diese eingeräumt, so wird man auch seine traditionswidrige Voranstellung des Scef, unter Streichung aller Vorahnen, am ehesten durch Übernahme der Eposdarstellung von 'Scyld Scefing' (4) als einem Urdynasten ohne bekannten Vater erklären.

Asser rückübersetzt ins Ags. kann man eine Redaktion unserer ws. Stammtafel nennen, die im Textus Roffensis fol. 103 v° steht (ed. Hearne S. 59—60). Die Ahnenliste steigt hier von Adam herunter bis zu Edward dem Bekenner 1041—66. Die Noa-Tafel, die u. a. Assers Vermerk zu Geat(a) wiederholt, lautet da:

Þa wæs Noe; þa wæs Sem; þa wæs Scyf, se wæs in þam arken geboran; da wæs Bedwig; da wæs Hwala; da wæs Haþra; da wæs Iterman; da wæs Heremod; da wæs Scealdwa; da wæs Beaw; da wæs Teþwa; da wæs Geata, dene da hæþena wurþedon for god.

Deutlich ist hiebei auch die Glastonbury-Redaktion mitbenutzt, und zwar in einer Form, die dem Text des Textus Roff. fol. 101 nahestand, denn der Fehler *Teþwa* ist nur in letzterer noch zu finden, und es ist nicht anzunehmen, daß zwei Schreiber unabhängig voneinander auf eine so sinnlose Verderbnis verfielen.

Zwischen Noa und Bedwig stehen hier sogar zwei Namen. Sem stammt aus der Tradition des Asser, dessen Seth von irgendeinem bibelfesten Schreiber korrigiert werden konnte. Scyf ist einfach als spätags. Form für Sce(a)f zu fassen (Kügler S. 60 ff.) und stammt aus der Glastonbury-Redaktion. Wir haben es mit einer Kontamination zu tun, durch die sich eine wachsende Verständnislosigkeit und Willkür der Kopisten kundgibt.

Wilhelm von Malmesbury in der 'Historia regum', ca. 1125, ist bereits auf dem Wege zum Romanschreiber, als welcher ein Jahrzehnt später Galfrid von Monmouth mit seinen Geschichten von Lear, Arthur, Merlin u. a. die Welt erstaunen sollte. Er durchbricht die Noa-Tafel mit einem noch ausführlicheren Sceaf-Bericht als Æthelward (ed. Stubbs I 121):

Getius (filius) Tetii; Tetius Beowii; Beowius Sceldii; Sceldius Sceaf. Iste, ut ferunt, in quandam insulam Germaniae, Scandzam, de qua Jordanes, historiographus Gothorum, loquitur, appulsus navi sine remige, puerulus, posito ad caput frumenti manipulo, dormiens, ideoque Sceaf nuncupatus, ab hominibus regionis illius pro miraculo exceptus et sedulo nutritus: adulta aetate regnavit in oppido quod tunc Slaswic, nunc vero Haithebi (*Hss.*: Eithesi, Hurtheby) appellatur. Est autem regio illa Anglia Vetus dicta, unde Angli venerunt in Britanniam, inter Saxones et Gothos constituta.

Sceaf fuit filius Heremodii; Heremodius Stermonii; Stermonius Hadrae; Hadra Gwalae; Gwala Bedwigii; Bedwegius Strephii (*and. Hs.:* Screphii); hic, ut dicitur, fuit filius Noæ in arca natus.

Man sollte Wilhelm v. M. nicht neben Æthelward als Gewährsmann anführen. Seine Noa-Tafel ist lediglich aus der des Æthelward geschöpft und mit krausen Motiven aus Büchern und eigener Phantasie verbrämt. Nach diesem Vorgänger schreibt er 'Beowius' mit *o* und 'Sceldius' ohne *w*. Von ihm hat er die 'Insel' Scandinavien, wobei er Jordanes nur zur Ausmalung mit heranzog, und das rittermäßige, nicht reckenmäßige Ideal der 'sorgsamen' Erziehung übernommen. Aus seinem 'valde recens puer' hat er einen 'puerulus' gemacht. Aus einer anderen Stelle des Æthelward zerrte er die Bemerkung über die anglische Stadt Schleswig herbei, ohne zu bedenken, daß er es mit einer sächsischen Stammtafel zu tun hatte. Er war eben schon ein halber Normanne, schrieb 'Guala' statt 'Wala', war gar nicht gut auf die ersten ags. Siedler zu sprechen und wünschte vielmehr ihrem großen Gegner Arthur eine würdige, wahrheitsgemäße Darstellung (I 11), hatte also von vornherein keinerlei inneres Verhältnis zu altheimischer Volksüberlieferung. Er nennt Æthelward im 'Prologus' und verbeugt sich vor ihm als einem 'illustri et magnifico viro', blickt aber aus einem moderneren Stilgefühl auf dessen Werk herunter, 'cujus mihi esset intentio animo, si non essent verba fastidio'.

Die Verbesserungsmittel, die unser Mönchschronist in den Æthelward von außen hineintrug, waren zum Teil legendare. Die Wundergeschichte hat er in all seinen Schriften mit ungewöhnlichem Eifer gepflegt. Wenn er hier das Schiff des Sceaf als 'ruderlos' und seine Landung als 'Mirakel' beschreibt, so folgt er einer Denkweise, für die sich in den ags. Annalen zum Jahre 891 ein klares Beispiel findet: damals hatten sich drei Kleriker aus Irland 'Gott zuliebe' auf einem ruderlosen Boote dem Meer überlassen, und als sie der Wind nach Cornwall trieb, nahm sie König Alfred wie gottgesandte Helfer auf. Etymologie war für Wilhelm ein zweites Steckenpferd. Personennamen, die er in Glastonbury auf den Ehrengräbern las, brachte er sofort mit Ortsnamen zusammen (I 26), wobei wir natürlich nach Lautgesetzen nicht fragen dürfen. So hat er hier den Sceaf auf ags. *scêaf* 'Schaube, Garbe' bezogen und diese Erklärung noch mit Genugtuung unterstrichen: 'ideoque Sceaf nuncupatus'. Niemals finden wir einen ags. Mann nach einem Ding des Ackerbaues genannt — begreiflich, da ja solche Arbeit den Unfreien überlassen war. Wenn dann Wilhelm seinem Sceaf-Knaben die Schaube noch wie ein Attribut beilegt, so hat er eher antik als germanisch gedacht, fast als hätte er, der mehrfach den Ovid im Wortlaut zitiert, dessen Triptolemus vor Augen gehabt, der als jugendlicher Günstling der Ceres auf ihrem Wagen durch die Luft

nach Thrakien fährt und sich dort einem Barbarenkönig mit den Worten vorstellt:

'Dona fero Cereris, latos quae sparsa per agros
Frugiferas messes alimentaque mitia reddant.' (Met. V 655 f.)

Das Schönste aber leistete Wilhelm, nachdem er die Wundersendung des Sceaf geschildert hatte: er gab ihm menschliche Ahnen, Heremod usw., wie er in der Annalenfassung der Noa-Tafel sie fand. Er kontaminierte, gleich dem Rückübersetzer der Asser-Redaktion. Und als er auf diesem Wege zum zweitenmal auf etwas wie Sceaf stieß, nämlich auf (Bedwig) Sceafing, schuf er daraus einen Screphius oder Strephius, unbekannt welcher Herkunft. Er wußte, daß Æthelward seine Sceaf-Geschichte nicht aus historischer Quelle hatte, und deutete dies durch einleitendes 'ut ferunt' an; desto kühner hat er selbst weitergefabelt. Zu Anfang des 12. Jahrhunderts ändert sich überhaupt der Wahrheitsbegriff der Erzähler; sie halten sich nicht mehr an das Sitten- oder Sagengerechte oder an die Vision, sondern werden anekdotenhaft; die Gebundenheit altepischen Denkens macht Platz für phantasiefreie Novellistik.[1]

Wenige Jahrzehnte nach Wilhelm hörte durch den Verfall der ags. Schreiberschulen der geistige Zusammenhang mit dem alten Germanentum auf der Briteninsel nahezu auf. Es verlohnt sich für meine Zwecke nicht, den weiteren Kopien der Noa-Tafel nachzuspüren. Das bisherige Ergebnis ist: nur die Annalenfassung ist Quelle erster Hand und verdient Glauben — abgesehen von der Lücke in der Parker-Hs., die sich als vereinzelt und daher unursprünglich erweist.

---

[1] Bei dieser Gelegenheit möchte ich warnen, das Mirakel von der auf einem Schilde schwimmenden und Landbesitz anzeigenden Garbe, das in der Chronik von Abingdon zu 941—6 steht (ed. J. Stevenson I 89), ernsthaft zu nehmen oder gar altags. Volkskunde daraus abzuleiten. Diese Chronik reicht bis 1189 herab, ist also jünger als Wilhelm v. M., dessen Werk in einem mit Malmesbury so rege verkehrenden Kloster wie Abingdon unzweifelhaft bekannt und tatsächlich für die hiesige Chronik das deutliche Muster war. Für eine derartige Besitzanzeige ist nach dem Zeugnis F. Liebermanns in der ganzen ags. Rechtsliteratur nicht eine Spur zu finden; selbst Besitzanzeige durch das Los fehlt. Da das Histörchen darauf hinausläuft, daß eine Wiese am Fluß als Eigentum des Klosters Abingdon gesichert wird unter dem angeblichen Jubelruf der Zuschauer 'Jus Abbendoniae' und zur Abschreckung selbst für 'rex vel dux vel princeps', liegt die Tendenz handgreiflich zutage. Nachdem der Chronist den 'manipulum frumenti' wörtlich aus Wilhelm übernommen und zum Fingerzeig Gottes zum besten seines Klosters ausgestaltet hatte, lag es ihm nahe, nach Wilhelms Vorbild auch aus dem Namen von Sceafs Sohn einen Schild zu ersinnen und diesen mitspielen zu lassen. Die ganze Chronik wimmelt von seltsamen Mitteln, durch die sich die Mönche von Abingdon ihre Güter erworben hatten und für die Zukunft sichern wollten; was daneben an geschichtlichen Dingen vorkommt, ist nur Verbrämung. Das Histörchen ist ein Musterbeispiel einer 'pia fraus'. Selbst volkskundliche Schlüsse sollte man nicht bloß aus Einzelstellen ziehen, ohne zugleich den Gesamtcharakter der Quelle zu beachten.

II. Deutung der Namen.

Als Kemble 1836 seine bekannte Schrift über die Stammtafel der Westsachsen herausgab, durfte man noch bei Haþra an ags. *hādor* 'heiter', bei Hwala an ags. *hwæl* 'Walfisch' denken. Heute wissen wir durch Förstemann und Searle, wie die Angelsachsen Namen schöpften, durch sie und Rudolf Müllers Studie über die Namen im Liber Vitae auch einigermaßen, wie sie Vollformen in historischer Zeit kürzten. Mit diesen beiden Kompassen versehen, wage ich mich auf das gefährliche Gebiet der Namenerklärung.

Tætwa ist eine deutliche Zusammensetzung. Der erste Bestandteil steht natürlich zu ags. *tǣtan* 'erfreuen', altn. *teitr* 'gefällig', ahd. *zeiz*. Der *i*-Umlaut zwingt uns, als zweiten Bestandteil ags. *wine* anzusetzen; vgl. Bedwig aus deutlichem *badu* + *wīg*. In historischer Zeit heißt es zwar immer Tatwine ohne Umlaut (Searle 441); das kann aber eine jüngere Formation unter dem Einfluß des Simplex oder umlautverwehrender Zusammensetzungen gewesen sein. Der Wandel des Vokals in *wine* zu *a* macht keine Schwierigkeit; vgl. Cuthwine > Cutha (Searle 150; Plummer, Ann. II 5 Anm. 6). Dagegen ist die Bewahrung des *w* nach Konsonant sehr merkwürdig. Im ausgedehnten ags. Namenmaterial habe ich vergeblich nach einer Parallele gesucht. Ich sehe keinen Ausweg, als eine ältere Technik des Kürzens festzustellen.

Sceld-wa, -wea kann glatt dem in Doomsday bezeugten Scelweard, Sceluuard entsprechen (Searle 410). Im ersten Teil ist die Schreibung mit *ea* (z. B. Ann.-Hs. C, D) ähnlich zu beurteilen wie in Ceardic für Cerdic, nämlich als Reflex jüngerer, monophthongischer Aussprache des *ea* bei den Westsachsen auf die Schreibung. Ob der zweite Bestandteil ein *-weald* oder *-weard* voraussetzt, bleibt natürlich ungewiß.

Beaw, das ich absichtlich erst nach dem durchsichtigeren Sceldwa behandle, stünde, wenn es ursprünglich einteilig wäre, in der Noa-Tafel vereinzelt da; ja, da es in Ermangelung von Beawingas keinen Stammesvater bezeichnen kann, in der ganzen Stammtafel. Kann eine zweiteilige Form auf *-wa* zugrunde gelegen haben? In Kurzformen von ags. Namen hat sich zwar, soweit ich sehe, *-wa* nach Vokal regelmäßig erhalten: Eowa, Heuua, Mawa (bei Searle). Aber als Flexionssilbe hat man germ. oder doch vor-ags. *-wa* mit vorausgehendem Vokal kontrahiert; vgl. **þewa, þēo* und dazu Ongentheow (Luick, Hist. Gr. § 101); auch *clawu, clêa* und *pâwa, pêa*. Darf solch altertümlicher Vorgang hier angenommen werden, so ist mit einer Vorstufe *Bawa* oder *Bêawa* zu rechnen. Als Vollform für *Bawa* kann man *badu* + *wulf* in Aussicht nehmen; was den Wegfall des *d* vor *w* bei der Kürzung betrifft, vgl. Theodwulf > T(h)eulf (Searle 444). Eine mögliche Vollform für *Bêawa* wäre

bèag 'Bauge' + *wine*, bezeugt im Liber Vitae (Searle 83), oder *bèag* + *wulf* (auf ags. Münzen, das.). Es ist aber auch möglich, daß Beaw. ähnlich dem Sceldwa. anglische Schreibung für ws. Beow ist. Dann ergäbe sich als Vollform *bìo* 'Biene' + *wulf*, wie der bekannte Biuulf im Liber Vitae hieß, also eine Bezeichnung für den Mann, der zu Opfer- und Gefolgschaftsschmaus den Met versorgt (?). Aber auch ein *beorn* 'Mann' + *wulf* scheint mir nicht völlig ausgeschlossen; zwar kann ich nur für den Wegfall des *r* oder des *n* Parallelen beibringen (Beornwald > Beorwald, Abt von Glastonbury c. 705, Searle 103 f.; Beonna im Liber Vitae, Rudolf Müller 25); doch ist bereits gezeigt worden, daß wir hier nicht bloß auf die Kürzungsmöglichkeiten historischer Zeit beschränkt sind. Inhaltlich würden alle diese Begriffsverbindungen zur Nachbarschaft entweder eines Sceldwa oder eines Tætwa passen. Den ursprünglichen Sinn von Beaw muß ich daher unsicher lassen; sicher ist nur, daß wir es mit einer vieldeutigen Wortverbindung zu tun haben, und solche Auslegbarkeit eines Namens kommt bei der Bildung und Verknüpfung von Sagen erfahrungsgemäß mindestens ebenso in Betracht wie die richtige Urbedeutung.

Here-mod ist durchsichtig und muß noch in historischer Zeit nach rühmlichem Kampfesmut geklungen haben, so viele Angelsachsen wurden noch im 8. bis 10. Jahrhundert so genannt.

Iter-mon enthält an erster Stelle ein Wort, das im ganzen Westgermanischen niemals vorkommt, im Altnordischen aber häufig ist, 'gloriosus' bedeutet und gerade auch mit *maðr* sich verbindet (Vigfusson). Der Name ist daher als Lehnwort aus dem Skandinavischen anzusehen und kann als solches nicht vor der Alfred-Zeit ins Ags. gekommen sein. Hiemit gewinnen wir eine obere Grenze für die Zusammenstellung der Noa-Tafel: sie kann nicht viel früher erfolgt sein als die Abfassung des ganzen Annale 855, und man darf sogar fragen, ob sie nicht etwa geradezu für die Alfredische Annalenredaktion gemacht wurde.

Jetzt wird klar, warum die Anknüpfung der Ahnen an Noa, obwohl nach dem Geschmacke der Zeit für jedes Herrscherhaus ruhmvoll, nicht ebenso wie die Hinaufführung zu Geat auch von anderen ags. Höfen übernommen wurde: nach dem Dänensturm von 866 bis 871 war keins mehr vorhanden! Nur die ws. Dynastie blühte weiter, und das wurde durch eine einzigartige Stammtafel markiert.

Haþra ist offenbar *haþu* 'Kampf' + *ræ̀d* 'Rat'.

Hwala wird verständlich, wenn man, wie bei Beaw, am Ende des ersten Bestandteils einen ausgefallenen Konsonanten ergänzt[1]: *hwæt* 'tapfer' + *làc* 'Spiel' gäbe eine für die Umgebung durchaus geeignete Begriffsverbindung und ist noch in historischer Zeit, um

[1] Vgl. Oeric neben Oisc, beides aus *ôs* + *rìc*, Beda II 5.

742. als der Name eines mercischen Bischofs bezeugt (Searle 309). Als Parallelen für den Verlust eines so starken Geräuschlautes wie *t* vgl. Beorhtwald > Burwold, Brihthelm > Brihelm (Searle 96, 122, 90).

Bedwig häuft *badu* 'Kampf' + *wīg* 'Kampf'. Der Name ist bei historischen Personen nicht zu finden, hat aber inhaltlich eine Parallele an dem mehrfach belegten Heaþu-wig (Searle 288).

Die bisher gewonnenen chronologischen Ergebnisse lassen sich folgendermaßen zusammenfassen:

6. Jahrhundert: Stammtafeln bis zurück zu Woden; lokal verschieden.
731: Als häufig von Beda bezeugt.
Frühchristlich: Frealaf als Vater Wodens hinzuerfunden; einheitlich durchgeführt.
Vor 811—4: Weitere gemeinsame Fortführung rückwärts bis Geat (altangl. Geot).
Alfredisch, zwischen 871 und 893: Zurückführung bis auf Noa; nur westsächsisch; anders geformt und mit Aufnahme fremder Bestandteile. Eingefügt in die rein ws. gewordenen Annalen (zum Jahr 855). Kein Sce(a)f.
893: Assers lateinische Redaktion. Scefing ersetzt durch Seth (bei Kopisten Sem).
Anf. 10. Jahrh.: Parker-Hs. der Annalen angefertigt; Scefing samt Umgebung ausgelassen.
Unter Edgar, † 975: Entstehung der Redaktion von Glastonbury (ags.); aus Scefing ein Sce(a)f erschlossen.
Æthelward, nach 973: Anlehnung an das Beowulf-Epos; Sce(a)f, erschlossen aus Scefing, als Urkönig und Vater des Scyld an der Spitze (lat.).
Unter Eduard d. B. (1041—66): Kontamination der Asser- und der Glastonbury-Redaktion im Text. Roff. mit Sem und mit Sce(a)f, geschr. Scyf (ags.),
Wilhelm von Malmesbury, c. 1125: Kontamination der Æthelward-Redaktion mit der Annalenfassung, wobei aus Scefing ein Screphius oder Strephius wurde (lat.).

Sceafing zu erklären bleibt noch übrig. Seit dem Zusammensteller der Noa-Tafel im Annale 855 hat kaum ein Bearbeiter mehr das Wort verstanden. Jener Zusammensteller selbst fühlte, daß es seinen ws. Lesern seltsam klingen dürfte, denn er fügte eine Art Definition hinzu: 'id est filius Noe', und er begründete diese auf den ersten Blick noch nicht einleuchtende Gleichung durch den Relativsatz: 'se wæs geboren in þære earce'. Zu der Arche muß also das Wort in engerer Beziehung stehen — da ist die Lösung zu suchen.

Männliche ags. Ableitungen auf *-ing* können, abgesehen von Sachbegriffen, dreierlei Arten von Personen bedeuten (Kluge, Nom. Stammbild., [2]1899, § 22—27):

a) Kollektivisch die Angehörigen eines Volkes, einer Gemeinde,

einer Familie. Wir lesen viel von *Scyldingas* = Dänen, von *Scylfingas* = Schweden u. dgl., aber nie von *Sceafingas*. Auch wäre ein Volks- oder Sippenname nicht gut mit der Arche zu verknüpfen. Dieser Weg ist also nicht gangbar und auch nie eingeschlagen worden.

b) Patronymisch den Sohn — unter Umständen auch den ferneren Nachkommen — eines mit dem Grundwort bezeichneten Mannes. An solchen Sohnesbezeichnungen sind die ags. Stammtafeln reich; speziell unsere ws. bringt sie reihenweise; es war daher natürlich, daß die Kopisten auch Sceafing — wenn sie nicht, wie dies in der Parker-Hs. geschah, die ganze Stelle wegließen — in solchem Sinne zu deuten versuchten, wobei sie allerdings bald auf einen Seth (oder Sem), bald auf einen Sce(a)f rieten. Selbst der Zusammensteller der Annalenfassung erklärte Sceafing zunächst in patronymischer Art, als Sohn des Noa, um dann erst auf die Arche hinzuweisen. Das Fehlen eines Sceaf in der Annalenfassung ist unter solchen Umständen am allerwenigsten als zufällige Auslassung zu erklären. Gab es aber ursprünglich keinen Vater Sce(a)f, so entfällt auch die Auffassung des Sceafing als einer Sohnesbezeichnung.

c) Qualitativ einen Menschen, der mit dem Begriff des Grundwortes irgendwie zusammenhängt; manchmal in würdigem Sinne, z. B. *cyning*, *æþeling*; meist in diminutivem oder sogar in verächtlichem Sinne, z. B. *flýming* (vom sb. flêam 'Flucht'), *hôring*, *nîđing*, *earming* oder *ierming* (vom adj. earm), *lytling*. Wie bei allen männlichen Ableitungen auf *-ing* muß das Grundwort ein Substantiv oder Adjektiv sein. In historischer Zeit überwog für solche diminutive Bildungen bei den Angelsachsen schon weitaus das Suffix *-ling*. Dennoch hat Wilhelm von Malmesbury noch richtig gefühlt, daß Sceafing hiehergehört; nur verband er es unpassend mit dem Simplex *scêaf* 'Schaube', das mit der Arche in keinerlei unmittelbarem Bezug steht und auch nicht gut zu ags. Namengebung überhaupt stimmt. Gibt es für Sceafing ein anderes ags. Grundwort?

Als Verb ist von vornherein ausgeschlossen *sc(e)afan* 'schaben, schnitzen, glätten'. Das dazugehörige *sceafa* 'Hobel' oder vielleicht eher 'Schabemesser' (C. Brasch, Werkzeuge im Ae., 1910, S. 48, 127) hat mit dem Bau einer Arche kaum entfernt etwas zu tun, führt auch zu sehr ins Unheroische und Unhöfische. Vergeblich sucht man nach einem geeigneten ags. Grundwort.

Dagegen genügt allen Anforderungen ein lateinisches. In England wie auf dem Festland war *scapha* ein wohlbekannter Ausdruck für eine bauchige Art von Schiff oder Kahn. In den Corpus-Christi-Glossen begegnet *scaphum* : *scip* (Sweet, O.E.T. 95). Dann in Ælfrics Glossar *scapha vel trieris : litel scip vel sceigđ* (altn. skeiþ 'Kriegsschiff' nach Vigfusson); dann im Brüsseler Vokabular des 11. Jahrhunderts *scapha : ǽrendscip* (Wright-Wülker, Voc. 165 40, 287 28). In Ingulphs Chronik von Croyland, die freilich eine ziemlich späte Kompilation ist, wird vom altmercischen König Æthel-

bald 716—755 berichtet, er habe zum Bau des dortigen Klosters Erde auf Kähnen in die Sümpfe schaffen lassen: *scafis deferri* (ed. Gray Birch, 1877. S. 7). Gewiß gibt es noch mehr Belege. Aus den angeführten erhellt bereits, daß das Wort für die Angelsachsen ein einfaches, unter Umständen ein primitives Schiff bedeutete, das daher mit einer Arche leicht zusammenzudenken war. Wenn Sceafing davon abgeleitet wurde, so stand es ungefähr für 'Kahnmensch', und dieser Begriff genügt, um der Definition in der Annalenfassung Sinn zu verleihen.

Daß ein Fremdwort, noch dazu ein aus dem Griechischen (σκάφος) ins Lateinische hereingeholtes, so tief in ags. Sage (oder Sagendeutung?) eingedrungen sei, mag auf den ersten Blick befremden. Doch sind auch im Beowulf zahlreiche lateinische Lehnwörter schon vorhanden: *ambeht* (aus dem Kelt.), *ancor* (gr.), *candel, ceaster, dèofol* (gr.), *disc* (gr.), *draca* (gr.), *corclan* (chald.), *gìgant* (gr.), *gim, mîl, nôn, orc, scrîfan, segn, strǣt, symbel* (gr.), *træf* (im heidnischen Ritualausdruck hærgtrafum 175), *weall, wìc, wìn* (nach Pogatscher und Holthausen). Auch fehlt es im Ags. nicht an männlichen Ableitungen auf *-ing* von lat. Lehnwörtern, z. B. *câsering* 'Kaisergroschen'.

Bedenklicher ist es, daß *scapha* selbst, soweit wir sehen, nicht ins Ags. übernommen wurde und dennoch eine ags. Ableitung veranlaßt habe. Indes gibt es auch dafür Parallelen. Von lat. *glossa* fehlt ags. die einfache Entsprechung, doch haben wir die Ableitung *glêsan* = *glossare*. Ähnlich steht *lǣwed* zu *laicus, gràmâtisc* zu *grammatica, fullere* zu *fullo*. Der Angelsachse hat eben aus der Sprache seiner römischen Vorgänger in den britischen Städten nicht bloß durch gelehrte Vermittlung geschöpft, sondern, wie sich Pogatscher (Lehnwörter im Ae. S. 23) ausdrückt, 'von Volk zu Volk'. Was Beda im Eingangskapitel der Hist. eccl. über 'Latinorum lingua' als eine von den fünf lebenden Sprachen seines Britanniens (quinque gentium linguis) sagt, bezieht sich nicht bloß auf das Klosterlatein. Denkt man diese Verhältnisse aus, so ergibt sich für das Wort Sceafing (oder doch für dessen Deutung) gerade eine besondere Altertümlichkeit, und man begreift, daß es in der Alfred-Zeit bereits der Erklärung bedürfen konnte.

Wenn nun in der Noa-Tafel Bedwig und kein anderer mit dem Epitheton Sceafing ausgestattet ist, so verdankt er dies gewiß nicht seinem hochkriegerischen Namen, sondern lediglich seinem Rang als ältester der germanisch benannten Ahnherren. Dann aber kam die Bezeichnung einem Appellativum für einen Dynastiebegründer überhaupt sehr nahe, ungefähr wie uns bereits Wodensproß als ags. Gemeinvorstellung für Königsurahn begegnet ist. Es darf uns daher nicht wundern, wenn wir an anderem Orte auch einen andern Urkönig als Sceafing hingestellt finden werden.

Da ferner unser Sceafing mit einem gottgewollten Wunderfahrzeug, wie es die Arche war, eng zusammenhängt, konnte dem

Worte ein mystischer Zug anhaften, als hätte göttliche Fügung den Urkönig über pfadloses Wasser herangeführt. Zugleich liegt etwas Notdürftiges darin, daß er in der Arche zur Welt kam; es ist ein Moment unscheinbaren Erstauftretens, ein Aschenbrödelzug (vgl. me. askebaþie = Aschenbrödel), wie er auch im ags. Epos gelegentlich auftaucht (Beowulf ist in der Jugend träge). Volle Klarheit dürfen wir übrigens in einem Denkmal wie das vorliegende, das sich nur ausnahmsweise zu einem Satz erschwingt, nicht erwarten.

Wie der Sceafing-Glaube entstanden sein mag, soll hier wenigstens gefragt werden. Germanisch-heidnisch war er kaum; der vorchristliche Angelsachse glaubte an Woden oder einen andern Kriegsgott (Seaxnete in der Stammtafel von Essex) als klaren Königsurahn. Die Römer der Kaiserzeit verehrten in Aeneas einen Stammvater, der zu Schiff mit göttlicher Hilfe Latium anfuhr[1]; auch die Briten haben sich spätestens in der Zeit des Nennius (§ 18) in der Person des Trojanerprinzen Brutus, der angeblich von der Rhea Sylvia abstammte, einen ähnlichen Urkönig beigelegt; doch fehlt beiden die Unscheinbarkeit des Erstauftretens. Wer auf diese von vornherein Gewicht legt, muß wohl die Aufmerksamkeit auf den Findelknaben Moses, schwimmend im Binsenkörbchen am Ufer des Nil, richten, der zu einem Retter und Kriegsherrscher des auserlesenen Volkes heranwuchs (Exodus 2, 3). Das Alte Testament samt Moses ins Gefolgschaftswesen umzudichten war ja schon im siebten Jahrhundert den Angelsachsen eine Lieblingsaufgabe.

Für den Zusammensteller der Noa-Tafel aber war die Sceafing-Vorstellung das Bindeglied, mit dem er die ws. Könige an die Patriarchen des Alten Testaments anknüpfte. Durch sie hat er die ags. Genealogistik in einer Richtung ausgebaut, die an König Alfreds Orosius erinnert, wo der Schwefelregen von Sodom und der ägyptische Josef wie die Fahrt der Argonauten und der Trojanerkrieg in die römische Chronologie 'ante urbem conditam' mit Jahreszahlen genau eingepaßt sind: Wirklichkeit und Bibelsage sollten ineinandergreifen.

III. Noa-Tafel und Widsith.

Die Übereinstimmung beschränkt sich, was Namen einzelner Personen betrifft, auf einen einzigen: Hwala. Er steht in der Königsliste des Widsith an der Spitze (v. 14), noch vor Alexander d. Gr., und erscheint gleich diesem als Herrscher über ungenannte Völker; dies hohe Alter stimmt zum Platze, den Hwala in der Noa-Tafel einnimmt, deren Zusammensteller also wenigstens teilweise an altüberliefertes Sagenmaterial sich hielt. Die Metrik fordert hier für das bet. *a* Länge: das mag auf Ersatzdehnung für dahinter ausgefallenes *h* beruhen.

[1] Vgl. *Cāsere* als Sohn Wodens in der ostanglischen Stammtafel.

Dagegen bleibt der Langobardenkönig Sceafa, der im Verlaufe derselben Königsliste begegnet (v. 32), besser aus dem Spiele. Er wird nicht unter ersten, sondern nur unter hervorragenden Königen aufgezählt, braucht daher mit Sceafing nicht zusammenzuhängen. Sein Name ist eine deutliche Zusammensetzung. Sollte der erste Bestandteil ein nationalisiertes *scaph-* 'Schiff' sein, so wären als nächste Parallelen unter den historischen Namen der Angelsachsen solche mit *céol-* anzuführen; doch würde die Deutung dadurch nur schwach gestützt. Wenn aber in derselben Königsliste Breoca (24) auf *breoct-*, Meaca (23) auf *meact-* zurückzuführen sind, kann hier ebensogut ein *sceaft-* zugrunde liegen; dafür stehen ausreichende Parallelen zu Gebote, ein Sceafthere im selben Widsithvers, ein Sce(a)fthere als Zeuge in einer Urkunde aus Worcestershire 692 (Searle 410). Wer endlich anglisches *ea* für *eo* in mehr als einem Namen des Widsith beachtet (Eatul 70, Earmenric 111), kann auch an *sceorf-* 'scharf' denken. Selbst ein *scéot-* mit einem zweiten Bestandteil, der *f* im Anlaut hätte, z. B. *frèa,* wäre nicht völlig ausgeschlossen.

IV. Die Berührungen mit dem Beowulf-Epos

ergeben sich jetzt von selbst. Sie betreffen ein Attribut und drei Namen, die der Epiker alle mit einem ganz anderen Herrschergeschlecht als der Genealogist, mit dem der Dänen, und zwar in frühhistorischer Zeit, gegen das Zeugnis altdänischer Quellen zusammengebracht hat.

1) Scefing, in wesentlich außerws. Schreibung, wiederholt sich gleich zu Anfang des Epos als Epitheton für Scyld, den Begründer der Skioldungen-Dynastie. Das Wort ist ebenso verstanden wie in der Noa-Tafel, denn es leitet die Erzählung von Scylds Ankunft zu Schiff ein. Der volle Sinn der Sage konnte erst hier, wo frei zu reden war, auseinandergesetzt werden: der Urkönig kommt allein, als Kind, aus mystischer Ferne, nur von Waffen und Kleinodien umgeben, und nach seinem Tode geht alles, nur seinen Sohn ausgenommen, wieder dorthin zurück, denn der Ursprung des Königshauses soll als göttlich gelten. Die Sceafing-Vorstellung der Noa-Tafel ist dabei nicht eigentlich verändert, sondern nur verdeutlicht. Obwohl der Epiker sich eine Reihe Wörter erlaubt, um die Ausstattung des Scyld zu beschreiben, kommt doch nicht eine Spur von einer Kornschaube oder einem Ackerbaukult vor; die Waffen und Kleinodien (v. 39, 44) passen nicht zur Darstellung des Mönchs von Malmesbury, sondern eher zu den Kriegs- und Glanznamen der Noa-Tafel, wenn sie nicht etwa vorwiegend der Prunkliebe aller Heldenepik ihr Dasein verdanken.

2) Heremod kehrt im Epos in unveränderter Schreibung wieder, doch an zwei ganz anderen Stellen (901 ff., 1709 ff.). In der Noa-Tafel der Vater des Sceldwa, ist er hier der einzige Vorgänger des Scyld auf dem Dänenthron, der überhaupt genannt wird. Rauh, wie sein Name klingt, ist auch sein Wesen geschildert. Abermals

weiß der Epiker mehr zu erzählen, als der Genealogist anzudeuten vermochte: von Kämpfen des Königs mit Riesen, von Grausamkeit gegen die eigenen Leute, von Zugehörigkeit zum Geschlecht eines Ecgwela. Letzterer Umstand ist von besonderer Wichtigkeit, weil er der Noa-Tafel widerspricht, die ja nirgends unter den Ahnen des Heremod einen Ecgwela mehr kennt, vielmehr als dessen Vater einen sehr verdächtigen Itermon anführt.

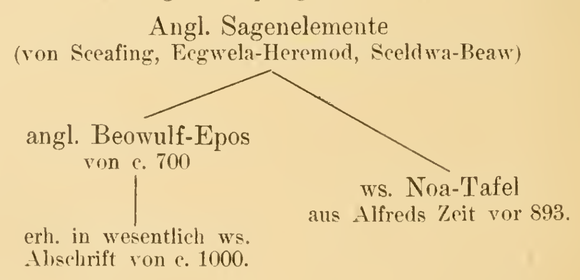
3, 4) Der Sceldwa der Noa-Tafel und sein Sohn Beaw sind im Epos durch Namenähnlichkeit sowie durch gleiche Gruppierung zueinander erkennbar als der Däne Scyld (4) und dessen Sohn Beowulf (18). Aus Sceldwa konnte man durch weitere Kürzung (vgl. Beispiele bei Searle S. XXII) ein 'Sceld' erschließen, das dann mit dem vorhistorischen Namen des dänischen Dynastiebegründers — in historischer Zeit bei Sven Aageson c. 1190 bereits Skiold geschrieben — glatt zusammenfiel. Nichts als dieser Gleichklang läßt sich als Grund dafür ersinnen, daß ein Name mitten aus einer ags. Ahnenreihe heraus mit dem Namen des dänischen Urkönigs identifiziert wurde. Sceld(wa) zog dann naturgemäß auch seinen Vorgänger Heremod und seinen Sohn Beaw, für die es in den historischen Königslisten der Dänen keine anklingenden Namen gab, mit in die dänische Königsreihe des Epos herüber. Aus Beaw konnte der Epiker oder auch ein Kopist, wenn *ea* mit *eo* in anglischer Weise vertauscht war oder wurde, ohne weiteres eine Vollform Beowulf erschließen, die den Vorteil hatte, den menschlichen Sohn durch einen zweiteiligen Namen vom gottgesandten Stammvater (vgl. Wæls 897 — Sigemund 875) stärker zu sondern.

Von Charakter und Taten dieser beiden Dänenkönige weiß der Epiker nur Allgemeinheiten zu melden, wonach der eine das Ideal eines reifen, der andere das Muster eines heranwachsenden Gefolgschaftsführers war. Bei seiner sonstigen Geneigtheit, alte Sage zu verwerten, ist daraus zu folgern, daß er von ihnen nicht viel mehr als ihre Namen wußte. Je dürftiger sie in ags. Überlieferung ausgestaltet waren, desto eher durfte sie ein etwas kühn zufassender Dichter in Ausländer verwandeln.

Übersicht der Namenverschiebung:

Älteste Dänenkönige nach Sven Aagesøn (c. 1190)	Älteste Dänenkönige nach Saxo Gr. (c. 1200)	Älteste Dänenkönige nach d. Beowulf-Epos	Urahnen der Wss. nach d. Noa-Tafel
		Ecgwela	Bedwig *Sceafing*
		Heremod	*Heremod*
Skiold	*Scioldus*	*Scyld Scefing*	*Sceldw(e)a*
	Gram		
	Frotho	*Beowulf* Scyldinga	*Beaw*
Frothi Haldan	Haldanus	Healfdene	Tætwa

Das Studium der Noa-Tafel gewährt uns also Einblick in die Quellen, die der Beowulf-Dichter für die Vorgeschichte der Dänen benutzte. Ich denke mir den Vorgang so, daß in anglischen Hofkreisen frühchristlicher Zeit die Vorstellung verbreitet war, der Urkönig sei als Kind auf einem Schiffe von Gott geschickt worden; daß man ferner von Namen und Taten längstvergangener Kriegs- und Ruhmesherrscher sagenhaft erzählte; auch daß man einiges Wissen von Dänemarks Skioldungen bis herab zu dem in Skandinavien so gefeierten Hrolf Kraki = Hrođulf aus der festländischen Heimat sich bewahrt hatte. Als diese verschiedenen Elemente noch wohlverstanden waren, verknüpfte sie hier der Beowulf-Dichter in sein Epos. Aber zugleich wurden die Sagenelemente in schlichter Form festgehalten und gelangten so, als die Macht und Kultur der Angeln vor den Dänen erlag, in Alfreds Zeit zu ws. Hofkreisen, wo man sie zur Anknüpfung der königlichen Ahnenreihe an Noa verwendete, aber den Ausdruck Sceafing bereits erklären mußte. Bald ging auf diesem neuen Boden das Verständnis der Sagendinge völlig verloren, so daß zu Ende des 10. Jahrhunderts aus dem schleierhaft gewordenen Ausdruck Sceafing die Spukgestalt eines Sceaf erwuchs.



Schließlich noch ein Wort über das Verhältnis des Beaw zum andern Beowulf des Epos, zum gautischen Grendel- und Drachentöter, dessen Name sich wie eine Vollform zum Grendelkämpfer Beowa der bekannten Wiltshire-Urkunde von 931 ausnimmt. Formell ist nur zu sagen: war Beaw mit Beowulf *Scyldinga* identisch oder identifiziert, so konnte er es ebenso mit Beowulf *Gêata* sein. Inhaltlich läßt sich anführen, daß einerseits Beaws Vater Sceldwa nach dem Schilde hieß, und daß anderseits beim Drachenabenteuer des Beowulf *Gêata* ein besonderer Schild eine große Rolle spielt (2337, 2570, 2673); ob aber eine so indirekte Parallele als Argument für alten Zusammenhang der beiden Gestalten dienen kann, ist sehr zweifelhaft. Diese Gleichstellung ist daher vom Standpunkt der Noa-Tafel aus weder anzugreifen noch wirksam zu verteidigen.

Berlin. A. Brandl.

George Gissing über das dichterische Schaffen.

George Gissings *Private Papers of Henry Ryecroft* erschienen im Jahre 1903,[1] in demselben Jahre, in dem der Dichter starb. Mit einem Wort Swinburnes hat ein Kritiker dieses reizvolle Buch in einer Zeitungsbesprechung schön gekennzeichnet: 'Oh. golden book of spirit and of sense.' Henry Ryecroft genießt mit empfänglichem Gemüt die Ruhe des Landlebens nach den harten Entbehrungen und grausamen Enttäuschungen eines in der Großstadt ums tägliche Brot arbeitenden Schriftstellers. Seine Tagebuchblätter sind die Bekenntnisse Gissings selbst. Wie Henry Ryecroft hatte George Gissing im schweren Kampf ums Dasein gestanden ('the life of the garret and the cellar' S. 32). Eigene Armut hatte ihn hingezogen zu den Enterbten der Großstadt, deren Leben er in seinen Romanen schildert mit starkem Wirklichkeitssinn. düster und freudlos, ohne Dickens' Humor und Romantik. Am Abend seines kurzen Lebens — der Dichter ist nur 46 Jahre alt geworden — hat er die Bitterkeit überwunden: in den *Private Papers of Henry Ryecroft* stellt er sich uns dar als abgeklärter Denker, der sich innig des bescheidenen Heims auf dem Lande freut, der anspruchslos, zufrieden und behaglich den Büchern lebt und der Natur, Miltons Penseroso vergleichbar. Der Dichter läßt uns Blicke tun in sein Innenleben, die Tagebuchblätter spiegeln sein Leben, Fühlen und Denken wider. Gelegentlich macht er Bemerkungen, die wertvoll sind für die Erkenntnis vom Wesen des künstlerischen Schaffens. Diese Bemerkungen will ich hier herausgreifen.

Über das Schaffen des Dichters und des Künstlers überhaupt ist viel geschrieben worden. Zu den bedeutendsten Erörterungen über diese Frage gehört immer noch der Aufsatz von W. Dilthey, *Die Einbildungskraft des Dichters*, in: Philosophische Aufsätze, Eduard Zeller gewidmet (Leipzig 1887), S. 303—482. Aus der reichen Literatur der neueren Zeit nenne ich nur die Darstellungen von M. Dessoir. *Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft*, Stuttgart 1906, S. 229 ff.: Das Schaffen des Künstlers. und von J. Volkelt, *System der Ästhetik* III (München 1914), S. 41—294: Das künstlerische Schaffen. Die von M. Dessoir herausgegebene *Zeitschrift für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft* widmet

[1] Ich benutze die Pocket Edition, London, Constable & Co. — Über Gissing vgl. L. Kellner, Englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria, S. 586; H. Walker, Literature of the Victorian Era, S. 814; August Schäfer, George Gissing, sein Leben und seine Romane, Diss. Marburg 1908.

diesem Gegenstand in Aufsätzen, in Besprechungen und im Schriftenverzeichnis besondere Aufmerksamkeit.

Für die Frage nach dem künstlerischen Schaffen sind die Bekenntnisse der Künstler von größtem Wert. Die allgemeine Kunstwissenschaft kann in dieser Frage erst dann zu festeren Ergebnissen gelangen, wenn möglichst viele Zeugnisse von Künstlern über ihr Schaffen gesammelt sind. Die theoretischen Erörterungen ziehen ja 'Künstlerworte' mehr oder weniger häufig heran. Aber die Bekenntnisse der Künstler sollten meiner Meinung nach durchweg die Grundlage bilden.[1] Daran ändert auch die Möglichkeit wenig, daß der Künstler sich täusche in seiner Selbstbeobachtung (vgl. Ölzet-Newin, Über Phantasievorstellungen S. 40 ff., Volkelt, Ästhetik III, 74).

I. Bestimmung des Begriffes Kunst.

Gissing versucht (S. 59 ff.) eine Begriffsbestimmung der Kunst. Er hat sie selbst gefunden; er meint jedoch, daß sie auch schon von anderen aufgestellt sein könne. In seiner abgeklärten Art macht ihm die Frage der 'Priorität' sehr wenig Sorge. Gissings Worte über die Kunst lauten wie folgt:

It has occurred to me that one might define Art as: an expression, satisfying and abiding, of the zest of life ... [Das gilt von jeder Kunst:] in his creative moment, whether he produce a great drama or carve a piece of foliage in wood, the artist is moved and inspired by supreme enjoyment of some aspect of the world about him; an enjoyment in itself keener than that experienced by another man, and intensified, prolonged, by the power — which comes to him we know not how — of recording in visible or audible form that emotion of rare vitality. Art in some degree, is within the scope of every human being, were he but the ploughman who utters a few would-be melodious notes, the mere outcome of health and strength, in the field at sunrise; he sings, or tries to, prompted by an unusual gusto in being, and the rude stave is all his own. Another was he, who also at the plough, sang of the daisy, of the field-mouse, or shaped the rhythmic tale of Tam o'Shanter. Not only had life a zest for him incalculably stronger and subtler than that which stirs the soul of

[1] Dilthey bietet in seinem Aufsatz einen Abschnitt: 'Bestätigende Selbstzeugnisse der Dichter' (S. 401—409). In großer Zahl sind Zeugnisse von Künstlern über ihr Schaffen gesammelt worden von O. Behaghel, *Bewußtes und Unbewußtes im dichterischen Schaffen*, Rektorrede, Gießen 1906, und von R. Hennig, *Das Wesen der Inspiration*, in: Schriften der Gesellschaft für psychologische Forschung, Heft 17 (Leipzig 1912). E. Utitz, *Vom Schaffen des Künstlers*, Zs. f. Ästhetik 10 (1915), 369 ff. weist vielfach auf Schriften hin, die Selbstzeugnisse von Künstlern bieten.

Hodge, but he uttered it in word and music such as go to the heart of mankind, and hold a magic power for ages.

Ähnlich kennzeichnet Goethe den Dichter: 'Lebendiges Gefühl der Zustände und Fähigkeit, es auszudrücken, macht den Poeten' (Gespräche mit Eckermann, 11. Juni 1825). Und W. Dilthey sagt: 'Das Schaffen des Dichters beruht überall auf der Energie des Erlebens ... Das Lebensgefühl will ausströmen in Klang und Wort und Bild' (S. 340).

In jedem Menschen — so meint Gissing — steckt etwas vom Künstler: in dem Pflüger, der draußen auf dem Feld bei Sonnenaufgang sich gedrängt fühlt, aus lauter Freude am Leben ein paar Töne hinauszujubeln; und in dem Pflüger-Dichter Robert Burns. Es ist ein fein beobachteter Zug, wenn Gissing seinen Pflüger gerade in der Frühe des Morgens zu einem primitiven Sänger werden läßt. Dilthey, der gelegentlich von dem Spielen des Kindes mit dem Tonwechsel spricht, macht die Bemerkung (S. 402): 'Wie dasselbe der Ausdruck überschüssiger Kraft ist, ist es in der Morgenfrühe beim Kinde am stärksten.' Für Hinz oder Kunz (Hodge) bedeutet das Umsetzen des starken Lebensgefühls in Gesang nur einen festlichen Augenblick. Im Dichter ist das Lebensgefühl stärker und feiner (stronger and subtler!), es drängt auch mächtiger zur Auswirkung: die Umsetzung in Klang oder Wort oder Bild ist der Seele so notwendig wie dem Körper das Atmen (Dilthey S. 426). Zugleich hat der Dichter die geheimnisvolle Gabe (the power — which comes to him we know not how —),[1] sein Lebensgefühl so auszudrücken, daß er im Hörer oder Leser dasselbe Gefühl, nur in geringerem Maße, erweckt, das ihn beim Schaffen erregte. Die Befreiung von dem Gefühl durch das Gedicht gibt dem Dichter Befriedigung; 'doch wird zugleich dauernde Befriedigung in dem Hörer oder Leser zum Ziel des Dichters und zum Maßstab seiner Leistung' (Dilthey, S. 426; satisfying and abiding!).

II. Widersprüche in der Dichtung.

Dem Anteil des Unbewußten im dichterischen Schaffen steht der Anteil des Bewußten gegenüber. Gissing, selbst ein Denker wie sein Henry Ryecroft, stellt den Anteil des Denkens, ohne ihn zu verkennen, tief unter den Anteil des Unbewußten. Er steht ganz auf der Seite des aus überquellender Leidenschaft schaffenden Dichters, nicht auf der Seite des mit kaltem, nachrechnendem Verstand arbeitenden Kritikers. Gissing urteilt ähnlich wie Goethe: 'Überall sollen wir es mit dem Pinselstrich eines Malers oder dem

[1] 'Woher und wie — das weiß ich nicht, kann auch nichts dazu', sagt Mozart in seinem Bekenntnis über sein künstlerisches Schaffen, vgl. Otto Jahn, Mozart III, 423f.

Worte eines Dichters nicht so genau und kleinlich nehmen; vielmehr sollen wir ein Kunstwerk, das mit kühnem und freiem Geiste gemacht worden, auch womöglich mit ebensolchem Geiste wieder anschauen und genießen' (Gespräche mit Eckermann, 3. Teil, 18. April 1827).

Die Frage der Widersprüche hat in der Literaturgeschichte eine große Rolle gespielt.[1] Widersprechende Angaben wollte man früher einem Dichter nicht zutrauen, man schloß vielmehr aus ihrem Vorkommen in einer Dichtung auf die Beteiligung verschiedener Verfasser (Homer, Nibelungenlied, Beowulf). Schließlich hat man jedoch erkannt, daß Widersprüche auch in solchen Dichtungen vorkommen, die ganz sicher von einem Verfasser herrühren. Freilich können Widersprüche zustande kommen durch Beteiligung mehrerer Verfasser, durch Benutzung mehrerer Quellen. Aber die Hauptmasse der Widersprüche verdankt etwas anderem ihr Dasein. Die Fülle der Bilder und Vorstellungen, die Erlebnis (Quelle) und Einbildungskraft dem Dichter darbieten, bringt der ordnende Verstand nicht in volle Übereinstimmung. Die Widersprüche sind im Wesen des dichterischen Schaffens begründet.

Daß der Dichter manchmal sogar mit Bewußtsein an dem Widersprechenden festhält, das hat Goethe fein auseinandergesetzt in seinen bekannten Bemerkungen über die Kinder des Macbeth (in den Gesprächen mit Eckermann, 3. Teil, 18. April 1827; vgl. Collin, Litbl. 1904, Sp. 356, Behaghel S. 22) und weiter in seinen Äußerungen darüber, daß er selbst in der 'Helena' den Chor bei dem Trauergesang 'ganz aus der Rolle fallen' läßt. Goethe ist gespannt, ob die Kritiker 'Freiheit und Kühnheit genug' haben, über einen solchen Widerspruch hinwegzukommen; Eckermann freilich meint: 'Solche kleine Widersprüche können bei einer dadurch erreichten höheren Schönheit nicht in Betracht kommen' (Gespräche, 1. Teil, 5. Juli 1827).

Hören wir nunmehr Gissings Ansicht über das Unbewußte und das Bewußte im dichterischen Schaffen und die damit zusammenhängende Frage der Widersprüche (S. 60 f.).

> Not by taking thought does one become an artist, or grow even an inch in that direction — which is not at all the

[1] Vgl. über die Geschichte des Problems und die Beurteilung der Widersprüche O. Behaghel, Rektorrede (s. S. 26), S. 20ff.; seinem reichhaltigen Literaturnachweis in Anm. 135 seien die folgenden Schriften aus neuester Zeit zugefügt: A. Brandl, Pauls Grdr. II², 1006 mit Beispielen aus der englischen Literatur; G. Finsler, Homer, Leipzig 1908, S. 541 f.; W. Christ und W. Schmid, Geschichte der griechischen Literatur I⁶ (München 1912), S. 49 mit Literaturnachweisen. J. Collin hat Litbl. 1904, Sp. 354 f. und 356 f. vortrefflich auseinandergesetzt, wie sogenannte Widersprüche in Goethes Faust nicht nur aus dem Wesen des künstlerischen Schaffens zu begreifen sind, sondern auch künstlerischen Zwecken dienen.

same as saying that he who *is* an artist cannot profit by conscious effort. Goethe (the example so often urged by imitators unlike him in every feature of humanity) took thought enough about his Faust; but what of those youthtime lyrics, not the least precious of his achievements, which were scribbled as fast as pen could go, thwartwise on the paper, because he could not stop to set it straight? Dare I pen, even for my own eyes, the venerable truth that an artist is born and not made? It seems not superfluous, in times which have heard disdainful criticism of Scott, on the ground that he had no artistic conscience, that he scribbled without a thought of style, that he never elaborated his scheme before beginning — as Flaubert, of course you know, invariably did. Why, after all, has one not heard that a certain William Shakespeare turned out his so-called works of art with something like criminal carelessness? Is it not a fact that a bungler named Cervantes was so little in earnest about his Art that, having in one chapter described the stealing of Sancho's donkey, he presently, in mere forgetfulness, shows us Sancho riding on Dapple, as if nothing had happened? Does not one Thackeray shamelessly avow on the last page of a grossly 'subjective' novel that he had killed Lord Farintosh's mother at one page and brought her to life again at another? These sinners against Art are none the less among the world's supreme artists, for they *lived*, in a sense, in a degree, unintelligible to these critics of theirs. and their work is an expression, satisfying and abiding, of the zest of life.

Was Gissing über die Entstehung von Goethischen Gedichten sagt, gründet sich auf Goethes eigene Angaben.[1] Er erzählt in *Dichtung und Wahrheit* (im 16. Buch), daß seine Dichtergabe 'am freudigsten und reichlichsten unwillkürlich, ja wider Willen hervortrat'. 'Bewußtlos, ganz unvorbedacht' nennt Eckermann dieses poetische Schaffen (Gespräche, 2. Teil, 15. März 1831). Goethe selbst berichtet a. a. O. weiter: 'Auch beim nächtlichen Erwachen trat derselbe Fall ein ... Ich war so gewohnt, mir ein Liedchen vorzusagen, ohne es wieder zusammenfinden zu können. daß ich einigemal an den Pult rannte und mir nicht die Zeit nahm, einen querliegenden Bogen zurechtzurücken, sondern das Gedicht von Anfang bis zu Ende, ohne mich von der Stelle zu rühren, in der Diagonale herunterschrieb.' Ganz ähnlich äußerte er sich über diesen 'nachtwandlerischen Zustand' zu Eckermann (Gespräche, 3. Teil, 14. März 1830). Im Alter freilich ließ diese unbewußt schaffende Kraft nach, und Goethe war nach seinem eigenen Ge-

[1] W. Dilthey, Das Erlebnis und die Dichtung, Leipzig[2] 1907, S. 169 ff.: Die dichterische Phantasie Goethes. — Erich Frederking, Goethes Arbeitsweise. Diss. Gießen 1912.

ständnis gezwungen, mit vollem Bewußtsein zu schaffen, 'durch Vorsatz und Charakter zu erreichen, was eigentlich der freiwillig tätigen Natur allein zukommen sollte'.

Die Widersprüche sind auch nach Gissings Ansicht in dem Wesen des dichterischen Schaffens begründet. Er weist auf Widersprüche bei einigen berühmten Dichtern hin. Die widersprechenden Angaben bei Cervantes haben bekanntlich bei der Frage nach der Beurteilung der Widersprüche in den alten Epen eine wichtige Rolle gespielt (vgl. die Literaturnachweise bei Behaghel, Anm. 135, W. v. Wurzbach in der Ausgabe der Tieckschen Übersetzung des Don Quixote I, 93 und 94, Leipzig, Max Hesse). — Widersprüche bei Shakespeare weisen Brandl, Pauls Grdr. II², 1006 und M. Wolff, Shakespeare II, 2, 294, 442 nach. — Die Stelle bei Thackeray, auf die Gissing anspielt, steht in *The Newcomes* im drittletzten Absatz: 'By a most monstrous blunder, Mr. Pendennis killed Lord Farintosh's mother at one page and brought her to life again at another.'

Einen ähnlichen Fehler wie Thackeray hat Ariost gemacht: er läßt im *Orlando furioso* 18, 45 den Balastro fallen, aber dann 40, 73 und 41, 6 wieder unter den Lebenden weilen (Christ-Schmid, Gesch. d. griech. Lit. I⁶, 49).

Noch Schlimmeres hat sich der Verfasser der mittelenglischen alliterierenden Dichtung *Morte Arthure* zuschulden kommen lassen: Kaiser Lucius wird zweimal erschlagen, einmal von Lancelot und einmal von Arthur selbst; Cador wird V. 2385 bestattet, aber V. 4188 lebt er wieder und V. 4264 befindet er sich unter den Gefallenen; Cheldrike wird V. 2954 f. erschlagen, lebt aber V. 3537. Es ist nicht nötig, mit Erik Björkman (Ausgabe S. XXVI) diese Widersprüche mit der Annahme zu erklären, daß der Dichter mehr als eine Quelle benutzt habe.

Seinen Beispielen hätte Gissing noch die berühmten und berüchtigten Widersprüche und Unstimmigkeiten in Defoes *Robinson Crusoe* zufügen können. Hier sind die Widersprüche zunächst besonders auffällig, da der Dichter alles darauf angelegt hat, den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit zu erreichen. Daß Robinson die Kleider auszieht, um von seiner Insel nach dem gestrandeten Schiff zu schwimmen, dann aber dort sich die Taschen voll Zwieback stopft, wurde bald nach dem Erscheinen des Romans öffentlich gerügt: Ch. Gildon, der 1719 eine ganze Reihe von Widersprüchen festnagelte, um Robinsons Erzählung als Lüge zu brandmarken, konnte in diesem Fall schon auf die vorausgegangene Kritik verweisen.[1]

[1] Charles Gildon: The Life and Strange Surprising Adventures of Mr. D— De F— of London ... Qui vult decipi, decipiatur. London 1719. — In späteren Ausgaben hat Defoe den Text verbessert. In einigen ist einfach *hands* für *pockets* eingesetzt. Auch im *London Journal* vom 4. September 1725

Neuere Kritiker haben besonders in den Zeitangaben im Robinson manche Widersprüche gefunden. Liebenswürdige Herausgeber wollten dem Dichter die Schuld abnehmen und dem Drucker zuschieben; aber Hastings, *Modern Language Notes* 27, 61 weist überzeugend nach, daß in der Chronologie so vieles nicht stimmt, daß wir mit der Annahme von ein paar Druckfehlern nicht durchkommen. Bei Zeitangaben sind den Dichtern überhaupt oft Widersprüche untergelaufen von Homer bis zur Gegenwart. 'Hier ist das Nachrechnen ganz entschieden vom Übel, weil Poesie und Zahlen geschworene Feinde sind' (Finsler, 'Homer' S. 542). In Scheffels *Ekkehard* hat man Unstimmigkeiten in den Zeitangaben gefunden (Finsler, a. a. O.). Vor einem Fehler in den Altersangaben im *Wilhelm Meister* ist Goethe durch Schillers Aufmerksamkeit bewahrt worden (Briefwechsel, 3. und 9. Juli 1796). Mein früherer Hörer Herr Martin Schmitt weist nach, daß in dem Briefroman *Mémoires de deux jeunes mariées* von H. de Balzac die Zeitangaben nicht zueinander stimmen:

'Der Brief 7 von Louise de Chaulieu ist vom Januar 1824 datiert, der Brief 26, den dieselbe Dame als Baronne de Macumer schreibt, vom März 1825. Zwischendurch aber ist der Brief 24, den sie noch als Louise de Chaulieu schreibt, vom Oktober 1825 datiert.

Madame de l'Estorade schreibt den Brief 28 an Mme de Macumer im Dezember 1825; sie wird noch im gleichen Monat von einem Sohn entbunden. Auf diesen Brief antwortet nun Mme de Macumer im Januar 1826 (Nr. 30), schreibt aber gleichwohl im März 1826 (Nr. 32): «voilà plus de trois mois que je ne t'ai écrit et que je n'ai reçu de lettres de toi ... Je suis la plus coupable des deux, je ne t'ai pas répondu». Ein offenbarer Widerspruch, der sich vielleicht dadurch genetisch erklärt, daß vor dem Brief der Mme de M. als Nr. 31 ein Brief der Mme de l'Estorade steht, auf den dann Nr. 32 die Antwort sein könnte. Der Brief 31 steht aber falsch, denn er beginnt: «Voici bientôt 5 mois que je suis accouchée ...», muß also aus dem Mai 1826 herrühren.

Alle diese Unstimmigkeiten durch Druckfehler zu erklären, geht wohl nicht an.'

Auch Vertauschungen von Namen kommen vor. Besonders krasse Fälle findet das *Archiv* 88, 115 in einer modernen englischen Erzählung: "Unbegreiflich ist es, daß die Verfasserin auf S. 5 ff.

---

wird der Widerspruch angeführt: *the famous Passage of his Swimming to the Shore Naked, with his Pockets full of Biscuits, ... a most notorious Blunder ...* Weitere von Gildon getadelte Widersprüche besprechen Max Günther, Entstehungsgeschichte von Defoes Robinson Crusoe, Diss. Greifswald 1909, S. 25 ff., und W. T. Hastings, Errors and Inconsistencies in Defoe's Robinson Crusoe, Modern Language Notes 27 (1912), 161 ff.

nicht mehr weiß, was sie S. 1 gesagt hat. Hier heißt es doch deutlich genug: 'Nanny was the middle one of the five. The two eldest were boys. The two youngest were girls — Laura and Annie.' Aber S. 5 ist aus *Annie* ein *Charlie* und S. 6 ff. aus *Laura* wenigstens eine *Rosie* geworden." — Eine Namenvertauschung findet sich auch in George Gascoigne, *The Glasse of Government* (Complete Works, ed. by J. W. Cunliffe, Cambridge 1910, Bd. II). Der Herausgeber macht, worauf mich Fräulein stud. phil. Erna Diehl hinweist, im *Appendix* zu 85 33 darauf aufmerksam.

III. Der Einfluß der Musik auf das dichterische Schaffen.

Über die Vorgänge, die in der Seele des Dichters der künstlerischen Gestaltung vorausgehen, geben uns einige Dichter erwünschte Auskunft. Solche Zeugnisse haben Dilthey S. 401 ff. und Behaghel S. 12 ff. herangezogen. Schiller bekennt: 'Eine gewisse musikalische Gemütsstimmung geht vorher, und auf diese folgt bei mir erst die poetische Idee.' So übt denn die Musik einen günstigen Einfluß auf sein dichterisches Schaffen aus.[1] Auch andere Dichter berichten von der Einwirkung, 'die eine gute Musik auf die Tätigkeit ihrer dichterischen Phantasie ausübt'. Ich greife aus R. Hennigs Nachweisen (vgl. die S. 26 angeführte Schrift S. 125 ff.) die Tatsache heraus, daß auch Milton sich gern durch Musik zu dichterischen Schöpfungen inspirieren ließ. Hinzufügen will ich ein Wort, das Goethe bei der Arbeit an Iphigenie an Frau von Stein schrieb: 'Musik habe ich mir kommen lassen, die Seele zu lindern und die Geister zu entbinden', und ein andermal: 'Ein Quatro neben in der grünen Stube, sitz' ich und rufe die fernen Gestalten leise herüber' (Frederking S. 93).

Auch Gissing bekennt, welch starke Förderung sein dichterisches Schaffen durch die Musik erfuhr, es brauchte nicht einmal gute Musik zu sein (S. 149):

> ... anything that could by the largest interpretation be called music, I welcomed and was thankful for; even "five-finger exercises" I found, at moments, better than nothing. For it was when I was labouring at my desk that the notes of the instrument were grateful and helpful to me. Some men, I believe, would have been driven frantic under the circumstances; to me, anything like a musical sound always came as a godsend; it tuned my thoughts; it made the words flow. Even the street organs put me in a happy mood; I owe many a page to them — written when I should else have been sunk in a bilious gloom.

---

[1] Vgl. seine Zeugnisse bei J. A. Heid, Schillers Arbeitsweise auf Grund eigener Äußerungen, Diss. Gießen 1908, S. 30.

Wie ein musikalischer Eindruck den Dichter zu einer Wiedergabe in seiner eigenen Kunstsprache anregen kann, so umgekehrt ein dichterischer Eindruck den Musiker. Aber auch zwischen Dichtkunst und bildender Kunst finden merkwürdige Wechselbeziehungen statt (vgl. Hennig S. 134 ff.). Besonders häufig scheint es vorzukommen, daß lyrische Dichter durch Melodien angeregt werden. Das war in besonders starkem Maße der Fall bei Robert Burns und bei Thomas Moore.

Burns pflegte vorhandene Melodien zu 'illustrieren', d. h. ihnen Worte unterzulegen. Er erzählt selbst: 'These old Scottish airs are so nobly sentimental that, when one would compose for them, to *south* the tune, as our Scotch phrase is, over and over, is the readiest way to catch the inspiration ...' Und ein andermal, als Thomson ihn aufforderte, zu einer gewissen Melodie ein Lied zu schreiben: 'I do not know the air; and until I am complete master of a tune in my own singing (such as it is), I never can compose for it. My way is: I consider the poetic sentiment correspondent to my idea of the musical expression; then choose my tune; then begin my stanza ... humming every now and then the air with the verses I have framed.' Solche Dichtung nennt J. C. Dick, dem wir eine Ausgabe von Burns' Melodien verdanken, treffend *tone-poetry*.[1]

Auch Thomas Moore berichtet von der Bedeutung der Musik für sein Dichten: 'I must try my reader's patience with some account of my beginnings in music, — the only art for which, in my own opinion, I was born with a real natural love; my poetry, such as it is, having sprung out of my deep feeling for music.' — '... the bursting out of my latent passion for music, which was in reality the source of my poetic talent, since it was merely the effort to translate into words the different feelings and passions which melody seemed to me to express' (Memoirs, Journal and Correspondence of Thomas Moore, ed. by Lord John Russell, I, S. 17 und 60).[2] — Merkwürdig ist, daß Moore von Burns' musikalischer Begabung eine ganz falsche Vorstellung hatte, verführt durch die Biographie von Currie. Moore wundert sich über 'the rare art of adapting words successfully to notes, of wedding verse in congenial union with melody' bei einem Dichter, der nach seiner Meinung von Musik nichts verstand (Works 1841, V, 21).

Gießen. Wilhelm Horn.

[1] Vgl. J. C. Dick, Notes on Scottish Song by Robert Burns, London 1908, S. XLI; L. Morsbach, Die Lyrik Robert Burns', Göttingen 1910, S. 3 f.

[2] Ich verdanke M. Freund den Nachweis der Stellen.

La Beaumelles *Mes Pensées*.

(Fortsetzung.)

Allgemeine Würdigung der *Pensées*.

Der Aphorismus hascht meist mehr nach Einfällen als nach Einsichten. Er kann nicht eine mit strenger Folgerichtigkeit, Schluß an Schluß reihende Gedankenkette ersetzen, von der er höchstens das letzte Glied ist, da (wie Lessing einmal sagt) noch so viele Blitze noch immer keinen Tag machen. Aphorismen sind das Produkt eines Geistes, der seine Gedanken mit Vorliebe auf der straffen Sprungfeder verblüffender Einfälle ins Unvermutete hineinschnellt, lieber blendet als überzeugt, uns lieber durch eine plötzliche Attacke überfällt als durch eine planmäßige Belagerung unsere Übereinstimmung gewinnen will. Sie sind zuweilen nur die Eingebung einer falschen Genialität, die glauben machen will, jeder ihr angeflogene und von ihr nachlässig hingeworfene Gedankensplitter müsse eine Welt von neuen Ideen erschließen und etwa wie eine Skizzelle Michelangelos oder ein unvollendeter Vers Virgils aus der Klaue den Löwen erkennen lassen.

La Beaumelle ist sich dessen bewußt, daß der Aphorismus nicht die höchste Ausdrucksform des menschlichen Denkens bedeutet. Er macht nicht aus der Not eine Tugend, sondern bekennt[1] mit dankenswerter Offenheit, daß 'Leute, welche an Migräne leiden, nicht zusammenhängend denken dürfen', und sagt ein andermal:[2] 'Es ist eine Gabe, zu denken, eine große Gabe, zusammenhängend zu denken, und eine noch größere Gabe, gar nicht zu denken.' Auch er ist den mit dieser literarischen Form verbundenen Gefahren um so weniger entgangen, als er seine Aphorismen nicht wie ein kluger Sämann den Samen mit sparsamer Hand ausstreut, sondern gleich sackweise ausschüttet. Seine 'Gedanken' machen öfters nur den Eindruck von Signalschüssen, die darauf aufmerksam machen sollen, mit welcher Virtuosität er auf dem gespannten Seile des Paradoxen auf und ab zu tanzen verstehe. Sie sind zuweilen weniger dem tiefen Denken abgerungene, ausgereifte Überzeugungen, als aus dem Nichts gesprungene schaumschlägerische Aperçus, mit jener flüchtigen Sorglosigkeit hingeworfen, die es verschmäht, Spelz und Fruchtkern mit selbstkritischer Wurfschaufel zu sondern. La Beaumelle wiederholt sich[3] öfters, und

---

[1] In der *Conclusion* der Berliner Ausgabe des Jahres 1752.

[2] P. 240.

[3] So findet sich z. B. der Gedanke in der P. 124, es sei ein Widersinn, wenn das bürgerliche Gesetz in Frankreich einem Manne von

man braucht seine 'Gedanken' nur miteinander zu konfrontieren, um ihm arge Widersprüche nachzuweisen. Es zeigt sich auch in seinen *Pensées* wieder, daß man Sentenzen öfters wie Handschuhe wenden und nach beiden Seiten tragen kann'.

Trotz alledem wird man die Vorzüge seines Werkes nicht verkennen dürfen. Neben manchen vulgären und mittelmäßigen glänzen originelle und geistreiche Gedanken wie Kristalle im tauben Gestein. Viele seiner Aphorismen springen wie ein aus unterirdisch angesammelten Gewässern an unerwarteter Stelle hervorbrechender Quell hervor und sind aus dem intuitiven Unterbewußtsein aus der Tiefe eines mächtigen Geistes hervorgegangen. Nicht wenige gleichen einem Wetterleuchten, das Wolken über Abgründe zerreißt und plötzliche Helligkeit verbreitet. Alle regen den Leser zu jener mitschaffenden Gedankenarbeit an, die ein Buch zu einem Erlebnisse macht. Trotz manchen leichtherzigen Absprechens und kurzsichtigen Ermessens, trotz mancher wildwüchsigen Kritik und zu subjektiven Beurteilung zeigen sie doch den Entdeckermut und die Entdeckerlust in der eigenen Seele, den klaren und nüchternen Verstand, der leicht und rasch alle versuchte Täuschung durchbricht, alles Nebelhafte abweist und durch alle Umhüllung sicher zur Hauptsache vordringt. In allen offenbart sich eine Vorurteilslosigkeit und Losgebundenheit von jedem Autoritätsglauben, ein Wille, sich nicht imponieren zu lassen, der nur der Ausdruck einer ehrlichen, scharfkantigen, aufrechten und impulsiven Persönlichkeit sein kann und ihm einen bedeutenden Platz neben den anderen geistigen Vorläufern der französischen Revolution sichert. Wenn er auch zuweilen einen zu dogmatischen Ton der Unfehlbarkeit annimmt, wenn er sich auch manchmal in seinem jugendlichen, allzu kühnen Radikalismus überschlägt, wird man ihm doch im ganzen Ernst und eine bei einem 26jährigen Schriftsteller überraschend tiefe Menschenkenntnis nicht absprechen können. Auch die Energie und die scharfe epigrammatische Zuspitzung des Ausdrucks sind mit stilistischer Meisterschaft getroffen.

Wir lassen nun einige zeitgenössische Urteile über die *Pensées* folgen:

D'Argenson sagt von ihnen: *Plus de sa moitié en est excellente, un quart médiocre, et l'autre quart rempli de pensées fausses.* Pierre Clément schreibt: *Le Qu'en dira-t-on a fait parler de lui, s'est fait acheter sous le manteau et très-cher, attribuer même à un de nos premiers écrivains à propos de quelques*

25 Jahren nicht gestatte, über sein Vermögen zu verfügen, während es ihm erlaube, im Alter von 15 Jahren über seine Person zu verfügen (durch die Ablegung des Gelübdes der Ehelosigkeit), in der *Pensée* 130 wiederholt.

idées hardies et heureuses, qu'il semble avoir inspirées. Fréron äußerst sich: *Les ouvrages même de sa jeunesse annoncent un observateur judicieux, souvent un penseur profond, toujours un écrivain guidé par le seul amour de la vérité. La pensée d'une rare vigueur ne se laissa ni diriger, ni même troubler par un faux respect pour des opinions qui n'ont d'autre appui que l'ignorance des uns et que l'intérêt des autres et son style animé, pittoresque, remarquable de précision et de fermeté, rappelle à la fois Tacite et Montesquieu.* Der Abbé de Voisin urteilt: *La Beaumelle a composé un ouvrage divisé en chapîtres sur differents sujets: il y en a un ou deux qu'on croirait du président Montesquieu et beaucoup plus qu'on soupçonneroit, d'être de son laquais.*

Man wird sich nach dem Gesagten nicht wundern, wenn Voltaire sich über die *Pensées* sehr abfällig äußert. Er nennt sie *un livre devenu célèbre par l'excès d'insolences qui a fait le prix.* Ein andermal sagt er bei Erwähnung der *Pensées* von La Beaumelle: ... *il parle comme un sot, mais il écrit* (das kann er ihm also doch nicht streitig machen!) *quelquefois ferme et correct et ce qu'il pille il l'appelle ses Pensées.* Den Vorwurf des Plagiats wiederholt er an einer anderen Stelle noch drastischer: *Pour rendre ses autres Pensées meilleures il les a prises partout; il butine des idées comme il a butiné des lettres mais il défigure un peu ce qu'il touche ... Il y a pourtant quelques pensées dans son livre qui sont à lui et qui ne peuvent être qu'à lui* etc. Voltaire hat ihm auch den Vorwurf gemacht, daß er aus Gründen der Reklame die Zahl der Auflagen der *Pensées* falsch angegeben habe und daß er, wenn er den Boden eines neuen Staatsgebietes betrete, die von Ausfällen gegen den Souverän dieses Landes erfüllten Blätter eliminiere und durch neue ersetze.

Wir wollen nun hören (und dies möge auch als Stilprobe dienen), wie sich La Beaumelle selbst gegen diese Angriffe in seiner *Réponse* verteidigt.

Mais prétendez-vous: Que tous ceux qui écrivent se détachent de tout ce qu'ils n'ont qu'écrit? Restitutions immenses! Tel auteur tragique restituera trois cents vers à des poètes inconnus; deux plans à des poètes célèbres; un dénouement à celui-ci: des scènes entières à celui-là. Un prosateur rendra à des livres pourris de pensées rajeunies et coloriées, a un Sermonnaire oublié deux chapîtres d'un roman, qu'on oublie, à tous ceux à qu'il ouît dire du joli, presque tout, ce qu'il à écrit de joli: à l'Anglais des beautés sublimes; à l'Italien des beautés touchantes; peut-être l'écrivain le plus somptueux, dépouillé de tout ce qui n'est pas lui sera-t-il le premier étonné de son néant. Aujourd'hui on a le loisir d'écrir, mais on n'a ni le temps ni la force de penser. On se borne à chercher des tours pour cacher le larcin: et on parvient à le cacher

grâce à l'infidélité des mémoires et à la faiblaisse des discernements. C'est pour cela que nos illustres nous donnent si peu de mauvais livres et que le siècle en produit si peu de bons. Wer erinnert sich da nicht an das treffliche Epigramm unseres Goethe:

'Die ihr bebrütet, was andere schreiben,
Schickt nur die Brut zur Welt hinein.
Jeder Autor sagt: Das ist mein!
Wollen dann sehen, was euch wird bleiben!'

Auf die Beschuldigung der unrichtigen Angabe der Auflage antwortet La Beaumelle:

Vous répetez en mille endroits: Que vous faites peu de cas du Qu'en dira-t-on? Vous l'estimiez en 1751. Mais je vous défie d'en faire aujourd'hui aussi peu de cas que moi. Vous en critiquez quelques morceaux. Aux invectives près, je suis assez de votre avis. Mais pourquoi tant de véhémences contre un livre que vous méprisez. Le mépris est si froid et vous l'êtes si peu. Vous essayez d'en remplir quelques vuides.[1] *Vous avez très-mal deviné. Vous voulez qu'il n'en soit pas fait six éditions. Cependant il s'en a fait une à Copenhague, une à Berlin, une à Leyde, une à Trévoux sans compter une traduction Allemande et une traduction Anglaise. Il est vrai, que cela ne fait pas six. Mais y en eût-il mille, je n'en croirois pas mon livre meilleur … Vous dites que de ville en ville de province en province je faisois une nouvelle édition de mon livre en ajoutant La Satire du pays que je venois de quitter et au premier feuillet le mot de cinquième, sixième édition. Je n'ai fait que deux éditions de mon livre, l'une à Copenhague et l'autre à Francfort. Rien n'est plus faux que ce que vous m'imputez: et jusqu'à ce que vous l'ayez prouvé, cela ressemblera fort à une calomnie.*

Lenel erweist sich auch in seinem Urteil über die *Pensées* gegen La Beaumelle voreingenommen. Er nennt sie das 'Werk eines Schülers, der seinen Meister ziemlich ungeschickt nachäfft' und schreibt ihren äußeren Erfolg zumeist der in ihnen enthaltenen Keckheit und Skandalsucht zu. La Beaumelle habe sich durch sie zwar materielle Hilfsquellen erschlossen, aber sich auch kompromittiert. Er beschuldigt ihn, er habe den Kardinal von Fleury heftig angegriffen, weil 'dessen Schatten nicht sehr zu fürchten war': er habe über französische Zustände abfällig geurteilt, weil er nicht daran dachte, daß er, von Ort zu Ort unstet herumgetrieben, daselbst noch einmal ein Asyl suchen werde. Er habe auch dänenfeindlich geschrieben und sogar Friedrich d. Gr. und den preußischen Hof angegriffen, an den sich zu begeben er

[1] Damit meint er die ausgefallenen und nur durch die Anfangsbuchstaben und Punkte ersetzten Stellen.

soeben ins Auge gefaßt hatte. So wirft der befangene Lenel ihm in einem Atem Feigheit und Übermut zugleich vor. Tatsächlich war La Beaumelle alles mehr als vorsichtig berechnend, und das Wort vom 'Stolz vor Königsthronen' wird gerade bei ihm nicht schlecht angebracht sein.

Wir wollen nun nach diesen allgemeinen Urteilen über die *Pensées* uns mit ihrem Inhalt eingehender beschäftigen.

Aus dem Inhalt der *Pensées*.[1]

1. Religion und Klerus.

Während Holbach, Helvetius und La Mettrie nicht nur die These der Nutzlosigkeit, sondern sogar die der Schädlichkeit und Verderblichkeit der Religion behaupten und den Beweis für das Glück des Atheistenstaates erbringen wollen, erkennt La Beaumelle ihre hohe Bedeutung an. Sie sei aus der wahrhaft vorhandenen Kraftfülle der Menschennatur herausgewachsen und lasse sich ohne schwere Schädigung der Seele nicht vom herrschsüchtigen Verstande unterwerfen. Er sagt nicht ohne Besorgnis: *Il y a des gens qui croient qu'il est plus difficile de croire en Dieu qu'en Jesus-Christ, qui vous admettent volontiers les douze apôtres et qui vous nient absolument le créateur. Quand toutes ces idées seront répandues, que deviendrons-nous? Car enfin il nous faut une réligion.*[2] Er erkennt auch den hohen ethischen Wert des Christentums und seiner 'heiligen, mit Strömen von Blut gekitteten Lehren, die so große Tugenden erzeugt haben'.[3] Er verspottet die Atheisten mit den Worten: 'Eine Gesellschaft von Atheisten könnte bestehen, wenn sie als Triebfeder die Tugend, die Gleichheit zum Ziele, die Wahrheit zum Prinzip hätte, mit einem Worte, wenn alle ihre Mitglieder würdig wären, Christen zu sein.'[4] Er macht es dem Christentum nur zum Vorwurf, daß es alle der Selbsterhaltung des Menschen günstigen Instinkte, besonders den Stolz und die Wagefreudigkeit geschwächt[5] und die Geduld, die Opferwilligkeit an ihre Stelle gesetzt, daß es von seinen Be-

---

[1] In dem nun folgenden Teil versuche ich eine möglichst knappe, nach Materien geordnete Übersicht über den Inhalt der mir am bedeutendsten erscheinenden *Pensées* zu geben, die einen Begriff von La Beaumelles politischer, sozialer und ethischer Weltanschauung zu bieten geeignet sind. Ich suche dabei immer, soweit es angeht, seinen Wortlaut beizubehalten. Selbstverständlich verzichte ich aber auf vollständige Wiedergabe, da ich lediglich zum Studium seines Werkes anregen, nicht aber dessen Lektüre überflüssig machen will. — Die Zahlangabe der Nummern der einzelnen *Pensées* gilt für die 6. Ausgabe (Londres, Nourse, 1752).

[2] P. 218. [3] P. 127.

[4] P. 378. Auch Montaigne sagte: *Pour haïr la superstition je ne me jette pas dans l'irreligion.*

[5] P. 197, 198.

kennern verlange, sich zu kreuzigen und zu entsagen, daß es nur demütige und weltfremde Menschen heiliggesprochen habe. Er tadelt es am Katholizismus,[1] daß er den Mönchen durch das Gelübde des Gehorsams das Rückgrat der Persönlichkeit gebrochen habe und die Gläubigen zuviel für den Himmel und zuwenig für die Erde erziehe.[2] Er bedauert, daß er durch die zuvielen gebotenen Feiertage[3] einen großen Teil der Arbeitskraft des Volkes gebunden habe. Er urteilt aber sicher sehr einseitig und unhistorisch, wenn er den Ausspruch wagt: 'Die Hölle hat der Kirche nichts anhaben können, das Zölibat wird aber stärker sein als die Hölle' und (hier versündigt er sich selbst gegen seine sonstige Ablehnung[4] der politischen Prophezeiung) 'in 800 Jahren wird die katholische Lehre nur mehr wie die Zoroasters für die Gelehrten als ein Gegenstand der Neugierde weiterexistieren'.[5] Er ist dafür, die Fürsten sollten daher schon aus Rücksicht auf die Volksvermehrung die Ablegung des Gelübdes der Ehelosigkeit in einem Alter verbieten,[6] in dem die Abschließung bürgerlicher, bindender Verträge nicht gestattet ist. Aber auch für die Protestanten hat er nicht viel Tröstliches.[7] Er sieht ihre Versuche, ihre verschiedenen Kirchen in eine einzige zu verschmelzen, erst in einer fernen Zukunft erfüllbar, wie er überhaupt die Möglichkeit eines einheitlichen Glaubens auch 'bei einem stupiden Volke und selbst in jenen Ländern, in welchen es nur e i n e offizielle Religion gibt, für eine Chimäre' hält, 'da auch in diesen jeder seine kleine Religion habe'.[8] Den Hugenotten, welcher 'die strengsten und gerechtesten Edikte verletzt', fragt er:[9] 'Was brauchst du einen öffentlichen Kultus? Du gehst zu diesen verbotenen Versammlungen, um dich zu erbauen? Aber du bist ein zu winziger Sterblicher, um der Religion Ansehen zu verschaffen. Du wirst Kampfreden hören, die dich langweilen werden, wenn

[1] Am 14. 3. 1758 schreibt er an Maupertuis: '... mir würde der Katholizismus gefallen, wenn er unterdrückt wäre' (Le Sueur l. c.). Auch sonst gefiel ihm die res victa besser als die res victrix.

[2] P. 198. Man vergleiche damit den Ausspruch Lichtenbergs: 'Ich glaube, sehr viele Menschen vergessen über ihre Erziehung für den Himmel die für die Erde.' — Und Friedr. Rückerts:

'Hast du die irdischen Geschäfte schon getan,
Daß du der himmlischen dich nimmst so eifrig an?'

[3] P. 128. [4] P. 171. [5] P. 127.

[6] P. 130, 131, 132. — Es sei hier daran erinnert, daß auch Giordano Bruno das Zölibat als die 'verwerflichste Institution der Kirche' bekämpft.

[7] P. 217.

[8] P. 211. — Der große Hallesche Theologe Semler (1725—91) hat zuerst ausgeführt, daß jeder Christ, wie er seine eigene Persönlichkeit und Entwicklung habe, so auch ein Recht auf seine eigene Religion, eine Privatreligion, besitze.

[9] P. 219.

du feinfühlig bist, oder eine Moralpauke, die dich entrüsten wird, wenn du ein Philosoph bist. Du wirst zu Gott beten, zu dem du zu Hause viel ruhiger beten kannst, du wirst Hymnen singen, die für dieses Jahrhundert nicht geschaffen sind, du wirst an Zeremonien teilnehmen, die dich nicht tugendhaft machen und die dir nicht beweisen werden, daß du es bist. Bleibe also zu Hause!'

In den Sektenhäuptern sieht La Beaumelle nur Fanatiker und betrogene Betrüger,[1] und er steht hoch über dem giftigen Nebel des Glaubensgezänkes.[2] Er beklagt, daß überhaupt die Religion, die doch gegeben wurde, die Menschen zu vereinen, so bittere Kämpfe hervorrufe, daß sie die Geister scheide und die Gemüter immer mehr veruneinige.[3] Die wahre Religion bezwinge die Herzen durch den Reiz der Sanftmut und der Tugend, und die Wahrheit brauche, um sich zu behaupten und zu verbreiten, nur nicht unterdrückt zu werden.[4] Er wirft besonders den protestantischen Theologen vor, daß sie 'lieber Anhänger für sich anwerben wollen, als solche Jesus Christus zuzuführen'. 'Was gehen mich', ruft er, 'diese Streitereien über die Dekrete an, mich, dem sie alle erlauben, zu glauben, daß Gott mein Vater ist?'[5] Er trifft ins Schwarze mit den Worten: 'Willst du an die Religion glauben, so lies keine Bücher, welche sie beweisen; willst du die Kirche achten, so sieh dir diejenigen nicht an, die sie predigen!'[6] In ganz ausgezeichneter Weise äußert er sich über den leichtfertigen Glaubenswechsel:[7] 'Ein Mensch kann das Unglück haben, alle Religionen gleichgültig zu betrachten und die Unklugheit, es zuzugestehen und nichtsdestoweniger im Rechte sein, wenn er sich weigert, die Religion seiner Väter zu verlassen. Die Rechte des Gewissens sind so geheiligt, daß sogar der, welcher nichts von Glauben in sich hat, auf sie Anspruch erheben kann. Wenn man sich weigert, sich der herrschenden Religion einzuverleiben, so heißt das nicht nur: sich weigern, ein Heuchler zu sein, sondern sogar: das wichtigste Privileg der Freiheit zu schützen.'

Besonders tadelt er die Religionslosigkeit bei den Herrschern.[8] Wenn sie schon keine Religion hätten, sollten sie eine solche wenigstens markieren,[9] um nicht das Vertrauen ihrer Untertanen zu verlieren. Hier tut er den gewagten Ausspruch: 'Ich hasse die Heuchelei bei Privaten, liebe sie aber bei Fürsten!' Er meint endlich, daß die Souveräne immer durch die Priester gehemmt werden,[10] und daß es vielleicht von Nutzen wäre, wenn in

[1] P. 137. 213. 214. [2] P. 217. [3] P. 220. [4] P. 216. [5] P. 217.
[6] P. 222. [7] P. 215. [8] P. 389. [9] P. 61.
[10] P. 129. — Man erinnert sich da an ein Wort Voltaires: 'Hat einmal

Frankreich die Krone und die Mitra auf demselben Haupte vereint und die Klostergüter der königlichen Domäne einverleibt würden.

2. Politik.

La Beaumelle beschäftigt lebhaft die auch heute noch nicht abgeschlossene Kontroverse, ob es in der Geschichte feste Gesetze gibt, die sich für die praktische Politik verwerten lassen. Man weiß, daß schon Thukidides diese Frage in bejahendem Sinne beantwortet hat. Auch Bukle im Gegensatze zu Droysen ist dafür eingetreten, Natur und Geschichte seien in gleicher Weise der Kategorie der Kausalität unterworfen. Neuere Forscher haben in der Geschichte auch Spuren von den Gesetzen des Gleichgewichts, der Attraktionskraft, der Wahlverwandtschaft, der Substitution sowie auch den Begriff der Segmentierung, des Kampfes, der Auswahl u. a. finden wollen. In letzter Zeit setzte sich besonders Lamprecht dafür ein, daß gewisse Vorgänge in der Geschichte mit derselben strengen Gesetzmäßigkeit eintreten müßten wie Naturgesetze. Andere aber behaupteten, daß sich historische Gesetze nur a posteriori aufstellen lassen, und besonders Schmoller sprach es aus, daß das, was man voreilig Gesetze in der Geschichte nannte, entweder nur fragliche Generalisationen oder uralte einfache psychologische Wahrheiten seien. Keinesfalls sind die angeblichen historischen Gesetze auch nur einen Augenblick vor tatsächlichen Durchkreuzungen sicher, und letzten Endes läuft dieser noch immer nicht ganz gelöste Streit auf den alten Kampf über Determiniertheit oder Undeterminiertheit der menschlichen Handlungen hinaus.

La Beaumelle nimmt nun in dieser Frage einen sehr fortschrittlichen, skeptischen Standpunkt ein. Er meint, politische Berechnungen aus der Geschichte[1] seien so schwierig, weil der Historiker und der Politiker nicht, wie der Mathematiker, mit gegebenen festen Größen, sondern mit so variablen Faktoren, wie den Imponderabilien der menschlichen Leidenschaften, zu rechnen haben, und weil in der Politik nicht wie in der Mathematik eine Probe auf die Richtigkeit der gewonnenen Ergebnisse möglich sei. Jedenfalls, sagt La Beaumelle, sei der Mensch, wenn überhaupt, nur schwer berechenbar.[2] Und er hat recht, denn tatsächlich sind ja die Handlungsmotive eines europäischen Kulturmenschen nicht so wenige und primitive, wie etwa die eines

ein sogenanntes Dogma im Volk Wurzel gefaßt, so muß der Fürst sagen: Ich will dafür sterben. Um dieses Gesindels willen legt man den Mächtigen bei ihrer Erziehung denselben Zügel in den Mund, den der Kapuziner in die Schnauzen des Köhlers und der Wäscherinnen legt.'

[1] P. 8. [2] P. 5.

Negers, sondern zahllos und vielverschlungen, und es bleibt weiter wahr, daß noch weniger als ein Vater seinem Sohne seine durch die Erfahrung erworbene Weisheit fürs Leben, ein Volk dem anderen ein ganz verläßliches politisches Vermächtnis hinterlassen kann.[1] Trotzdem es aber in jeder menschlichen Persönlichkeit einen irrationellen Rest gibt, der auch der eindringlichsten gedanklichen Bemühung unzugänglich und undurchdringlich bleibt, hält er es doch für notwendig, daß führende Politiker sich bei der Ausarbeitung und Durchführung ihrer Pläne alle Lehren der Geschichte und Psychologie nutzbar machen[2] und sich zu diesem Behufe eine ebenso umfassende als gründliche Kenntnis aller Details ihrer näheren und ferneren Nachbarreiche sichern, für welchen Zweck er die Institution der Residenten[3] besonders förderlich hält.

Mit feiner Ironie bemerkt La Beaumelle, Politiker und Theologen hätten das gemeinsam,[4] daß sie sich vornehmen, die Menschen der Vollkommenheit zuzuführen, aber darüber recht ärgerlich wären, wenn sie ihr Ziel erreichten. Die Achtung und der Beruf des Diplomaten haben darunter gelitten,[5] daß sie öfters nicht wie die Kunst von solchen gepflegt wurden, denen die Natur die Liebe dazu ins Herz gepflanzt, sondern von Unberufenen, denen das Amt zufällig als Würde und Bürde verliehen wurde, und die ihre Auftraggeber kompromittierten, indem sie 'die ganze Kleinlichkeit ihrer Seele und die ganze Niedrigkeit ihrer Beziehungen' in ihre Aufgabe hineintrugen.[6] Vom Macchiavellismus[7] sagt er, daß man jetzt zwar mehr als jemals gegen ihn deklamiere, sich ihm aber immer mehr in die Arme werfe: man spreche zwar wie Marc Aurel, handle aber wie ein Caesar Borgia. Er werde ewig fortbestehen, da die von seinen Adepten begangenen Verbrechen durch große Muster sanktioniert und durch große Erfolge gerechtfertigt seien und 'alles an ihm groß' sei. Er werde erst dann der verdienten Verachtung anheimfallen, wenn man erkannt haben wird, wie leicht man sich durch Skrupellosigkeit in der Wahl der Mittel emporschwinge. Er gibt aber schließlich zu, daß der Macchiavellismus den politischen Fortschritt gehemmt habe und daß 'sein Despotismus für die Regierungskunst das geworden sei, was Aristoteles und die geheimen Ursachen für die Philosophie'. Es liegt also keine Billigung, sondern nur die Feststellung einer Tatsache darin, wenn er auf die Frage, wer der schlechteste Minister sei, antwortet:[8] 'Der, dem man vorwerfen kann, daß er es nicht verstanden habe, nicht tugendhaft zu sein.' Denn mit der Ehrlichkeit und dem guten Glauben bringe man es in der Politik

[1] P. 3. [2] P. 8. [3] P. 95. [4] P. 201. [5] P. 86, 89. [6] P. 181.
[7] P. 107, 108, 109. [8] P. 110.

nicht weit: ein Diplomat, der sich unerschütterlich an den Gesetzen der Wahrheit und einer gesunden Moral halte, könnte vielleicht durch ihre Kraft und durch die Neuheit der Sache seine Gegner eine Weile verblüffen und so reüssieren, man würde aber den Trick bald heraushaben, und er würde nicht mehr verfangen.[1]

Das kalte Blut sei für den Diplomaten, was das warme (*la verve*) für den Poeten.[2] Wie in der Rhetorik bestehe auch in der Politik die größte Kunst darin, die Kunst zu verbergen. Ein geschickter Diplomat läßt sich nicht in die Karten sehen und bleibt am besten im Hintergrunde. Der zu verbreitete Ruf raffinierter Schlauheit, ja schon eine allzu verzwickte, kniffige Physiognomie seien für seine Erfolge sogar mehr abträglich als förderlich, da sie zuviel Mißtrauen gegen ihn erwecken.[3] Mit Recht sagt La Beaumelle, der Politiker müsse sich auf die rasche Erfassung des richtigen Moments[4] beschränken. Sagte doch auch Napoleon einmal, er habe nie ein Ereignis machen, sondern immer nur ausführen gekonnt, was möglich ist, d. h. wofür die Bedingungen der Verwirklichung vorhanden waren; und auch der selbstherrliche, geniale Bismarck schrieb selbst dem größten Staatsmanne keine andere Rolle zu, 'als dem Schritte Gottes zu lauschen, dann hervorzutreten und seines Mantels Saum zu küssen'. Der Fehler der meisten Staatsmänner, sagt La Beaumelle weiter, bestehe darin, daß sie sich bei den Details zu lange aufhalten und ihren Geist an ihnen erschlaffen lassen.[5]

'Ein Minister muß über jedes seiner Worte wachen und darf eher hundert Dummheiten machen als eine reden.'[6] 'Der echte Staatsmann respektiert das Vorurteil, macht aber die Gesetze wirksam, er erwägt die Gefahren und Verluste, er prüft behutsam und entscheidet weise, er handelt mutig, hat einen festen Willen, geht seinen Zwecken beharrlich nach und gelangt unter allgemeinem Beifall ans Ziel.' Er stemmt sich nicht gegen jeden Fortschritt, indem er vorschützt, daß 'der Staat sich nur durch die Prinzipien behaupte, die ihn bis heute erhalten haben'. Er hält sich nur zwischen den beiden Extremen[7] eines allzu starren Konservativismus und eines zu stürmischen Radikalismus. La Beau-

---

[1] P. 182. Der Schluß dieser *Pensée* lautet: *Il y a un vrai dans les négociations; et ce vrai y est necessairement en vertu de la convention tacite qu'ont passé tous les ministres d'être toujoures respectivement faux.* — Auch Fürst Bismarck war ja der Ansicht, die einzige Art, zu hintergehen, die zuweilen noch Erfolg hat, sei, offenherzig zu sein und seinen Gegnern die Wahrheit zu sagen.

[2] P. 144. [3] P. 179. *Summa ars est quum ars non apparet.*

[4] P. 260. Denselben Gedanken finden wir bei Montaigne (III, 2): *La force de tout conseil gist au temps; les occasions et les matières roulent et changent sans cesse.*

[5] P. 313. [6] P. 359. [7] P. 184.

melle erkennt also richtig, es sei ebenso verkehrt, das Geschichtlichgewordene als das Alleinberechtigte zu betrachten und die Entwicklung nur der Vergangenheit und nicht der Gegenwart zu gestatten, als einen Staat nur auf den Prinzipien der Vernunft aufbauen und von der historischen Kontinuität ganz absehen zu wollen.

Das Meisterwerk eines ersten Ministers[1] besteht nach unserem Autor darin, der Regierungsmaschine einen festen, dauernden Kurs zu verleihen, sie von der Fähigkeit des jeweiligen Fürsten, von dem guten Willen der kommenden Minister unabhängig zu begründen, sie gegen die Erschütterung etwaiger Usurpatoren und den Einbruch ruinöser Kriege zu festigen, kurz, 'sich zum Herrn der Ereignisse nach seinem Tode zu machen'. Um des Regierens wert zu sein, müsse man das Volk lieben und es doch zu verachten wissen.[2] Der beste Politiker sei auch der beste Rechner: seine Gesetze werden also nicht in den Fehler jener verfallen dürfen, die den Bauernstand vernachlässigen,[3] 'der doch der Grund ist, auf dem die ungeheure Staatsmaschine ruht'. 'Wie viele Kalküle gibt es für den Politiker anzustellen: über die Zahl der Untertanen und den Preis der Arbeiten, über die Energie der Arbeiter, über den Charakter und den möglichen Kredit, über die Beziehungen dieser Faktoren untereinander, die Ergebnisse dieser Beziehungen und das beste aller Resultate.' Die Frage, was der Staat brauche, beantwortet La Beaumelle:[4] 'Kluge Köpfe, starke Arme, richtig denkende und glänzende Geister, Herzen, die für die Freiheit oder für den Ruhm lebhaft schlagen.' Zum Schlusse sei noch sein Ausspruch angeführt: 'Hobbes schrieb wie ein Philosoph, Grotius wie ein Pedant, Macchiavelli wie ein Verbrecher, St. Pierre wie ein Ehrenmann, Fénelon wie ein Weiser, Montesquieu wie ein Staatsmann.'[5]

3. Projekte und Projektenmacher.

Diesen gewährt La Beaumelle einen besonders breiten Raum. Man hat sogar nicht ohne guten Grund angenommen, daß er ursprünglich nur ein 'Buch der Projekte'[6] zu schreiben beabsichtigt habe. Jedenfalls ist seine Bezeichnung des 18. Jahrhunderts[7] als eines 'Jahrhunderts der Projekte' sehr zutreffend, denn dieses war ein Jahrhundert der Abenteurer und diplomatischen Glücksjäger: eines Alberoni, des Finanzschwindlers Law, des Mystagogen Cagliostro, des Eintagskönigs Neuhoff von Korsika, des

[1] P. 90. [2] P. 161.

Wornach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten. (Goethe.)

[3] P. 5. [4] P. 103. [5] P. 395. [6] P. 10. [7] P. 11.

Liebesabenteurers Casanova, eines Beaumarchais mit seinem noch märchenhafter bewegten Lebenslaufe und der Anfang Napoleons. Er sagt auch mit Recht, der Geist dieses Jahrhunderts teile sich zwischen dem Geschmack an Projekten und Vergnügungen, und die Vorliebe für beide lasse sich auf das Wohlgefallen an Bagatellen und Chimären zurückführen. Man wird ihm auch darin beistimmen, der Geist der Projekte offenbare sich besonders in einem noch jugendfrischen, triebkräftigen Volke,[1] in dem die freie Werdelust des unabweislichen Fortschrittsbedürfnisses gegen das Veraltete und Verrottete, gegen das Erstorbene und Erstarrte sich mächtig erhebt, und in dem die unverlierbare Jugendfreude der nach Entfaltung lechzenden Menschennatur noch unverkümmert ist, kurz, in dem der Individualismus über den Herdengeist obsiegt. Der meist zu fürchtende und glücklichste Staat wäre der, dessen Glieder nicht müde würden, Projekte zu machen, wenn nur ihr Oberhaupt aufgeklärt genug wäre, nur die guten aufzunehmen.[2] Die großzügigen Projekte des Enthusiasten mit ihren hochgesteckten Zielen und den phantastischen Erwartungen eines sofortigen Erfolges vergleicht La Beaumelle[3] mit 'jenen Bäumen, welche die Kunst des Chemikers fast im Augenblick ihres Entstehens mit Blumen und Früchten bedeckt', während man den Zweck der Projekte des Phlegmatikers kaum erkennt und sie 'den Bäumen gleichen, auf deren Früchte man viele Jahre warten muß'. Pläne, deren Erfüllung erst in späten Zeiten zu erwarten ist, bringen auf die Menge denselben Effekt hervor wie etwas sehr Kleines und Weitentferntes;[4] ganz ähnlich sagt einmal Nietzsche, bei großen, leuchtenden Sternen bedürfe es vieler Jahrhunderte, bevor ihr Licht zu den Menschen dringt, und ebensolange dauere es oft, bis die großen Geister anfingen, verstanden zu werden. Auf neophobe Menschen, die da übersehen, daß 'das, was heute im Gebrauche ist, gestern noch neu war', wirke schon das Wort 'Projekt' wie auf den Stier das rote Tuch, denn 'alle ängstlichen Gemüter werden von Schlagworten regiert und gleichen jenem Manne, 'der nach China, aber nicht nach Cochinchina reisen wollte'.[5]

'Der Weise[6] verachtet jene Projekte, die nur den Nutzen s e i n e r Nation bezwecken, weil diese Interessen gewöhnlich mit seinen Grundsätzen im Widerspruch stehen. Er liebt a l l e Menschen. Er ist weder aus London noch aus Paris, er gehört der ganzen Welt an. Er opfert nicht die weitere Verwandtschaft der benachbarten. Er vergißt nicht Brüder, die er gar nicht sieht, um der Brüder willen, die er sieht. Sein Herz umarmt alle Tugenden und sein Plan die ganze Welt.' Noch prägnanter spricht diesen

[1] P. 12. [2] P. 14. [3] P. 24. [4] P. 32. [5] P. 32. [6] P. 42.

Gedanken später Montesquieu aus:[1] *Si j'avois su quelque chose qui m'eût été utile et qui eût été préjudiciable à ma famille, je l'aurais rejeté de mon esprit. Si j'avais su quelque chose utile à ma famille et qui ne l'eût pas été à ma patrie, j'aurais cherché à l'oublier. Si j'avais su quelque chose utile à ma patrie et qui eût été préjudiciable à l'Europe, ou qui eût été utile à l'Europe et préjudiciable au genre humain, je l'aurais regardée comme un crime.* Selbst das unwahrscheinlichste Projekt, sagt La Beaumelle weiter, kann verwirklicht werden, wenn es sorgfältig vorbereitet ist und die richtigen Mittel angewendet werden. 'Man gebe mir einen Stuart, dem Gott die Seele eines Cromwell eingepflanzt hat, und ich mache ihn zum Könige von England.'[2] Selbst der bloße Zufall kann die chimärischsten Projekte zum Gelingen bringen. Sehr hübsch ist folgende *Pensée*: 'Warum führen Sie Ihr Projekt nicht aus?[3] Ich hatte so viel Vergnügen, es zu ersinnen, es zu ordnen, es zu kombinieren, daß ich keines mehr haben werde, es auszuführen. Ich habe meine Idee gehätschelt, ich habe ihr von allen Seiten ins Antlitz gesehen, ich habe sie, sozusagen, facettiert, ich habe mich von dem Vergnügen festhalten lassen. Ich liebe Eglé, ich erwarte sie mit Ungeduld, ich wünsche sie leidenschaftlich herbei, ich sehe sie mit Entzücken, ich umarme sie mit Wonne, ich mache mich leicht von ihr los, ich verzichte auf sie mit Vergnügen. Das ist ein getreues Bild aller Projektenmacher.'[4] Mit Unrecht seien die Projektenmacher als Gauner oder Narren verschrien, denn selbst wo die Bedingungen, die Zeitlage und Stimmung vorhanden sind, würde die Realisierung der sachgemäßen Forderung, die Reform ausbleiben ohne den vom Einzelnen ausgehenden Impuls. Alles in allem seien die Projektenmacher trotzdem mehr schädlich als nützlich,[5] wie die die Leichtgläubigkeit der Menge mißbrauchenden Ärzte, denen sie auch darin gleichen, daß die späterkommenden die von den früheren begangenen Fehler reparieren.[6] 'Wenn ein Projektenmacher nur fein ist, ist es ihm leicht, auch tief zu scheinen: viel reden und wenig sagen, durch eine ernste und vorteilhafte Haltung imponieren, sich den Scharfblickenden entziehen, gelegentlich mit einigen oberflächlichen Kenntnissen Staat machen, verlangten Aufklärungen durch ein geringschätziges Lächeln entschlüpfen, die Menge durch unwissende und bezahlte Schwätzer täuschen, die stärkste Begehr-

---

[1] In den *Mélanges inédites* (Paris 1892) S. 80. [2] P. 209.

[3] 'Dir warum doch verliert Das Tun interessiert
Gleich alles Wert und Gewicht?' Das Getane nicht. (Goethe.)

[4] P. 35.

[5] 'Daß ein Mensch sich über die Menschheit erhebt, müssen die andern teuer bezahlen' (Montesquieu).

[6] P. 18.

lichkeit mit dem Schleier völliger Gleichgültigkeit verdecken: das ist mehr als nötig, um die Weiber und das Volk hinter das Licht zu führen, und fast die ganze Welt ist Volk oder Weib.'[1] Endlich sei noch der Rat wiedergegeben, den er den Projektenmachern gibt: 'Seid klar in euren Denkschriften! Was in den Augen eines Philosophen ein Grundsatz ist, ist in den Augen eines unphilosophischen Ministers eine Absurdität. Seid konzis im Ausdruck. Eure Richter sind so oft gelangweilt, daß eine Denkschrift schon als beweiskräftig gilt, wenn sie nur nicht langweilig ist. Profitiert von der ersten Begeisterung; mancher Mensch wird heute eine Sache durchsetzen, an der er morgen scheitert' usw.[2]

4. Von den Verfassungen.

Das vergangene Jahrhundert war das Jahrhundert der Ehre, weil die Regierung eine militärische war, 'heute ist alles Kaufmann, und die Gesetze, die Verordnungen, die Marine und die Finanzen sind alle auf diesen Punkt hin projiziert und unser Jahrhundert ein Jahrhundert der Interessen'. Heute gibt es weniger Brillantes in den Aktionen, aber mehr Humanität in den Sitten.[3] — 'Von der Demokratie zur Monarchie, von dieser zum gemäßigten Despotismus, von diesem zum Militarismus, von diesem zur Republik, von dieser zur Monarchie. Das nenne ich den politischen Zirkel.'[4] — Nichts ist verderblicher als die gewöhnliche Verwechslung von Verfassung und Regierung,[5] denn ein Land kann eine gute Verfassung und eine schlechte Regierung haben und umgekehrt. — Nichts ist für einen Staat nachteiliger, als Gesetze, die gemacht wurden, bevor er die ihm eigentümliche Gestalt angenommen hat, weil sie bald ganz ohne Zusammenhang mit der Art sind, in der er regiert wird.[6] 'Man darf nicht die Verfassung auf die alten Gesetze zurückführen, man muß vielmehr die Gesetze auf unsere jetzige Verfassung zurückführen.'[7] Die Gesetze müssen die Verfassung vor dem Veralten bewahren, weil diese sich nicht verjüngt. — 'Ein Staat ist unvergänglich, wenn er als Grundlage seines Gedeihens dieselben Prinzipien hat wie seine Verfassung.'[8] — 'Die englische Verfassung ist darum die vollkommenste, weil sie genau nur so viele Bürger im Unglück läßt, als unumgänglich erforderlich ist, um die allgemeine Wohlfahrt zu schaffen und zu befestigen'[9] (da es ganz unmöglich ist, daß alle Bürger glücklich werden).

5. Die Finanzen.

'Der fiskalische Sinn ist nicht angeboren, sondern kommt aus Italien. Die Königinnen aus dem Hause Medici brachten uns die

[1] P. 23. [2] P. 34. [3] P. 64 und 65. [4] P. 66. [5] P. 421. [6] P. 272. [7] P. 321. [8] P. 320. [9] P. 4.

Kunst, zu vergiften, und die Kunst der Steuerschinderei, die noch verderblicher ist. Die Bürgerkriege machten die Italiener notwendig. Philipp der Schöne und Ludwig IX. hatten sie als Blutegel verbannt: sie gelangten aber in die höchsten Hofämter und befestigten ihr Glück, indem sie ihren Verbrechen Glanz verliehen.'[1] 'Um diesen fiskalischen Sinn, der alles ergriffen hat, zu zügeln, müßte man einen Punkt fixieren, in dem das Volk sich noch wohl befände, einen zweiten, in dem es zu verarmen anfinge, und einen dritten, in dem es unterdrückt erschiene. Man könnte zwischen den beiden ersteren lavieren, den dritten aber für jene äußersten Notwendigkeiten aufsparen, die so selten sind, wenn die Verwaltung guten Köpfen und reinen Händen anvertraut ist.'[2] Die Finanzen hält La Beaumelle darum meist schlecht verwaltet, weil ihre Sanierung einen langwierigen Prozeß erheischt, die Finanzminister aber nur kurze Zeit ihr Amt behaupten und so jeder befürchtet, nur für seinen Nachfolger zu arbeiten. So streben sie gewöhnlich mehr äußerlich blendende Erfolge als eine wahre Gesundung des Finanzwesens an.[3] Und doch ist dieser Verwaltungsposten der schönste unter den Ministerien. Ein geschickter Generalkontrolleur wird in allen Geschäften den Ton angeben, bei allen Beratungen entscheiden, ohne dazu zugelassen worden zu sein. Wer regieren will, muß sich dieser Stelle bemächtigen. Wenn ein Generalkontrolleur vom Volke der Tyrannei beschuldigt wird, so hat er sich nur Härte zuschulden kommen lassen; wenn er der Härte angeklagt wird, ist er nur fest; wenn er aber der Unterschleife verdächtigt wird, dann ist er auch schuldig. Die Finanzen wurden in Frankreich nie so gut verwaltet wie heute, weil Herr v. Machault es sich zum Grundsatze macht, zu verhindern, daß der fiskalische Geist den des Handels durchkreuze oder den der Industrie verlösche.[4]

6. Handel und Industrie.

'Es gehört mehr Intelligenz dazu, einen neuen Handelszweig zu ersinnen, als sich durch ihn zu bereichern.'[5] — 'Je mehr der Handel verteilt ist, desto mehr blüht er: die Erbfolgegesetze sollen also in den Seestaaten das Erstgeburtsrecht wenig berücksichtigen.'[6] — 'Wenn sich der Handelsgeist ausdehnen wird, wird der Despotismus unmerklich abnehmen. Die Handelsfreiheit wird die politische herbeiführen. Die Fürsten werden selbst Kaufleute sein. Da sie aber nur einen mäßigen Gewinn erzielen könnten, wenn sie gefürchtet sind, werden sie alles beseitigen, was Furcht

[1] P. 406. [2] P. 407. [3] P. 165. [4] P. 166 und 167. [5] P. 392.

[6] P. 300. — Wie hoch steht La Beaumelle über Voltaire, der einmal sagt: 'Die Handeltreibenden verhalten sich zu den Arbeitenden wie das Volk der Überflüssigen zum Notwendigen'!

erzeugen könnte, und um reicher zu werden, werden sie sich dazu einverstehen, minder mächtig zu sein.'[1] — In England sind die Handelsunternehmungen vom Parlament abhängig, das unsterblich ist: in Frankreich vom Ministerium, das alle zehn Jahre wechselt.'[2] — 'Eine Manufaktur, deren Einrichtung den König 50 000 Taler kostete, und die dem Staate jährlich 1000 Taler einträgt, dürfte nicht wegen eines Fallissements von 5000 Talern dem Zusammenbruche preisgegeben werden; denn in einigen Ländern schadet der Bankrott eines Fabrikanten nur einigen Privaten, in anderen aber ruiniert er dauernd den ganzen Staatskredit. Als die Manufaktur von Abbeville zu versagen begann und Colbert dies erfährt, unterstützte er sie unter Seufzen mit 100 000 Talern. Ein schönes Beispiel, aber nutzlos zu zitieren, weil es nur auf Leute wie Colbert Wirkung machen kann, und weil die Colberts kein Beispiel nötig haben.'[3] — 'Die zur Industrie geeigneten Länder sind nicht immer die, die die Industrie dazu auserwählte.'[4] — 'Im Norden ist ein Volk, welches das Gold, das es nicht erzeugt, wunderbar gut bearbeitet und das im Lande erzeugte Eisen nicht bearbeiten kann.'[5] — 'Es gibt einen Fürsten, der die Untertanen, die das Geheimnis der Goldmacherei gefunden haben, auszuwandern zwingt, während andere Fürsten auch die Auswanderung jener, die nur Kupfer machen können, nicht gestattet.'[6] — Endlich klagt La Beaumelle darüber, daß die zur Förderung der Genies errichteten, sie tatsächlich aber mehr hemmenden Akademien für die Lösung eines Problems, für die beste Ode, für die gelungenste Rede Preise stifteten, nicht aber für den Landmann, der die reichste Ernte erzielen, für den Techniker, der die einfachste und bequemste Maschine erfinden würde.[7]

7. Kriege.

'Wenn man imstande ist, einen Krieg zu führen, würde man für einen Vorwand dazu keinen Sou geben.'[8] — 'Was liegt daran, daß das Manifest schlecht sei, wenn nur die Soldaten gut sind? — Die Beredsamkeit der Könige besteht nicht darin, gut zu sprechen, sondern ihre Feinde zittern zu machen und die Welt in Schrecken zu setzen. — Machen Sie mir ein Manifest! sagte der Herzog von Oranien zu einem seiner Beamten. Aber was soll ich hineinschreiben, mein Herr? — Das weiß ich nicht, mein Freund, aber machen Sie ein Manifest!'[9] — 'Einst waren alle Kriege Eroberungskriege, heute sind es nur Verteidigungs- und Handelskriege.'[10] — 'Pompejus sagte zu den Mamertinern: Zerreißt mir nicht den Kopf mit euren Rechten und euren Privilegien, da ihr

[1] P. 302. [2] P. 299. [3] P. 188. [4] P. 258. [5] P. 243. [6] P. 244. [7] P. 192. [8] P. 49. [9] P. 50. [10] P. 416.

doch sehet, daß ich der Stärkere bin!'[1] — 'Die Siege werden durch Blut erkauft und nicht durch Geld', also nicht durch Söldnertruppen, und La Beaumelle prophezeit den Holländern, daß ihre Bürger, die einst bei den Belagerungen von Haarlem, Leyden und Alcmar die Blüte der spanischen Armeen vernichteten, es nicht einmal versuchen werden, ihren Herd, ihre Kontore, ja nicht einmal ihre Altäre gegen die Schweizer und die Deutschen zu verteidigen.[2] — 'Man kann auf die Macht eines Staates Schlüsse ziehen aus der Zahl der Soldaten, die er auf die Beine stellen kann, und auf seine Entkräftung aus der Zahl, die er wirklich auf die Beine stellt.'[3] — 'Das Militärregiment ist voller Kraft. So sehr es aber ein Reich anfänglich hebt, vernichtet es dasselbe schließlich wie jene Medikamente, die den Kranken zuerst kräftigen, aber nachher töten.'[4] Soldaten, von denen man befürchten muß, daß die Kabalen und die Verzweiflung aus ihnen Janitscharen oder Spahis machen könnten. Soldaten, deren Großteil Söldner sind, können keinen guten Heereskern abgeben, 'selbst wenn ihre Offiziere Cäsaren wären'.[5] — Endlich scheint uns noch die folgende *Pensée* mit Hinblick auf ihre Aktualität der Wiedergabe wert: La Beaumelle entscheidet die Frage, ob es vorteilhaft wäre, den Handel zwischen zwei kriegführenden Staaten während des Kampfes aufrechtzuerhalten, in bejahendem Sinne. Erstens, weil dann die während dieser Zeit erhöhten Steuerleistungen weniger drückend wären; ferner, weil eine solche Handelskonvention als ein höchst erfreuliches Zeichen des im Altertum kaum gekannten Völkerrechts und als ein Beweis des Kulturfortschritts unserer Zeit zu begrüßen wäre. Allerdings wäre dann zu befürchten, daß der Krieg infolge der ihm dadurch reicher zu Gebote stehenden Hilfsmittel sich noch mehr in die Länge ziehen und eine noch mörderischere Form annehmen könnte, da man sich anstrengen würde, den Feind, den man nicht an Geld erschöpfen könnte, an Kämpfern zu erschöpfen.[6] Zum Schlusse gibt La Beaumelle zu erwägen, ob es nicht besser wäre, die Kriege sofort mit Unterhandlungen (zu denen es doch am Ende kommen müsse!) zu beginnen, 'als sich im Anfang zu schlagen und sich schließlich zu ergeben und auszugleichen wie Kinder, die sich umarmen, nachdem sie gerauft haben'.[7]

(Schluß folgt.)

Wien. Josef Frank.

[1] P. 293. [2] P. 173. [3] P. 263. [4] P. 264. [5] P. 265. [6] P. 176. [7] P. 177.

Zur
Interpretation von I. Creangă's Harap Alb.

Bezüglich der allgemeinen Gesichtspunkte des vorliegenden Artikels verweise ich auf meine Rezension in diesem *Archiv* 135, 219 ff. (besonders deren ersten und dritten sowie die beiden letzten Absätze). Zur Einführung bemerke ich noch, daß die Erörterung der Weigandschen 'Anmerkungen' im folgenden ein eigenes Kapitel II bildet; ferner habe ich in Kap. I untergebracht, was ich selbst in Erweiterung des Kommentars — also über den Rahmen einer eigentlichen Rezension hinaus — zur Sprache bringen wollte, entweder weil wirklich zum vollständigen Erfassen des sprachlichen Ausdruckes die bloße Übersetzung nicht ausreichte, oder einfach weil sich im Rahmen einer Analyse des Textes etwas Nützliches hinzulehren, etwas Interessantes beobachten ließ. Daß meine Glossen zum Teil breiter ausgeführt, namentlich auch die Zitate reichlicher bemessen sind, als in einem dogmatischen Kommentar notwendig wäre, erklärt sich einerseits aus Erfordernissen der kritischen Diskussion, anderseits aus der Natur der besprochenen Probleme und dem Stande der gegebenen Behelfe; allgemein bezweckte ich durch möglichst reichliche Mitteilung des (zum Teil grammatikalisch und lexikalisch sonst nicht bearbeiteten) Materials, dem Leser eigene Beurteilung meiner Lösungen bzw. Vorschläge zu ermöglichen.

Rez. bezeichnet meine hier eingangs zitierte Rezension. Mit dem vollen Namen des betreffenden Autors zitiere ich die Wörterbücher von Damé, Hașdeu, Tiktin, Proverbele Românilor von Zanne, ferner I. Adam's Pe lângă vatră 1907. Die Abkürzungen *Gr* und *Phil. SL* erklären sich aus Rez. 221 Anm. 1; *Cr* bezeichnet die Werke Creangăs nach der Rez. 222 f. Anm. 5[1] angegebenen Ausgabe (M_2), *Gl* das derselben beigegebene Glossar. — *Al* = V. Alecsandri, Opere complete, p. I (Teatru), 1875; *BTr.* = Biblioteca popor. a Tribuneĭ, Sibiu 1884 ff.; *Beld.* = N. N. Beldiceanu, und zwar MM = Maĭca Melania 1909, Ch = Chipurĭ de la mahala 1905; *Bour.* = E. Boureanul, Povestiri din copilărie, 1905; *Car.* = I. L. Caragiale, und zwar AH = Abu Hasan 1915, Mom. = Momente, Schițe, Amintiri 1908; *DAc.* = Dicționarul limbii române der rumän. Akademie, 1907 ff.; *EG.* = E. Gârleanu (Emilgar), Odată 1907; *G.* = N. Gane, und zwar I—III = Novele, ed. a 4ª (Biblioteca p. toțĭ), Pm = Păcate mărturisite 1904, Zt = Zile trăite 1903; *Grig.* = E. Grigorovitza, und zwar (D. h.) De la hotare, 1905, (P. r.) Poveștĭ răslețe, 1908; *HA* = Harap Alb ed. Weigand; *J-B* = Jarník und Bârseanu, Doĭne (d.) și strigăturĭ (s.) din Ardeal, 1885; *Ispir.* = P. Ispirescu, und zwar

[1] Daselbst s. auch die Erklärung der Sigel OJB.

(Leg.) Legende sau basmele Românilor, 1882, und (P. Sf.) Poveştile unchiaşuluĭ Sfătos, 1879; *Mărg.* = Mărgineanul [Pseudonym] (in BTr); *Mn* = S. Fl. Marian, und zwar (T) Tradiţiĭ popor. rom. din Bucovina 1895, (R) Răsplata, Suceava 1897; *Mold.* = Silv. Moldovan (in BTr); *Mor.* = A. L. Morariu, Dela noi, Suceava 1915; *Negr.* = C. Negruzzi, Opere complete ('Minerva'-Verlag) vol. I (1905); *Nuv. um.* = Nuvele umoristice [variorum] in Biblioteca populară 'Socec' Nº 84, 1909; *Phil.* Sr = Philippide, Specialistul romîn. Iaşĭ 1907 (Abdruck aus Viaţa Romînească vol. 3—4, mit einem Index vermehrt); *Sad.* = M. Sadoveanu, und zwar Dur. = Dureri înnăbuşite, ed. II, 1908, Inst. = Un instigator, 1912, Ist. dem. = O istorie de demult, 1908, La noĭ = La noĭ în Viişoară, 1907, Morm. = Mormîntul unuĭ copil., ed. II, 1910, P. rb. = Povestirĭ din războĭ, 1905, P. s. = Povestirĭ de sară, 1910, Vr. bej. = Vremuri de bejenie, 1907; Sb = I. Sbiera (Poveştĭ pop. rom., Cernăuţi 1886); *Slav.* = I. Slavici, und zwar P = Pădureanca (BTr I); *Şez.* = Şezătoarea (volkskundliche Revue des A. Gorovei, Folticeni); *Trimb.* = Trimbiţoniu in BTr XLIV (Rusalin pĕcurarul); *Vlah.* = A. Vlahuţă, und zwar I—III: Din goana vieţiĭ I—III (aus der Bibliot. p. toţĭ), 1896 und Nuvele, Jassy (Şaraga) o. J. [ca. 1893].

Kap. I: Zu Weigands Übersetzung nebst eigenen Beiträgen zur Interpretation.

Seite **1.** 1 fehlt *amu*: richtig 'nun' 1 21, 17 1; über die hier vorliegende Verwendung des Wortes s. Phil. Sr 37 sub 2. — 6 *la mijloc*: entspricht nicht schlechtweg dem hinweisenden Zeitadverb 'unterdessen' (wie W. auch in Gr 198 annimmt); es bildet — in der Bedeutung 'dazwischen' — eins mit dem Vb. *trece* (nochmals 46 3; mit *fi* 49 25, Cr 218 15, mit *a se pune* Cr 84 8). — 7 *ĭară*: nur 'aber' (autem). — 9 *aşa venì* etc.: s. Kap. II. — 12: über *tocmaĭ* vgl. weiter unter 47 1. — Seite **2.** 15 *şi mergĭ*: 'und ziehe hin' — womit der König noch erst seine Einwilligung ausspricht; bevor es dann zum Abschied kommt, folgen zunächst die Reisevorbereitungen Z. 17. — 18 *carte*: 'einen B.', vgl. Gr 62 sub 4 (der unbestimmte Artikel fehlt als bei ursprünglichem Plural, CHARTAE?); ebenso 3 29, 9 28. — 25 *numaĭ ĭacă*: ganz richtig 2 33, 3 32 'schau, da', 4 29 f. 'plötzlich'; 'nur' kann über den Sinn von *numaĭ* irreführen, = 'plötzlich, in dem Augenblicke', v. Tiktin s. v. (6); Beispiele auch Adam 119 2, 141 6, 165 21, Bour. 158 10. — Seite **3.** 1: hieher gehörte die Anm. 8 15 über *de*. — 2 f. *după cît ştiŭ ĭeŭ*: das subjektive 'verstehe' entspricht wohl der Annahme, daß der König die vorzeitige Rückkehr seines Sohnes in dem Sinne als *semn* hinstelle, daß sie auf gehabten Mißerfolg zu schließen gestattet; wahrscheinlicher aber will er auf den positiven Satz der Volksweisheit hinweisen, wonach Umkehr auf der Reise ein böses

Omen ist. — 8 *din partea mea*: s. weiter 6 32. — 10 *pămîntul*: 'die Erde', offenbar im Sinne der weiter unter 28 1 f. erklärten Redensart. — 11 *despre*: eigentlich 'in bezug auf', auch sonst mit dem unter 6 32 erörterten *din partea* synonym und dazu parallel; vgl. Cr 86 8, 135 9, 232 21, 233 28, 241 25 (NB 93 31), Al. 104 (2. Strophe), 1116, 1561, Car. AH 7 30. — 11 f. *se vede lucrul*: statt 'ja' richtiger wohl 'halt, eben'. — 13 *încurcĭ lumea*: nach dem, wie Tiktin in einem andern Falle diese Redensart übersetzt (II 794 a unten), muß es sich nicht gerade um 'Verwirrung' handeln; wörtlich 'den Leuten im Wege stehen', dann übertragen 'eine Stellung innehaben, ohne deren Bestimmung zu erfüllen'. — Ebenda fehlt *numaĭ așa*: 'unnützerweise, umsonst', vgl. DAc. I/1 286 a. — 14: über *mila Domnuluĭ* vgl. im II. Kap. — 16 *așa-ĭ*: 'nicht wahr? gelt?' — 16 f. *ne-am încurcat in slăbiciune*: die Redensart noch Cr 354 17, wo W.s Übersetzung nicht paßt. Mit grammat. 1. Plur. mag wirkliche 2. Sing. gemeint sein, wie auch etwa der Lehrer zum Schüler sagen kann: Also haben wir die Aufgabe wieder nicht gelernt? — 20 fehlt *și*: 'auch'. — Zu 22 *ceva* (auch Cr 228 14) gehörte die Anm. 10 30. — 23 *ș'apoĭ atuncĭ*: 'und dann', indessen nicht (wie die Übersetzung durch Wortfolge andeutet) in der Bedeutung 'u. d. noch', sondern = franz. alors (vgl. 7 3, 39 1). — Ebenda ist *n'a fi* (Futurum) ungenau, *ta* gar nicht übersetzt; *proastă*: eher 'gering' (vgl. Cr 55 29, 163 30, 375 13, Adam 100 3, Bour. 130 10, 242 26). — 24 *de*: besser nach der Anm. (unter Z. 22). — Ebenda *să rezĭ*: lieber final? — 26 *coĭnicĭ*: vielleicht nur 'Junker'? — 29 fehlt *și ĭel*: 'auch, ebenfalls'; über *carte* s. oben 2 18. — Seite 4. 3 *eĭ*: 'nun' (Gr 201), zur Einführung der nachfolgenden Frage (*așa-ĭ*, s. oben zu 3 16), genau wie in analoger Situation 18 30, 23 10 und psychologisch wahr. — 4 f. *Apără-mă* usw.: in BTr XVI² Rätsel 165 (Auflösung 'Regenwurm'). — 6 *vorbă*: eher 'Rede' ('was ist das von dir für eine R.?', vgl. Cr 234 3, Al. 459, 791); der Prinz braucht ja nicht, vermöchte auch kaum, an dem Sprichwort als solchem zu rütteln, nur gegen dessen Anwendung auf seinen Fall wehrt er sich, indem er persönlich mit dem König polemisiert: *la domnia-ta* usw. — 7 *ba ĭa acum*: 'ja, jetzt'; *ĭa* gehört als deiktisch-verstärkend zu *acum* (zu interpungieren *ba, ĭa a.*), ebenso 24 6, 47 5, Cr 79 2, 233 19, 247 14, *ĭa acu* Cr 160 20, 166 6, *ĭa de a.* Cr 166 12, 252 26, *ĭa acuș* HA 42 9, 14; ähnlich *ĭa colo* 12 12, 50 14, 25, *ĭa așa* 9 4, Cr 270 30, mit spezieller Bedeutungsnuance 144 10, 236 16, 270 27, 276 8, *ĭa asta* Cr 234 14, *ĭa acest* Cr 120 12, 243 14. — 9 *încа*: 'noch' ('Es ist dabei n. ein Wunder zu nennen ...'); ähnlich 42 11, Cr 134 2. — 12 f. *nu-ĭ vorbă*: kann wohl auch heißen 'ist nicht zu zweifeln, niemand zweifelt'; auf jeden Fall ist 'aber' in diesem Satze zuviel und unpassend. — 14 *unde o punețĭ*: 'die rechnet ihr nicht?' Über *pune* = 'einrechnen' s. Tiktin s. v. (I 2). — 25 fehlt *atuncĭ*: 'da'. — 26 *în inima sa* = în sine (vgl. Cr 203 21). —

28 u. 32: der eigentliche Sinn von *sta* ist ebenso verwischt wie 8_{20} (*în cumpene*), 13_{2} (*la îndoĭală*). — 33 *alungă*: 'jage' ('werfe' = *aruncă*!). — Seite **5.** 5 *vedea-te-aș* etc.: war genau durch Wunschsatz wiederzugeben. Derartige optative Parenthesen, mit Vorliebe von der Wiederaufnahme eines Wortes des Hauptsatzes ausgehend, gehören zu den Eigentümlichkeiten des rum. Volksstils; vgl. noch 36_{9}, 40_{30}, Cr 15_{13}, 33_{24}, 170_{12}; G. Pm 31_{15} *îl uĭtasem pe M., uĭta-l'ar relele*; Mn R 9_{13}. — 9 *să nu bănuĭeștĭ*: einzig sinngemäß 'nimm mir's nicht übel', 'mit Verlaub zu sprechen'; vgl. Cr 202_{2}, 235_{29}, auch 125_{23}, 151_{26}. — 13 *una ca aceasta*: einfach 'so etwas' (vgl. Cr 201_{22}), nämlich die soeben ausgesprochene Zumutung der Alten. — 16 (und 23) *puterea*: warum nicht 'Kraft'? — 19 *Așa-ĭ*: s. oben zu 3_{16}. — 23 *vîntura*: 'durchstreifen', welches dessen usuelle Bedeutung in Verbindung mit *țara* (Cr 383_{4}; *văzduhul* Ispir. Leg. 162_{36}, *cale de 80 anĭ* Vlah. Nuv. 127_{11}; G. Zt 36_{3}) u. dgl. ist, scheint eigentlich recht wenig für eine Leistung, die als übernatürlich gelten soll, wie es die beiden andern: *da de-a dura*, *purta pe degete* tatsächlich sind; es heißt hier entweder 'schwingen' (wie die Flügel einer Windmühle, Sad. Ist. 162_{19}, 163_{25}, wie eine Schaukel, Vlah. I 68 unt.; Beld. Ch. 116_{13} *vînturîndu-și brațele* als drohende Gebärde, ibd. 49_{22}, 118_{10} *v. din mînĭ* 'gestikulieren'), 'schütteln' (G. Pm. 176 unt. *par'că-ĭ v. ielele*; *i.* 'die Fiebergeister'), oder etwa auch 'spielend zwischen den Fingern gleiten lassen' (wie Geldstücke, Al. 1648 ob., 1663); nicht undenkbar[1] — zumal bei einem gewesenen Geistlichen — wäre schließlich eine Reminiszenz vom 'Worfeln der Berge' aus Isaias 41, 16. — 24 *purta*: allgemein 'hin und her bewegen' (vgl. 8_{9}, Cr 182_{2}), hier also 'herumspielen' (figürlich 50_{11}). — 25: zu *uĭte* sei auf Gr 113 hingewiesen. — Seite **6.** 2 f. fehlt *poate*: 'kann'; *-țĭ* ist eben nur Direktivobjekt zu *ajute* (nicht Stellvertreter des Possessivums nach Gr § 95), *milostenia* dann allgemein = 'der A.' ('das Almosengeben, die Mildtätigkeit'). — 10 *că*: unbedingt 'denn'. — 17 *deal cu deal*: soll etwa mit 'Berg und Tal' gleich interpretiert sein? Jedenfalls ist im Original von einem außerordentlichen, nach den geläufigen Begriffen unmöglichen Phänomen die Rede. In anderen Varianten[2] heißt es allerdings — verständlicher — 'kommen nicht zusammen'; vgl. G. Meyer, Alban. Studien VI (Sitzungsber. d. Kais. Akad. Wien, phil.-hist. Kl., Bd. 136) S. 6 sub 8 (u. Anm. auf S. 22). — 21 *rămîne* 'bleibt': nicht 'stehen', sondern als *uĭmit* ('betroffen'), vgl. *a rămînea mort* u. ä.; in dieser Richtung entwickelt sich weiter die Bedeutung 'werden' (40_{25}, Cr 98_{25}, 203_{27}) wie bei span. quedar (Meyer-Lübke, Rom. Syntax § 310), dän. at blive, poln. zostać. — 30 *lucru negîndit*: 'wer hätte das gedacht?!' (vgl. Cr 121_{8}). —

[1] Vgl. weiter unter 22_{18}, 49_{27}.

[2] Auch rumänisch J-B d. 368; bulgarisch: Gora s gora se ne sъbira, čovĕk s čovĕk sĕ sъbira.

32 *din partea (lor)*: mag schon auch unter die Anm. 13_{26} fallen, ebenso eigentlich die übrigen Belege, 45_{6} mit 'nach (m.) Ansicht', 2_{4} mit '-seits', 3_{8}, 4_{20}, 7_{22}, 52_{32} mit '-wegen' übersetzt. — 33: der *doar*-Satz ist ein Hauptsatz; 'am Ende solltest du ...?'. — Ebenda *par'că*: die mannigfaltige Verwendung dieses Ausdruckes war durch eine den einzelnen Fällen sorgsam angepaßte Wiedergabe, besser auch durch eine eigene systematische Anmerkung genauer zu beleuchten. Zumeist in der Präsensform zu einem Advb. erstarrt,[1] heißt *p.* zunächst vergleichend 'als ob, gleichsam' (46_{24}, 48_{26}); in zweiter Linie dient es, die Aussage als annähernd, nicht ganz genau, mutmaßlich zu bezeichnen, = deutsch 'sozusagen, ich meine, wohl (z. B. Cr 116_{7}), eigentlich, gewissermaßen, vielleicht' (so HA 17_{8}, Cr 241_{13}), mit Negation 'nicht recht, kaum' (so HA 46_{15}); s. auch Beispiele bei Tiktin III 1122_{b}. — 34: *numaĭ decît*, das nie 'jetzt', sondern nur 'sofort' heißen könnte, hat hier den modalen Sinn, der 48_{31} mit 'gewiß', Gr § 165, 1 mit 'unbedingt' richtig wiedergegeben ist (vgl. Cr 246_{19}). — Seite 7. 2 *scîrba*: hier 'Unannehmlichkeit, Verdruß' (nach moldauischem Sprachgebrauch, siehe Wbb.). — 2 f. *daĭ cinstea pe rușine*: hier mag die eigentliche Bedeutung von *da* noch durchklingen; die Redensart übersetzt Tiktin I 352_{b} unt. mit 'sich blamieren', sie muß aber auch andere Bedeutungen haben, vielleicht eine mehr allgemeine ('etwas Schlimmes erleben, es nimmt eine schmähliche Wendung für jmd.'?), vgl. Cr 83_{15}, 94_{5}, 136_{4}, Mor. 97_{6}, MnT 4_{8}, 35_{1}. — 3 *că*: 'denn, sonst'. — 6: *într'un noroc*, worin W. anscheinend eine das Ziel von *pornesc* angebende Ortsbestimmung erblicken will ('sein Glück versuchen' < 'dem Glücke nachgehen'), heißt nichts anderes als 'auf gut Glück' (vgl. Cr 248_{28}, G. III 208 unt., Al. 568 1. Vers, 1414 unt., 1712, Ispir. Leg. 124_{27}); da es in dieser Bedeutung mit *cum va da dumnezeŭ* (vgl. Al. 568 oben, 1108) annähernd synonym ist, so wäre wohl denkbar, daß hier beide Ausdrücke als koordiniert gleichermaßen von *pornesc* abhingen, indessen ist auch W.s Auffassung, wonach zu *cum va da d.* ein zweiter Hauptsatz 'im übrigen [geschehe]' zu ergänzen wäre, durchaus sinn- und sprachgerecht, vgl. 39_{6} f., Cr 176_{22} f., Ispir. Leg. 279_{30}, Sb 182_{26}, G. I 37_{23}, II 102_{4}, MnT 233_{21}. — 11 f.: der Spruch paßt nur im wörtlichen Sinn auf den Fall; *se'ngăduĭe*: 'vertragen sich'. — 14 fehlt *d'apoĭ*: einwendend 'ja' (Tiktin I 78_{b} sub c) oder vielleicht fortführend 'und dann' (27_{29} 'übrigens'; in dieser Richtung entwickelt sich weiter die Bedeutung 'und gar', Tiktin sub b). — 17 *încă-ĭ unul*: vgl. Cr 138_{9}, 173_{29}. — Ebenda fehlt *vorba ceea*, s. unten 9_{6}. — 17 f.: die Bezugnahme auf das wirkliche (angeblich tote) Pferd ist wörtlich zu nehmen und zu übersetzen; um des Witzes willen wird dann die sich dabei

[1] Bei präteritalem Vb. 34_{6}, 48_{26}; in die betreffende Wortgruppe eingeschoben Beld. MM. 47_{22}, 58_{9}, nachgestellt ibd. 38_{10}, 62_{21}, 78_{10}.

ergebende Anspielung auf eine humoristische Redensart weiterentwickelt, wobei es auf die (in den Quellen verschieden angegebene[1]) Bedeutung der letzteren wohl überhaupt nicht ankommt. — 22 f. *mi-ĭ de-a mirarea*: kann nach Tiktin II 992_{a-b} und wird also hier heißen 'ich bin neugierig, möchte wissen'. — 25: in der Übersetzung von *de unde* usw. war Übereinstimmung mit Z. 23 stilistisch geboten: 'Wie ich es auch immer bekomme' (genauer an beiden Stellen 'woher'). — 26 *să fie*: 'soll g.'. — 27 *atuncĭ odată*: 'da (zu)gleich'. — 32 *pe urmă*: s. unter 25_{23}. — Seite **8.** 5: fehlt *urîcĭoasă* ('widerwärtige'); hierher gehörte die Anm. 14_{25} über *ce ĭeştĭ*. — 9 *numaĭ*: wohl auch hier kein 'nur', vgl. oben zu 2_{25}. — 10 fehlt *ĭar*: 'wieder'. — 12 f. *de colo pînă c.*: 'hin und her, auf und ab' (wie Z. 9 *încolo şi încoace*), vgl. $32_{33\,f.}$, Cr 8_{27}, 45_{26}. — 15: hierher gehörte die Anm. 19_{17} über *la* (das dann noch 18_{10}, 22_{16} vorkommt). — 17: fehlt *ĭar* ('wieder'), besonders auf *cît ce poate* (vgl. Z. 12) bezüglich ('noch einmal' = *maĭ* Z. 16). — 20 *sta*: als Imperfekt (um den Anfänger nicht zu verwirren)! — 26 *odată*: vermutlich wie oben 7_{27}. — 29 *unde nu*: offenbar der in der Anm. 25_{23} dargelegte (42_{25} mit ethischem Dativ wiedergegebene) Idiotismus. — 31 *gîndit aĭ*: als Indikativ (vgl. oben zu Z. 20)! — 32 *prin*: hier in der Bedeutung 'in — herum'. — 34 fehlt *ĭa*: vgl. unten zu 20_{15}. — Seite **9.** 2 fehlt *maĭ* 'mehr'. — Ebenda: *cît pe ce* usw. als (von *ştiam* abhängige) indirekte Frage aufzufassen, verbot allein schon der Sinn (da nicht Unkenntnis der Gefahr zu dem Todesschrecken beitragen konnte; zu erklären nach der Anm. 2_{24}. — 5 *să mă prăpădeştĭ*: offenbar will das Pferd nicht behaupten, Harap Alb hätte sein Verderben bezweckt, sondern der Konjunktiv bezeichnet die angegebene Wirkung (wohl auch übertreibend) als möglich: 'stark genug, mich totzuschlagen'; vgl. Cr 24_{23}, Vlah. Nuv. 93_{2}, 131_{11}, Car. AH 65_{22}, 244_{25}, G. III 154_{13}, Beld. Ch 23_{23}. — 6 *vorba ceea*: genauer 'wie man (bzw. das Sprichwort) sagt'. — 22 *apoĭ de*: 'jawohl' ist zu stark bejahend (richtig ist das folgende 'halt'). — Ebenda *a da*: offenbar, wie sonst vielfach auch geschrieben wird, als *a dat* (vor *D-* homonym!) umgedeutet. — 24 fehlt *şi ĭeŭ*: '(halt) auch' (sc. wie es ein anderer tun müßte). — 28 *carte*: vgl. oben unter 2_{18}. — 32 fehlt *şi luĭ*, vgl. oben 3_{29}. — Ebenda: *podul, ursul* (artikuliert) sind natürlich die (bewußte) Brücke, der (bewußte) Bär. — 34: das zu *dea* ergänzte Dativobjekt ist vom Übel; die Bedeutung des Verbs ist ja auch nicht 'eins geben', sondern 'dreinschlagen' ('auf jmd.' = *în cn.*), vgl. 10_{1}, Cr. 382_{22}. — Seite **10.** 5 *bine ţĭ-a priit*: offenbar sinngemäßer 'hat es gut mit dir gemeint' (desgl. Cr 183_{12}, 242_{9}, 205_{4}; Sb 64_{20}, vgl. id. 309_{5} *prietin ţĭ-a fost*). — 7 *de acum* 'jetzt'. — Ebenda *vrednic*: 'wert' nach der in der Schrift-

---

[1] MnT 198_{13}, 299_{18} von leichtem Gewinn.

sprache geläufigsten Bedeutung, hier aber ‘fähig’, ‘geeignet’, vgl. 11 20, 27 22, 52 34, 53 1, Cr 241 31, 349 13. — 21 *cam maĭ*: nicht ‘endlich’; ist speziell bei *a se duce* fix, vgl. noch Cr 48 7, 173 11, 247 12 und v. Gl. s. v. *cam* und *duce*, Tiktin I 250b sub b (‘auf und davon’). — Ebenda *la împărăţie*: s. unten 15 22. — 27 *bun intîlnişul*: besser etwa ‘Glück auf zu der Begegnung’, vgl. Phil. SL 48 § 52 und Gl (noch Cr 140 1, 174 22). — 28 *voĭnice*: als Anrede ziemlich banal, eher ‘junger Mann’ (wie 51 24). — 31 *poate*: unbedingt ‘vielleicht’ (mit der Replik in nächster Zeile übereinstimmend). — Seite **11.** 1 *maĭ*: ‘wieder, weiter (noch)’. — 2 *cît merge* (der Strichpunkt davor ist natürlich verdruckt): ‘eine Zeitlang’, vgl. Gr § 133, 1. — 5 *Bună sa-ţi fie inima*: auch sonst (Cr 129 23, 166 30) in Antwort auf *bună dimineaţa*, *vremea* u. dgl.; *inima* geht hier offenbar zunächst auf Stimmung (Freude), vgl. Tiktin II 819b sub b, Slav. P. 50 18 *dac' aĭ fi întrebat-o, iĭ ieste inima bună orĭ nu, ar fi dat zîmbind din umerĭ*, erst sekundär wird es auf (ehrliche) Gesinnung umgedeutet worden, dann auch der Zusatz vom ‘Aussehen’ hinzugekommen sein. — 10 *spun*: ‘sage’; mit dem Satze wird Aufrichtigkeit der Mitteilung beteuert, von ‘Erzählen’ ist keine Rede. — 11 f.: Die Übersetzung ist in wesentlichen Stücken willkürlich, namentlich ‘ja’ für *încaltea* (‘wenigstens’ gehört logisch in den *cind*-Satz, vgl. Cr 57 5, Al. 93 oben; in den *dar*-Satz Cr 271 10 f.), die Konstruktion mit *căci* (‘denn’) ist ganz übergangen. — 15 *vorba ceea*: wie oben 9 6. — 22 *cadă greŭ*: der Stelle am nächsten kommen 14 27 f. sowie Cr 241 11, wo ganz gewiß ‘betreffen’ nicht zuträfe, daher vielleicht auch hier eher etwa ‘unangenehm werden’, Sb. 165 9 ‘lästig fallen’ (‘daß dir das einsame Reisen nicht u. wird, du es nicht zu bereuen hast’), vgl. noch HA 36 25. Sonst kennt Tiktin I 253b sub 8 *a cădea g.* in der Bedeutung ‘übel bekommen’ von Speisen u. dgl.; hierher gehört etwa Adam 185 7 (*pofta* = ungestilltes Gelüst?). — 24 *încă tot*: ‘noch immer’. — 25 fehlt *maĭ*: ‘schon’ (modal) oder auch ‘noch weiter’ (zeitlich). — 26 fehlt *iar*: ‘wieder’. — Seite **12.** 3 *la mare nevoĭe*: ist — sowie auch das Prädikatsverb — allgemein gefaßt, folglich ebenso zu übersetzen (‘in der gr. Not’ hieße allenfalls *la marea n.*, eher wohl *la nevoĭa cea* bzw. *asta mare*). — 11 *n'aĭ apucat* usw.: *apuca*, in der Übersetzung überhaupt nicht besonders ausgedrückt, möchte ich hier = ‘fertigbringen’ verstehen, also ‘daß du .. nicht d. A. bis zu Ende hinuntergestiegen bist’; vgl. 30 23 und unten 12 32. — 18 *urmez*: nicht ‘annehmen’ = folgen (einem Vorschlage), sondern ‘vorgehen, handeln’, vgl. Al. 1092 unt., 1435 (bis), 1629 (daher *u. împotriva* = ‘faire le contraire’, Damé). — 24 *heĭ heĭ*: etwa ‘o je’? Andere Beispiele, wo der Sprechende über die Rede des andern erstaunt ist oder seine eigenen Mitteilungen als erstaunlich hinstellen will: 7 10, 27 31, Beld. MM 24 6, 25 4; einfach *heĭ* HA 5 14, Cr 134 19. (Anscheinend anders HA 31 27.) — 25 *rupĭ*: geht offenbar auf das

Abnutzen (Abschleifen, Abstoßen) vor vielem Herumwandern, während '(Hals und Beine) brechen' das hohe Risiko zum Ausdruck bringt. — 27 *cînd ĭeste la adicălea*: kurz und gut 'eigentlich', vgl. Tiktin s. v. *adică* 4. — 30: da *ochĭ* ohne Artikel steht, wird *sînt* das Verb. substantivum sein, folglich 'in Ermangelung schwarzer Augen'. — 32 *apuca*: sinngemäßer wäre auch da '(dich) ganz (gewöhnst)', vgl. oben unter Z. 11. — 34 *în felul mĭeŭ*: s. unten 14_{13}. — Seite **13.** 2: *să nu* nach *mă tem* bezeichnet bloße Besorgnis; befürchtende Erwartung (wie in der Übersetzung) wäre durch *că* mit Indikativ ausgedrückt, vgl. Gr 123 sub 3. — 3 *calea valea*: die Bedeutung bestimmen sonstige Beispiele aus Cr selbst (226_{14}, 241_{10}) mit 'es geht (ging, -e) noch an'; merkwürdigerweise richtig in Gr § 159! — 4 *duc vergile*: s. Kap. II. — 9: *maĭ* 'fast', *îmĭ vine* 'möchte ich'; ebenso 55_{5}, vgl. noch Cr 140_{25}, 240_{31}, 242_{6}. — 13 *pe unde*: bezieht sich wohl nicht auf den Weg, auf den die beiden hinauswollen (*să ĭasă*), sondern auf denjenigen, der dahin führt, = lat. qua, wie 11_{30}, 31_{10}. — 17 *oţărîndu-se* 'schaudernd': es handelt sich wohl um eine Gebärde, vgl. Cr 138_{18} und Gl. Phil. SL 65 (§ 115) s. v. bruh, Tiktin II 1099 s. v. unt. II 1. – 21 *să avem ĭertare*: Plural f. faktische Einzahl, auch Cr 201_{22}, 114_{17} [1], hier noch *n'om putè*, Z. 14 *vedem*; in allen Fällen redet da ein Angehöriger des gemeinen Volkes zu einem gesellschaftlich Höherstehenden. — 22 *cît despre*: genauer 11_{6}, vgl. unter 3_{11}. – 27 *duce dorul*: geradezu 'entbehren', vgl. Cr 271_{2}, Tiktin II 564_{b}, G. II 164_{8}, III 152_{21}. — 30 *deschis în lăturĭ*: heißt auch 'tout grand ouvert' (Tiktin II 894_{a} unt., Vlah. Nuv. 132 unt.). — 32 *de coborît*: 'zum Hinabsteigen' (s. Gr. 134 unt.). — 33 *să te văd*: sagt nicht einfach ein zukünftiges Sehen an, sondern den Willen zum Sehen, was einer Aufforderung an den Angesprochenen 'zeige' am nächsten kommt ('z. dich' = 'nimm dich zusammen'); vgl. Al. 205, 216, 243, 524, 877, 1153, 1505. — Seite **14.** 5 *că*: der so eingeführte Satz ist ein Hauptsatz ('denn', '... ja'); diese Eigenschaft war ihm auch in der Übersetzung zu wahren. — Ebenda *maĭ*: 'wahrlich' (etwa Gr § 164, 1c). — 6 *arşiţele*: ist auch semasiologisch Plural, 'Hitzen' = heiße Tage. — 7 *maĭ*: 'immer' ist hier zuviel. — 8 *nu ştiĭ*: 2. Person! ('hast keine Ahnung'). — 9 *par' că-mĭ vine*: richtiger 'beinahe möchte ich'. — 13 fehlt *în felul săŭ* 'von Natur', 'nach seinem Wesen', vgl. 12_{34}, Cr 56_{5}, 71_{2}, 227_{22}, in gleichem Sinne auch *de f. s.*, z. B. Ispir. Leg. 387_{2}, vgl. DAc. II/1 92_{a}. — 16 *sta*: wesentlich synonym mit *şede* Z. 7. — Ebenda *acolo*: wieder 'dort' (d. h. im Brunnen). — Ebenda *de se răcorea*: 'und sich abkühlte', nämlich bestimmte Verbalform, um die Tatsächlichkeit der Handlung auszudrücken; der konsekutiv-finale Nebensinn, der mit

[1] Ebenso Beld. MM 92_{18} (ein Hirt zu der Gutsherrin); *vă sărutăm dreapta* Sad. Instig. 43 unt., *s. d. mărieĭ tale* 155_{19}; Slav. P. 74_{17}: *Şi de unde ĭeştĭ tu? Dela Z. sîntem, părinte* ('Hochwürden'), *sintem crîsnic la biserică.*

dem begrifflichen Inhalt der Aussage von selbst bewußt wird, mag schon eher eines eigenen Ausdruckes entbehren. — 15 fehlt *i*, s. weiter 32_{6}. — 18 *fecĭor de om vicleau*: 'schlaues (falsches) Menschenkind'. — Ebenda *ce te găseștĭ*: ist weiter nichts als ein Synonym des in der Anm. 14_{25} erklärten *ce mi-aĭ fost*; vgl. noch Cr 20_{26}, 57_{7}, 225_{6}. — 20 *căptuși*: genügt das von Tiktin angegebene 'erwischen', vgl. Cr 40_{10}, 43_{10}, 259_{19} (Z. 25: *prins*). — 21 fehlt *că*: 'denn' (*că de nu* = 'sonst'). — 26 *aĭ fost*: ebensolche Verwendung des Perf. Cr 100_{25}, 162_{30} f., Al. 706 oben, 708. Ispir. Leg. 150_{3}, 195_{21}, 362_{2}, 289_{5}. — Ebenda *numaĭ*: 'nur'. — 28 *cadă*: vgl. oben 11_{22}. — Ebenda *chĭar acum*: 'gleich jetzt, sofort' (richtig 54_{11}). — Ebenda *în voia cea bună*: nicht 'wenn ich wollte' (*voie* = 'Wille'), wohl noch weniger = *pe drept, la dreptul vorbind*, wie DAc. I/1 691_{a} zu Cr 130_{30} angibt; ausgehend von *voie bună* = 'Frohsinn, Lust' u. dgl. wird etwa 'in aller Gemütsruhe' entsprechen, vgl. noch Mn 133_{20}, 139_{6}, Sb. 160_{23}, 217_{36}, Adam 79_{21}; in dieser Bedeutung auch *în dragă voĭe*: *Putem fugì, voĭnice, în d. v., că zmeul doarme de amiazi* Mold. in BTr. IX² 17_{19}, 35_{18}; *Poțĭ să mîncĭ ... și să maĭ tragĭ un puĭŭ de somn în d. v.* ('es ist noch Zeit genug') ibd. 18_{4}. — 33 *să fiŭ*: 'soll sein'. — Seite **15.** 1 f. *cînd ... invià*: warum nicht wörtlich? Allerdings geht dieses Motiv in der Lösung des HA leer aus; in anderen Märchen pflegt es den Sinn zu haben, daß der erst getötete Held nach der Auferweckung (mittels Lebenswasser u. dgl. wie 56_{31}) die Aktions- und Redefreiheit gegenüber dem Betrüger wiedererlangt (s. Cosquin, Contes populaires de Lorraine I 44 f.; dazu Text b von J. U. Jarník, 'Zur albanischen Sprachenkunde', 1881. sowie J. Németh, 'Türkisches Übungsbuch' [1917] S. 100 oben). — 3 fehlt *cum-va*: 'etwa' (richtig 17_{30}), dann 'nicht ... jemand' statt 'niemand'. — Ebenda *bleștĭ*: eigentlich '(kein) Sterbenswörtchen sagen'. — 8 *putere*: die Übersetzung ('Ausweg') scheint 'Möglichkeit' als Bedeutung anzusetzen; dies wäre *putință*! *fără nicĭ o. p.* heißt 'machtlos'. — 10 *cum a vrea* usw.: treuer und eigentlich deutlicher 'er wolle tun, wie ihm belieben wird' (oder 'wie es ihm belieben wird zu tun'?); die nämliche Konstruktion 18_{11}. — 12 *scoate*: besser 'hilft ihm heraus'. — 15 *-ĭ*: warum nicht 'ist'? vgl. *chĭamă* in Z. 14. — 16: *fie-care pe calul săŭ*: ist mit Vorbedacht so präzisiert (Harap Alb behält sein Wunderpferd); warum das verwischen? — 22 *împărăție*: hier 'Kaiserhof' wie richtig 22_{9} oder 'Residenz' (in semasiologischer Beziehung analog zu *episcopie, mitropolie*); 'ins Kaiserreich' hieße eben *în î.*, vgl. 17_{13} *din* (Cr 17_{19} *in domnia mea* — 17_{22} *la domnie*! 136_{14}, 239_{10}, 254_{17}, 262_{20}, 271_{14}). — 31 fehlt *că*: vgl. oben unter 14_{21}. — Seite **16.** 22 *îndreptările*: obschon es auch in der Bedeutung belegt ist (G. III 100_{8}, id. Pm 123_{9}; Gr. I. Alexandrescu in B I 22_{6}: *a-și da î-ile*) und tatsächlich die Rede des Bartlosen Z. 12 ff. eine 'Recht-

fertigung' war, so würde vielleicht neben *inrudirea* noch besser 'Anrechte' (als Prinz) passen; so belegt in dem Zitat aus Adam unter 22 11 f. — 24 *boz*: 'Attich' ('Holunder' = *soc*). — 31 *lepădat*: 'sich losgesagt'. — Seite **17.** 3 *maĭ la urmă*: 'zuletzt'; Erwähnung der 'Mahlzeit' könnte da leicht irreführen, zumal *masă* tatsächlich sonst auch dieses bedeuten kann (hier = 'Tisch'). — 14 *ĭel știe ce* usw.: das Vb. des abhängigen Fragesatzes wird, da es ja die Haupthandlung angibt, vom Sprachbewußtsein als Prädikat des vorausgenommenen *acela* empfunden, während *ĭel știe ce* (mit prägnantem *ĭel* 'er allein') einem unbestimmten Fürwort nahekommt. — 15 fehlt *așa*, bzw. eine Anm. über diese Verwendung, siehe DAc. I/1 285 b sub 2°. — 17 *voind*: bezeichnet nach dem ganzen Zusammenhange (NB: *acum*!) ein gelegentliches Wollen, nicht eine Absicht, mit der man 'umgeht'. — 18 *mĭ-a*: *mi* fehlt (Dativobjekt wie Z. 24, 27), *a* (= *va*) 'wird bringen'. — 22 *slujbă*: besser 'Aufgabe' (vgl. Ispir. Leg. 27 7). — 23 *Doar de*: 'höchstens etwa wenn'. — Ebenda fehlt *ĭa lasă*: 'sei nur ruhig'. — Ebenda *-ĭ*: 'um ihn' ('darum' = *de asta*). — 27 *degrabă*: 'schnell'. — 30: von einer Redensart *a face de alt-fel* 'ausreißen' finde ich keine Spur; es übersetzt ja auch W. 30 9 wörtlich.[1] — 34 *sfînt să fie rostul*: formelhaft, vgl. Cr 109 14, 120 25, wo überall mit Affekt zugestimmt wird; zu kräftiger Bejahung herabgesunken ist das analoge *blagoslovită să-ţĭ fie vorba* bei Al 874. — Seite **18.** 1 fehlt *așa-ĭ*: 'ja, so ist es', cf. 5 19. — Ebenda *dacă*: 'da, nachdem'. — 2 *slugă la dîrloagă* dient nach Tiktins Belegen (vgl. noch Mor. 86 16) zur Bezeichnung einer niedrigen Stellung; ob *dîrloagă* an sich, wofür die Bedeutung 'Schindmähre' angegeben wird (diese paßt auch wörtlich auf Harap Albs Fall, vgl. 15 30 f.), von 'nichtswürdigen Menschen' gebraucht werde, wüßte ich nicht zu sagen. — 7 *odată*: nicht 'jetzt', sondern 'endlich einmal' oder einfach 'doch' (so Gr 198). — Ebenda *nu-ţĭ face voĭe rea*: 'kränke dich nicht', vgl. Cr 48 25, 141 11. — 12 *maĭ incolo (ca)*: 'dorthin' kann leicht einen Anfänger irreführen (*acolo*!); besser 'in einige Entfernung (damit)'. — 16 *și meșteru-ĭ dracul*: nicht 'aber auch', da wohl nicht der Gegensatz zwischen Gott und Teufel hervorgehoben werden soll; vielmehr wird die Überzeugung ausgesprochen, daß opportunistisches Ausnutzen der sowohl von Gott als vom Teufel gebotenen (also rechten und unrechten) Auskunftsmittel über die Schwierigkeit hinweghilft. — 17 f. *nu-ĭ ĭe vremea trecută*: 'aber' ist mißlich, *trecută* = 'vorbei' ('er hat das Spiel noch nicht gewonnen'), vgl. Cr 236 11 ('verloren'). — 19 *odată*: wohl wie oben 7 27. — 26 f. *numaĭ iacă*: vgl. oben 2 25: 'gerade' wäre für *numaĭ* grundfalsch, hat sonst im Text keine Stütze. — 31 *deal cu deal*: s. unter 6 17. — Seite **19.** 1 fehlt *odată*: 'dereinst'. — 2 *ca să*: genauer 'damit'. — 7 *să se liniștească*: zu mer-

---

[1] *De a.* z. B. bei G. III 29 26, 42 unt.

ken, daß *a se liniști* neben der Bedeutung ‘sich beruhigen, ruhig werden’ auch (vermutlich dialektisch) jene von ‘sich ausruhen’ haben kann; ebenso 41_{21}, Cr 33_{23}. — 8 f. *pornește ... prin rouă*: ‘begibt sich auf eine Runde durch die betaute (so!) Landschaft’, zunächst noch nicht auf den ‘Weg’ (in den Bärenwald), sondern Kräuter suchen, woraus sie dann erst, offenbar zu Hause, den Schlaftrunk braut. — 13 fehlt *maĭ*: ‘noch (weiter)’. — 28 *ĭa*: ‘nimm’. — 29 *într’ales*: hier wohl adverbiell, ‘nach eigener Wahl’. — 29 f. *pus la cale*: ‘hergerichtet, präpariert’ (vgl. Cr 130_{14}). — Seite **20.** 15 *ĭa*: ‘nun, halt’ o. ä., zur Einführung der Antwort (Tiktin II 746_{a} sub 3^{0}), vgl. 8_{34}, 20_{26}, 27_{21}, 42_{21}, 54_{30}, Cr 157_{30}, 195_{6}, 199_{14}, 231_{26}, 233_{16}, 245_{19}.[1] — 16 *trecc pe dinainte*: wörtlich nicht ‘vor-’, sondern ‘vorbeigehen’; der figürliche Sinn muß hier jedenfalls in *malam partem* angenommen werden. merkwürdigerweise aber in anderen Belegen ebenso sicher in *bonam* (‘zuvorkommen’?): Adam 103_{4} *îl lingușea și nu știa cum să-ĭ treacă pe d.*; Ispir. Snoave 38 (zit. v. Zanne II No. 4060). — Seite **21.** 2 *orĭ-ce d. a fi*: ‘was immer für ein T.’ — 4 *se vede că*: ‘man sieht’ = ‘offenbar’; für ‘doch’ ist kein Platz. — 5 *întors de la țîță*: über diesen Begriff (die Übersetzung fälscht ihn auch zum Teil) vgl. Gl, sonst auch Tiktin II 837_{b} unten und namentlich F. S. Marian, Nascerea la Români 1892, S. 427 (mit Anm. 4). — 9 *măcar că*: mit Indikativ entspricht ‘trotzdem’ (ebenso 47_{34}), s. Gr § 138. — 16 *că pot*: ‘daß ich kann, zu können’. — 19 *împărăție*: s. oben 15_{22}. — 20: ‘sogar’ hat keine Entsprechung im Original. — 28 *orĭ ce-ĭ face*: wörtlich und gut ‘was immer du machen wirst’. — 28 f. *numaĭ decît*: passender ‘unbedingt’, vgl. oben unter 6_{34}. — 30 *doar* usw.: gemäß der Einführung des Nachsatzes mittels *c’apoĭ* (‘sonst’) schlechtweg prohibitiv, ‘es soll dich ja nicht d. T. verleiten’; ganz ebenso Al. 395 unt., 408, 481 unt. (438 unt. ohne Nachsatz, bis). — 31 *clinteștĭ*: ‘rühren (kaum merklich)’. — 32 *ĭară maĭ ales*: ‘besonders aber’. — Seite **22.** 2 *doar*: ‘ja (doch)’, vgl. Tiktin s. v. (5). — 5 *maĭ ... și* (*din asta*): ‘noch auch (aus dieser Geschichte)’. — 5 f. *apoĭ tot* usw. sowie 8 *curg gîrlă*: vgl. Kap. II. — 10 *și* (bei Komparativ): ‘noch’ (‘viel’ fällt überhaupt weg). — 11 f. *Vorbă să fie, că tocmeala-ĭ gata*: eine Redensart, der hier etwa deutsches ‘papperlapapp’ entspricht. Als Beispiel wird mir von befreundeter rumänischer Seite angeführt: *Știĭ că X se însoară? — V. să f., că t.-ĭ g. Cum crezĭ d-ta că se poate face una ca asta, cînd părințiĭ feteĭ nicĭ nu vor s’audă de X?* Ein anderes aus Adam 84: *Nu știĭ că pe aicĭ ĭe stăpînirea noastră?* sagen die Teufel zu Păcală, um ihn von der Poĭana dracilor zu verscheuchen, die er mit einem Kirchenbau zu verschänden droht. *V. să fie,* antwortet

[1] Von Haus aus vielleicht deiktisch (s. oben 4_{7}), wie auch *ĭacă* gleiche Funktion zu kennen scheint, s. Gr 38 (Text).

er, *că t.-i g.! Areți hîrtie de stăpînire la mînă, — de unde vi-s îndreptările?* Zanne II No. 6395 führt als Variante an: *V. să f., că tîrg se face,* nach einer Mitteilung des H. Tudor Pamfile (Bărlad) auch *că treabă se face.* Adam verwendet auch bloßes *vorbă să fie*: 71 12, 75 23, 102 11 (*V. să f. și spusa ta*), 113 10, 224 16, G. II 148 4, III 101 27, 141 2, id. Pm. 173 16, MnT 93 5, Ispir. Leg. 127 34 ('Das sage ich so, indessen verhält es sich ganz anders', 'Das ist nicht dein Ernst', 'Keine Spur', 'Unsinn' und noch anders), zum Teil verschieden nuanciert; ebenso Cr 64 10. — 14 *joace calul*: 'Mutwillen treiben' (vgl. Anm.); unter 'Mütchen' wird Zorn, Groll verstanden, wovon ja keine Rede ist! — 16 *și și d-ta*: 'denke dir halt' (*și* = 'nehmen wir an' Car. Mom. 107 30, 161 16, 167 11); der Gedanke, die fragliche Unannehmlichkeit hätte einer billigen Ursache entspringen können, soll sie erträglicher machen. Ein Beispiel aus der lebenden Sprache: *Am auzit că asară aĭ prăpădit 100 de francĭ. Lasă, nu-ĭ nimica. Zi și d-ta c'aĭ tras o beție cu ĭeĭ.* — 18 *aguridă*: 'unreife Traube(n)' (nicht etwa eine saure Art T.); der Spruch ist ein Zitat aus Ezech. 18, 2 bzw. Jer. 31, 29. — 19 *sta*: vgl. oben unter 4 28. — 27 fehlt *ĭară*: 'wieder' (-*șĭ* = SIBI, cf. 18 13). — 31 *spre*: (etymologisch zwar wohl SUPER[1]) 'gegen ... hin'; die hl. Sonntag wohnt eben auf einer Ozeaninsel, vgl. 18 22 f.. — Seite **23.** 1 fehlt *cu!* — 3 *luceferĭ*: s. Kap. II. — 8 fehlt *ĭar* 'wieder'. — 13 *galbăn*: nach unseren 'blonden' Begriffen 'blaß', vgl. DAc. s. v., Cr. 382 25. — 15 *și de-aș* usw.: 'möchte ich denn auch' usw.; *maĭ degrabă*: 'nur schon bald', vgl. Cr 174 18, Al. 503, desgleichen *maĭ curînd* Al. 722 oben, 1720 oben; *odată*: '(endlich) einmal'. — 22 *n'a maĭ fi ĭel*: 1. *maĭ* kann hier nicht = 'mehr' gelten, da bisher schon des Bartlosen erster Plan (mit dem Salat) nicht in Erfüllung gegangen war; entweder (zusammen mit *nu*) 'nimmer' oder 'wohl, sicherlich'; 2. *ĭel* bezieht sich nicht auf *Dumnezeŭ,* sondern ist neutral (vgl. Phil. SL 7 und 41 unten) wie 30 32, 47 34, also 'es wird nicht geschehen'; auch Mor. 24 4. — 23 *avut de răbdat*: 'zu erdulden gehabt'. — 24 fehlt *maĭ*: 'ziemlich'. — Ebenda *dar*: die rein sachlich nicht gerechtfertigte adversative Verknüpfung wird man als Ironie auszulegen haben, indem als Trost stilisiert wird, was in Wirklichkeit keiner ist (vgl. im II. Kap. unter 22 8); die Übersetzung muß solchen eigentümlichen Zug nicht verwischen! — Seite **24.** 1 fehlt *acum*: 'jetzt' (streiche 'auch'). — 6 *ĭa acum* (ohne Beistrich in O!): vgl. oben 4 7 (streiche 'Aha — recht'). — Ebenda *viĭ de acasă*: 'gefällst mir', vgl. Al. 231, 422 ('lass' ich mir gefallen') u. s. (im ganzen wenigstens zehnmal), Adam 85 3, 227 9, Mor. 75 24, MnT 350 6 (mit spezieller Beziehung auf eine Rede wohl auch 'das ist vernünftig gesprochen' o. ä.), sonst heißt die — in den Wbb. nicht nach Gebühr

---

[1] Als solches wohl zuerst von Cipariu erkannt, wenn nicht früher, in Principia de limba, ed. II (1866) 397.

behandelte — Redensart auch 'zur Einsicht kommen, begreifen': Ispir. P. Sf. 106, id. Leg. 181 2, 196 33; *venit de a.* Al. 691: 'vernünftig'? — 7 *cînd ĭeste să* usw.: nur 'soll' (von wegen seines Schicksals). — 8 *păcat*: 'Unglück'. — 9 *mă rog*: etwa 'nun halt', 'kurz und gut', vgl. außer 34 14, 36 18, 38 13 Cr 21 30, 239 14, 258 14. — Ebenda *ce maĭ la deal la vale?* wörtlich 'wozu denn (nicht 'also'!) auf und ab', = 'was gibt es da lange zu reden', 'was soll ich da viel Worte machen', vgl. Cr 174 6; es dient — zusammen mit *mă rog* Z. 9 —, den Satz *aşa* (in OJ klein geschrieben) usw. formal einzuleiten. — 11 *să te puĭ* usw.: besser 'solltest du auch den K. daransetzen'. — 17 *odată*: 'zugleich'. — 28 *lua, da*: Imperfekta! — Seite **25.** 8 *te iţeştĭ*: 'dich zu zeigen'; auch 'hervorlugen', Cr 162 19, 20, auch Gl; mit sonstigem Objekt: *Miţa ... iţeşte capul printre frunze* Adam 172 6; *un colţ de lună îşĭ iţea jumătatea aurie* Grig. P. r. 44 22. — 8 f. *pironi*: besser 'heften' (Cr 63 19). — 22 *pajişte*: ganz eigentlich 'Rasen'. — 23 *pe urmă*: 'nachher' (richtig 42 2). — 26 fehlt *cînd*: 'als' (*şi* im Nachsatz entspricht dann einem verwischten 'denn auch'). — Seite **26.** 1 *numaĭ*: 'bloß' (auf *o leucă* bezüglich). — 7 *în sfîrşit*: wohl auch schon modal wie nach W. selbst 28 14, 32 4, 43 11. — Ebenda *cît maĭ strigă*: 'eine Zeitlang', vgl. oben 11 2. — 8 *nicĭ — nicĭ*: 'weder — noch' (so als Beispiel Gr § 141!). — 12 fehlt *întreg*: 'in seiner Gänze'. — 20 *negru înaintea ochilor*: 'verhaßt', vgl. Zanne V Nr 12349; Cr 104 16 *pînă i se făcea viaţa neagră şi aicĭ* ('wurde zuwider'). Unpersönliches *mi se face negru î.* (oder *pe dinaintea*) *o.* bezeichnet den bekannten nervösen Zustand: Cr 6 24, Vlah. Nuv. 161 16, Sad. P. rb. 228 23 *mi se f. şi acuma n. î. o.* (bei schmerzlicher Erinnerung). — 22 *în plata luĭ Dumnezeŭ*: wird sonst gebraucht, auch wo von 'Vergeltung' keine Rede sein kann, Cr 132 12, 223 13; Sad. Dur. 15 *Oamenіĭ îl priveaŭ ca pe cel sărac şi-l lăsaŭ în p. l. D.* (nämlich den Ion Ursu, der da herumerzählt, er wolle sich in der Stadt Arbeit suchen), Sb 55 7, G. III 37 6 (= *în pace*, Objekt: ein Mädchen). — 25 *acestea*: 'dieses', *ĭele*: 'es'. — 27 *tot cum*: 'ebenso wie'. — Seite **27.** 6 *într'un f.*: 'in einem V.' — 9 fehlt *deodată*: 'auf einmal'. — 21 *ĭa*: s. oben 20 15. — 26 *de-ar maĭ fi ĭel pe cît ĭeste*: 'wenn er noch einmal so viel wert (so tüchtig) wäre, als er ist', 'wenn er noch so tüchtig wäre'; vgl. die nämliche Formel bei Mold. in BTr IX² 26 3, 28 18; von weibl. Subj. id. in BTr XII 22 unt.: *să maĭ fiĭ tu pe cîtă ĭeştĭ*; vgl. noch *ĭerau pe cîţĭ flăcăĭ, pe atîte fete* (Burschen und Mädchen in gleicher Zahl) Slav. P. 13 7 f.; *Atîte şi maĭ pe atîte vorbe goale aŭ răsărit pe buzele Veronichiĭ* Coşbuc in BTr XVII² 6 2. — 29 *s'a mîntuit vorba*: die Redensart bedeutet insgemein 'es ist einmal so und nicht anders' (eigentlich: darüber ist die Diskussion abgeschlossen), nicht etwa daß sich der Bartlose speziell für diesmal weitere Besprechung der Frage verbäte (was allenfalls in 'basta' liegen könnte); vgl. Cr 47 29, 73 25, 90 2. — Ebenda *Na, nu, na*:

ein anderer Beleg Cr 84 27; aus der lebenden Sprache: *Știĭ că X mĭ-a făcut cadoŭ o carte?* — *Na, na, na! D'apoĭ și tu cîte i-aĭ dat!* Der Sinn wäre demnach etwa: 'Daran ist doch nichts Besonderes' o. ä. — 33 *mĭ-am stupit sufletul*: *stupí* ist Moldovenism (gesprochen *stuḱi*) statt walach. *scuĭpa*; im übrigen scheint nicht die mit dem 'Kommandieren' (Anm.: 'Zurufen') verbundene Ermüdung der Sprachorgane gemeint zu sein, sondern der mit der Abrichtung des Dieners gehabte Ärger; vgl. Sad. Dur. 161 *Femeile certaŭ pe bărbaţĭ într'una, pînă ce-șĭ scuĭpaŭ, săraciĭ, s. de năcaz ... și se duceaŭ la crîșma luĭ Avram*; id. P. rb. 139 17 *pe ploaĭe și pe vînt, cînd fiecare creștin îșĭ scuĭpă s. de necaz*. — Seite **28.** 1 f. *cît îĭ lumea*: wäre auch die Sprachform an sich mit lokalem Sinn vereinbar (vgl. *cîtu-ĭ ţara romînească, nu-ĭ ca fata ardelenească* J-B d. 65 1), so scheint doch für die Fassung mit *lumea* der temporale, 'in alle Ewigkeit', festzustehen, vgl. (außer den Belegen Tiktins II 929 a) HA 3 9 f., Cr 273 23 (mit einer scherzhaften Reimklausel). — 2 *ce te potrivești*: Welche Gewähr hat W.s Übersetzung? Bei Tiktin finde ich für das Reflexivum keine Bedeutung, die hier recht passen würde. Etwas wie (mit Negation) 'sich nichts daraus machen, weiter nicht beachten' muß es heißen in *nu te* (*maĭ*) *potrivi* u. dgl. Al. 187, 264, 275, 474, 699, 1534 (*la vorbele unuĭ beţiv*), danach hier etwa 'was kümmerst du dich darum?'. Sonst könnte vielleicht auch die Bedeutung 'sich bequemen' (z. B. Cr 197 2) zugrunde gelegt werden, wo *ce* für sich abzutrennen (= 'was, nun') und als Direktivobjekt ein *celor ce spun ĭeŭ* o. ä. zu ergänzen wäre: 'gibst du mir recht?'. — 11 f. *fost-aĭ* usw.: W. scheint *la tinereţe* als Prädikat ('jung') zu fassen; vergleicht man Al. 942 ob. *am fost și ĭeŭ* (*cînd am fost*), so wird wahrscheinlich, daß als Prädikat ein nicht besonders ausgedrücktes 'tüchtig, ein ganzer Mann', bzw. *fost* in prägnantem Sinne zu verstehen sei, während *la tinereţe* Adverbiale sein wird; in dem zu *cred* ergänzten Satze wäre dementsprechend 'kraftlos' oder dgl. statt 'alt' zu setzen. — 12 *de*: 'halt'. — 13 *n'or sta*: in gleichgearteten Sätzen ist Futurum (wo wir Konditional erwarten möchten) die Regel; vgl. Cr 15 7, Al. 274, 306, 1591 u. ö., Adam 161 11, Negr. 77 10, Sb. 58 30, 59 34, 63 17, 74 37. — 23 *pot*: 'kann' ('gelinder läßt sich's nicht ausdrücken'). — Seite **29.** 3 f. *obrăznicindu-se*: 'frech werden, sich f. benehmen', vgl. Cr 84 3, Al. 1390 oben, G. II 142 unt., III 38 13, id. Zt 82 3, 83 21, 84 12. — 10 *aŭ mulţumit*: 'dankten, sagten Dank'; nach dem 16 30 f., 28 17 f. Angedeuteten ist an innigeres Gefühl nicht zu denken.

(Fortsetzung folgt.)

Brünn. H. Jarník.

Kleinere Mitteilungen.

Wolframs Wappen in der Manessischen Handschrift.

Das schwerste Hindernis für die endgültige Entscheidung der Frage, welches Eschenbach Wolframs Heimat sei, lag bis jetzt in der Verschiedenheit der Angaben über Wolframs Wappen.

Püterich von Reichertshausen, der um die Mitte des 15. Jahrhunderts, Hans Wilhelm Kreß, der 1608 sein Grab sah, Grünenberg in seinem 1480 bis 1493 verfaßten Wappenbuch, Siebmacher geben als Wappen Wolframs einen Krug mit einem Ausguß, der heute noch Asch oder Äsch genannt wird. In der Manessischen Handschrift aber wird ihm ein ganz anderes Wappen zugeteilt, dessen Deutung allen Erklärern die größte Schwierigkeit machte. Büsching (Museum für altdeutsche Literatur 1809) sieht es für '2 abgebrochene Messerklingen mit dünneren Stielen' an, andere vor ihm hatten es als '2 undurchbrochene Schlüssel' gedeutet; für Fischangeln wurde es gehalten, bis zuletzt allgemein die Bezeichnung 'Beilwappen' durchdrang.

Dr. B. Kurz, der in einem 1916 in Ansbach erschienenen Buch 'Heimat und Geschlecht Wolframs von Eschenbach' mit gründlicher Forschung und großem Finderglück all die verwickelten Fragen zur Lösung brachte und Eschenbach bei Ansbach endgültig als die Heimat des Dichters erwies, hat auch in die Wappenfrage volles Licht gebracht. Dadurch, daß er ein Siegel Heinrichs III. von Eschenbach mit dem Bild des Kruges auffand, ist dieses als das echte Wappen dieses Geschlechts erwiesen; aber auch für das Manessische fand er eine glückliche Erklärung.

Verschiedentlich siegeln die Eschenbacher 'quia sigillo proprio caremus' mit fremden Siegeln. Die zwei ältesten von Eschenbachern ausgestellten Urkunden sind von Herren von Mur, ihren nächsten Nachbarn, gesiegelt. Das Emblem in deren Wappen war schwer zu deuten, doch hat Wiguläus Hund (Bayrisch Stammen Buch, 1568) es schon richtig als 'zwo armbrustseulen' erklärt. Dieses Wappen stimmt nun so auffallend mit dem Wolframs in der Manessehandschrift überein, daß Dr. Kurz' Vermutung, dieses sei aus jenem entstanden, überzeugend wirkt. Denn wenn der gewissenhafte Zeichner der Liederhandschrift auf anderem Wege ein Wappen des Sängers nicht erlangen konnte, lag es nahe, daß er sich von irgendeiner Urkunde ein Siegel als Vorlage verschaffte; tat er dies mit einer Eschenbacher Urkunde, so war die größere Wahrscheinlichkeit dafür, daß er ein anderes, vornehmlich ein Mursches Siegel erhielt, da die Eschenbacher nur ausnahmsweise ein eigenes benutzten. Und da er das Wappenbild sich wohl nicht zu deuten vermochte, zeichnete er einfach die Umrisse und überließ die Ausdeutung dem Beschauer.

Eine heraldische Beschreibung und Erklärung des Wappens der Ministerialen von Mur gibt Oberst W. Beck (im Fränkischen Kurier 1917, Nr. 488), gestützt auf die Epitaphien dieses Geschlechts in der Heilsbronner Klosterkirche. Er weist darin die neuere Deutung als zwei abgekehrte Armbrustwangen zurück, da die Schäftung der alten Armbrust ohne Kolben ist. Es sind Armbrustsäulen, die kleine Erhöhung in der Mitte ist die 'Nuß', die die gespannte Sehne festhält; der Abzug, ein langer Hebelarm, ist im Wappen weit abgespreizt dargestellt. Die beste und klarste Darstellung des Wappens

ist, in Farben gezeichnet, erhalten in dem höchst wertvollen 'Ansbacher Wappenbuch' auf der dortigen Regierungsbibliothek (Mscr. hist. 508).

Aus diesen Abbildungen ersehen wir deutlich, wie aus dem schwerverständlichen Wappen derer von Mur das unverständliche Wolframs in der Manessischen Handschrift werden konnte.

Ansbach. Th. Stettner.

Goethe-Miszellen.

1. Goethe als Tyrann.

Die Ansicht, daß Goethe ein steifer, unnahbarer Mensch gewesen, gehört zu den Märchen, die immer wieder auftauchen, aber nicht stark genug zu bekämpfen sind. Denn er lehrte nicht nur in Gedichten, daß der Mensch edel, hilfreich und gut sein solle, sondern betätigte diese Lehre durch sein Leben. Trotzdem wird man zugeben können, daß er bisweilen streng, ja tyrannisch sein konnte. Ich habe in meinem Buche 'Goethe und die Seinen' aus Briefen und unbekannten Aktenstücken manche Beispiele zusammengestellt, aus denen hervorgeht, wie er gegen Untergebene und Hausangestellte außerordentlich streng verfuhr, wie er mit Professoren und Journalisten nicht immer säuberlich umging. Am bekanntesten ist sein Verfahren gegen Zeitungsschreiber, die sich politisch verdächtig gemacht hatten, wie Falk 1807 oder Luden und Oken 1817, oder gegen solche Journalisten, die sein eigenes Regiment angriffen, z. B. die Herausgeber von Zeitschriften wie Böttiger, die es wagten, gegen seine Theaterleitung aufzutreten, oder endlich die Unbarmherzigkeit, mit der er Kotzebue behandelte, da dieser es gewagt hatte, durch eine besondere Verherrlichung Schillers Goethes Bedeutung herabzusetzen und seinem Ansehen entgegenzutreten.

Zwei neue Beispiele seines tüchtigen Draufgehens werden dargeboten durch zwei in dem 39. Auktionskatalog von K. E. Henrici mitgeteilten Briefe des bekannten Anatomen Loder in Jena, die um so unanfechtbarer sind, als Loder, wenn auch nicht zu den Intimen Goethes gehörend, doch zu den Männern gerechnet werden muß, die, wie sie von Goethe geachtet wurden — er hörte bei dem Meister anatomische Vorlesungen —, auch ihm sonst ihre Achtung und Anerkennung bezeugten. In dem einen Briefe vom 2. Februar 1804 heißt es: 'An Herders Stelle in Weimar soll der Generalsuperintendent Voigt von Eisenach kommen, Goethe macht eine Art von Kanzler in Jena, wenn er da ist, und gibt große Tees, bei welchen alles steht.' Nun kann ja auch das Umherstehen großer Gesellschaften auf die Enge des Raumes, in welchem die Versammelten sich befinden, zurückgeführt werden, aber die Mitteilung lautet derart, daß der Schreiber in diesem Umstand eine Nichtachtung der Versammelten oder eine Überhebung des Einladenden sehen will.

Die andere Mitteilung desselben vom 2. Juli 1804 hat folgenden Wortlaut: 'Ein Puppenspieler kam nach Weimar und fand großen Beifall. Falk ging nicht allein alle Abend hin, sondern machte sogar ein eigenes Stück für die Leute, die Prinzessin mit dem Schweinsrüssel genannt, worin mehrere Stellen aus Schillers Stücken parodiert waren. Die Polizei hat hierauf sogleich von Goethe die Order bekommen, den Leuten das Handwerk zu legen.' Der hier erwähnte Falk ist der schon oben angedeutete Zeitungsschreiber; aber er war nicht etwa ein hergelaufener Journalist, sondern ein bekannter Dichter, ein werktätiger Philanthrop, ein Mann, der auch bei Goethe aus

und ein ging; das erwähnte Verfahren, das gegen ihn geübt wurde, beweist also, daß Goethe sich in seinem Auftreten nicht von persönlicher Abneigung leiten ließ, sondern seine Autorität, wo es ihm gut dünkte, zu brauchen verstand.

2. Jacobi über Wieland und Goethe.

In Leisewitz' Tagebüchern, die von der Gesellschaft der Bibliophilen herausgegeben worden sind (Weimar 1916), einem Buche, das neben unendlich vielen gar zu persönlichen Äußerungen auch einzelne wichtige literarische Mitteilungen bringt: Aufzählung seiner Lektüre, Urteile und Charakteristiken hervorragender Männer seiner Zeit, die gelegentlich in seinem Wohnort Braunschweig erschienen, findet sich eine merkwürdige Ausführung, die gelegentlich des Besuchs des bekannten Philosophen F. H. Jacobi an genanntem Orte niedergeschrieben ist. Die Reise, die der vielberufene Philosoph hauptsächlich unternommen hatte, um seine Söhne von Wandsbeck nach Hause zu rufen (Juli 1780), führte ihn auch nach Braunschweig und ist literarisch außerordentlich bedeutsam wegen der folgenschweren Gespräche, die der Reisende sowohl in Braunschweig als in Wolfenbüttel mit Lessing über den Spinozismus führte. Am 6. Juni in aller Morgenfrühe fand eine stundenlange Unterredung zwischen Jacobi und Leisewitz statt, von der der letztere folgendes zu melden weiß:

'Von Göthen, den er für einen abscheulichen, und von Wieland, den er für einen höchst schwachen Menschen hält. Göthe ist ganz Schriftsteller, thut und empfindet nichts als in Beziehung darauf. Wie Wieland seine Rosamunde gemacht hatte, hielt er sie für etwas außerordentliches, und wie sie Jacobin und Göthen nicht gefallen wollte, war er ganz vernichtet, schrieb, er könne nichts machen, und wenn solche Leute über den Agathon kämen, so würde auch dieser die Probe nicht aushalten.

Der Oberon gefiel ihm garnicht, die Geschichte sey ganz aus dem 26. Teil der Bibliotheque des Romans, dort besser erzählt; er bemerkte auch wie ich die Ungeschicklichkeit, die Handlung auf eine zufällige Episode zu gründen, sonst tat er dem Dinge zu viel. Von Agathon war er äußerst eingenommen bis auf einige Absurditäten nach.'

Das Urteil über Wieland soll nicht im einzelnen kommentiert werden; einige Worte dagegen müssen den auffallenden Bemerkungen über Goethe gewidmet sein. Man muß sich nämlich daran erinnern, daß Goethes Verhältnis mit Jacobi niemals ein ganz reines war. Auf literarisches Geplänkel Anfang der siebziger Jahre folgte eine Zeitlang eine große Intimität. Sie wurde aber gerade damals gestört dadurch, daß Goethe in ziemlich verwegener Weise sich über den 1779 erschienenen Roman Jacobis, den Woldemar, lustig machte. Davon empfing dieser sofort Kunde, und es ist sehr begreiflich, daß er großen Ingrimm darüber empfand, und wohl verzeihlich, daß er diesem Unmut Luft machte. Unverzeihlich bleibt aber, daß er so weit ging, Goethe als einen abscheulichen Menschen zu erklären, und daß er das Wesen Goethes so schief ansieht, daß er ihn als einen charakterisiert, der ausschließlich Schriftsteller sei und von diesem Standpunkte aus alles betrachtet.

3. Goethe und die Narren-Akademie.

In dem Buche 'Jugend und Heimat. Erinnerungen eines Fünfzigjährigen. (Die Bücher der Rose, Wilhelm Langewiesche-Brandt, Verlagsbuchhandlung,

5*

Ebenhausen bei München.)' wird S. 101 ff. von dem 'Ohm Jakob' anmutig erzählt, der Genannte stammte aus Dülken, wo sein Vater Mitglied der einst berühmten Narren-Akademie gewesen war. Dann heißt es:

'Ja, er behauptete, daß es sein Vater gewesen sei, auf dessen Anregung man Goethe, freilich ohne ihn erst umständlich zu fragen, zum Ehrenmitglied dieser harmlos-närrischen Akademie und "Monduniversität" gemacht habe, in der stillen Hoffnung, daß die also geehrte alte Exzellenz eines Tages von Weimar nach Dülken reisen werde, um sich an dem jährlichen akademischen Wettrennen auf Steckenpferdchen um die Windmühle zu beteiligen. Dieser Geschichte habe ich als Junge den Glauben versagt, und sie war längst in meinem Unterbewußtsein verschwunden, als ich 1899 auf der Rheinischen Goethe-Ausstellung zu Düsseldorf die vergilbte Urkunde der Ehrenmitgliedschaft mit dem Poststempel von 1822 vor mir sah und dem guten Oheim im Grabe noch wegen meines Unglaubens Abbitte tun mußte. — Eine Reise nach Dülken freilich scheint Goethe sowenig erwogen zu haben, wie es den emsigen Forschern seiner menschlichen Existenz bisher gelungen ist, die Antwort zu ermitteln, die er etwa dem Chargé d'affaires und Kanzler Dr. Tütebies in Dülken, dem Unterzeichner des Schriftstücks, gegeben hat. Dafür aber steht auf dem Umschlag, der dieses und die ihm beigefügten Satzungen, Lieder und Festberichte enthält, in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit von Goethes Hand geschrieben, "Rheinische Absurditäten".'

In Goethes Briefen findet sich kein Brief an Tütebies, in seinen Werken wird weder der Name des Genannten noch der des Ortes Dülken erwähnt; in den Tagebüchern (Anfang Januar bis Ende April) wird der Sendung nicht gedacht.

Berlin. Ludwig Geiger.

Der Kirchenschlaf bei Swift und Hogarth.

Unter Swifts gedruckten Predigten findet sich eine sehr merkwürdige über den Kirchenschlaf: *A Sermon upon Sleeping in Church* (The Prose Works of J. Swift, ed. by Temple Scott, Bd. IV, London 1898, S. 222—230). Der Prediger legt den Text Apostelgeschichte 20, 9 zugrunde: 'And there sat in a window a certain young man, named Eutychus, being fallen into a deep sleep; and as Paul was long preaching, he sunk down with sleep, and fell down from the third loft, and was taken up dead.' Die Predigt beginnt mit den Worten: 'I have chosen these words with design, if possible, to disturb some part in this audience of half an hour's sleep, for the convenience and exercise whereof this place, at this season of the day, is very much celebrated.'

Wie eine Illustration dazu sieht sich ein Bild von Hogarth an: *The Sleeping Congregation* (vgl. Hogarths Werke in Kopien von E. Riepenhausen, neue Ausgabe von H. Loedel, Leipzig o. J., Nr. 60). Der Prediger hat den Text aufgeschlagen: 'Come unto me all ye y: (= that) Labour and are Heavy Laden & I will give you Rest' Mat. 11, 28. Die ganze Versammlung schläft mit Ausnahme des Predigers und des Küsters. Der Küster schielt nach einem Mädchen, das über der im Gebetbuch aufgeschlagenen Trauungsformel eingeschlafen ist. In der zweiten Ausgabe des Stiches ist auch der Küster vom Schlaf überwältigt (G. Ch. Lichtenberg, Vermischte Schriften 13, S. 103).

Der Gegenstand ist in Bild und Predigt so ähnlich behandelt, daß man an eine unmittelbare Beziehung denken könnte. Der Kupferstich erschien 1736 (J. B. Nichols, Anecdotes of W. Hogarth, London 1833, S. 195). Wann die Predigt entstanden ist, wissen wir nicht. Sie befand sich unter einer Anzahl handschriftlicher Predigten, die Swift ein Jahr vor seinem Tode — er starb 1745 — dem Dr. Sheriden übergab (vgl. Works IV, 109 f.) Drei davon wurden gleich veröffentlicht: *Three Sermons* ... by the Reverend Dr. Swift, London 1744, eine spätere Ausgabe fügte noch eine vierte hinzu (Works XII, 172). Die Predigt über den Kirchenschlaf war nicht darunter. Sie wurde wohl zuerst im 10. Bd. von Faulkners Ausgabe gedruckt. Aus diesen Daten ergibt sich nichts für die Frage der Abhängigkeit.

Hogarth und Swift stehen sich ihrer ganzen Art nach nahe. Der Maler verehrte den Schriftsteller: Unter den Büchern auf Hogarths Selbstbildnis in der National Gallery befindet sich ein Band mit der Aufschrift 'Swift'. Und der Dean nahm lebhaften Anteil an den Kupferstichen Hogarths. George Faulkner in Dublin schreibt an Hogarth im Jahre 1740 (J. Ireland, Hogarth Illustrated III, London 1798, S. 59): 'I have often the Favour of drinking your health with Doctor Swift, who is a great admirer of yours, and hath made mention of you in his poems with great honour ...' In einem seiner Gedichte, das Ireland anführt, heißt es:

How I want thee, humorous Hogarth!
Thou, I hear, a pleasant rogue art!
Were but you and I acquainted,
Every monster should be painted.
— — — — — —
Draw the beasts as I describe them;
Form their features while I gibe them.

Sir Frederick Falkiner, der Verfasser eines Aufsatzes über die Bildnisse und Büsten, die Swift darstellen, bedauert, daß der Schriftsteller sich nicht von dem geistesverwandten Maler malen ließ (Swift, Prose Works XII, 56). Es ist kein Zweifel, daß Hogarth ein besonders ausdrucksvolles Bildnis von Swift hätte schaffen können. Aber man darf die Verwandtschaft der beiden auch nicht übertreiben. Dies geschieht, wenn Falkiner Hogarth den Swift der Maler und Swift den Hogarth der Dichter nennt. Hogarth ist weit entfernt von dem wilden Menschenhaß, durch den uns Swift in den späteren Teilen von Gullivers Reisen abstößt. Hogarth hatte ein tiefes Gefühl für das Tragische im Menschenschicksal, und das kann ohne Liebe nicht entstehen. Daß er die gute Seite der menschlichen Natur sehr wohl zu würdigen wußte, zeigt die Rolle des armen Mädchens mit seiner rührenden Treue in *The Rake's Progress*. Diese Figur zum mindesten ist von einem Menschenfreund gemalt.

Gerade die innere Verwandtschaft, die bis zu einem gewissen Grade zwischen Hogarth und Swift besteht, scheint ausreichend zu erklären, daß sie beide denselben Gegenstand so ähnlich behandelten. Es ist zwar nicht ausgeschlossen, daß der eine vom anderen abhängig ist. Aber fast noch wahrscheinlicher scheint es mir, daß Predigt und Bild aus derselben Wurzel erwachsen sind, daß sie parallele Ausflüsse aus ein und derselben Quelle sind.

Vom Kampf gegen den Kirchenschlaf ist in der Literatur öfters die Rede. Der *Spectator* erzählt in Nr. 112 vom 9. Juli 1711: 'As Sir Roger is landlord to the whole congregation, he keeps them in very good order, and will

suffer no body to sleep in it besides himself; for if by chance he has been surprised into a short nap at sermon, upon recovering out of it he stands up and looks about him, and if he sees any body else nodding, either wakes them himself, or sends his servants to them.'

Über die eigenartigen Mittel, die man auch in Deutschland früher anwandte, um den Kirchenschlaf zu verhindern, weiß W. Diehl aus seiner gründlichen Kenntnis der hessischen Kirchenakten mancherlei mitzuteilen: Hessische Volksbücher, Heft 20: Aus der guten alten Zeit, kulturgeschichtliche Bilder aus Hessens Vergangenheit (Friedberg und Darmstadt 1914), S. 43—48. Im 17. Jahrhundert stellte man besondere 'Wecker' an, die mit einer langen Stange durch die Kirche schlichen und die Schläfer weckten. Verboten wurde dagegen das vor und in dem Dreißigjährigen Krieg mitunter angewandte Mittel, die Kirchenbesucher dadurch aus dem Schlaf zu rütteln, daß der Pfarrer dicke Bücher von der Kanzel herunterfallen ließ. Diehl berichtet über eine ausführliche Abhandlung von dem hessischen Geistlichen Heinrich Daniel Müller, der eine Zeitlang im Nebenamt außerordentlicher Professor der Theologie in Gießen war: 'Betrachtung über die Sündlichkeit des Kirchen-Schlafes, nebst einigen Vorschlägen, wie diesem Uebel abzuhelfen' (1757).

Gießen. Wilhelm Horn.

Zu der anglonormannischen Versversion des Briefes des Presbyters Johannes ed. Hilka.

('Zeitschrift für französ. Sprache und Literatur' 43, 82 ff.)

Dieser interessante Text, den Hilka zum ersten Male herausgegeben hat, hat meines Wissens nicht die gebührende Beachtung gefunden. Um ihm dazu zu verhelfen, möchte ich mich etwas eingehender mit ihm befassen.

Zunächst einiges Prinzipielle: Hilka ist sich natürlich bewußt, daß es sich um einen anglonormannischen — ich würde lieber sagen anglofranzösischen — Text handelt. Trotzdem hat er viele Lautformen in die Varianten verwiesen, die gut anglofrz. Lautung geben. Er hat die Sprache des Dichters knapp, sicher zu knapp besprochen, nicht aber die des Kopisten. So hat man wohl das Recht, zu folgern, daß er das ältere Anglofrz. des Dichters herstellen wollte und deshalb die jüngeren Formen des Kopisten eliminierte. Dies Verfahren erscheint zu gewagt. So genau können wir die Chronologie der anglofrz. Lauterscheinungen nicht fixieren. Infolgedessen scheint mir in vielen Fällen das in die Varianten verwiesen zu sein, was in den Text gehört.

Ein zweiter Punkt ist die Frage der Herstellung von korrekten Achtsilbern. H. sagt selbst S. 98, daß er 'dabei vielleicht eher zuviel als zuwenig getan' hat. Das glaube ich auch. Nach den Untersuchungen von Suchier, St. Auban und Stimming, der anglonormannische Boeve wissen wir, daß anglofrz. Metrik etwas anderes ist als kontinentalfranzösische; deshalb ist das — billige — Verfahren der systematischen Silbenzahlregulierung überflüssig, wenn nicht falsch. So wird ein beträchtlicher Teil des in eckigen Klammern Beigefügten schwinden, und vieles in runde Eingeschlossene bleiben.

Ich komme zu den Einzelheiten:

V. 4 Das zugefügte [*E*] muß gestrichen werden. Wir haben uns allzusehr daran gewöhnt, aus aprioristischen Gründen fast jeden Hiat in afrz.

Texten zu entfernen. Was schon in kontinentalfrz. Texten kühn ist, ist für anglofrz. fehlerhaft. Woher wollen wir wissen, daß die Anglofrz. wirklich eine solche Scheu vor dem Hiat hatten? cp. meine Yderausgabe S. XLIV. Wenn man den Hiat läßt, wird bei einer ganzen Reihe von Zeilen eine Ergänzung überflüssig. Ich habe weiter unten an den betreffenden Stellen darauf hingewiesen.

V. 6 *veraiment* lassen cp. Boeve S. 178, Hiat lassen.

V. 20 Wenn schon eine Silbe gestrichen werden soll, ist es besser, *trop* zu lassen und das insignifikante *en* zu streichen.

V. 37 Die Einfügung von [*ne*] verdirbt den Sinn cp. 30.

V. 48 wäre nach H.s Auffassung + 1, cp. 151.

V. 55 Wenn überhaupt, *dreit* in runde Klammern, *issi* lassen.

V. 58 für H. + 1.

V. 59 [*les*] erscheint unrichtig, weil dadurch der Parallelismus mit dem folgenden Verse fällt.

V. 72 soll geändert werden, lieber *K*[*e*], was näher bei der Hs. bleibt.

V. 81 *home* lassen, ebenso V. 91, denn erstens ist die Unterscheidung von Rectus- und Oblicus-Formen schon erschüttert cp. 98, zweitens hat *e muet* schon oft keinen Silbenwert mehr cp. Boeve S. 181, Yder S. XIV f.

V. 89 Auch hier hätte H. ruhig *quele* lassen können. Ich gehe fernerhin nicht mehr auf diesen Punkt ein.

V. 108 *oé* als Aussprache für *oi, ei* cp. Yder S. XVI.

V. 128 H.s Emendation ist natürlich gewagt und nicht als die richtige zu erweisen.

V. 142 Der Sinn ist besser beim Futur *estovra* cp. 225.

V. 143 *pur* ist nötig; *enemi* kann zweisilbig werten.

V. 160 Die anglofrz. Lautform lassen.

V. 165 l. *E* für *En*?

V. 168 l. *partut*, so öfter.

V. 173 [*ja*] ist unnötig, höchstens *K*[*e*].

V. 186 l. *li hom* mit Verschleifung, weil *nul* für den Sinn wichtig.

V. 203 besser *K*[*e*] ergänzen.

V. 205 *cel* als Nom. Sg. Mask. richtig cp. Boeve XXIV.

V. 213/4 mask. Partizipialform für fem. infolge des Schwundes des tonlosen *e* anglofrz. üblich cp. Boeve XIX.

V. 220 *puissunt*, da auf zwei Subjekte bezogen, richtig.

V. 223 Warum nicht wie Hs. *n'i*? *pot* ist Präsens cp. 303, 419, 431, 589, 677, 1021; Boeve belegt neben *poet put* und *poyt*, s. Glossar.

V. 225 cp. 142.

V. 236 — 1.

V. 251 + 1.

V. 256 *cil* lassen, gleich *si l* cp. Boeve S. 233, Yder S. XIX.

V. 258 *set* der Hs. für *seit* ist gut cp. Boeve S. 198, Yder XIII; zu *rendre* < *reddat* cp. 478; *rendre* als Konj. Präs. belegt Boeve S. 215 aus Ipomedon.

V. 275 [*ja*] ist eine sehr wohlfeile Ergänzung.

V. 284 [*si*] nicht nötig, da Hiat zu lassen.

V. 287 *chient* lassen, da *ie* für *iee* bekanntlich auch anglofrz. ist.

V. 289 Die Lesung der Hs. kann bleiben; die zwei nachtonigen *e* brauchen nicht Silben zu bilden.

V. 312 l. *jadis,* ebenso 326, 327.

V. 330 *Ki en* lassen, Verschleifung cp. Tobler, Versbau[4] S. 72.

V. 335 *amez* kann anglofrz. allerdings = *esmées* sein cp. Boeve V. 1589. *aveile* = *esveille*; nur ist die Frage, ob es nötig ist.

V. 340 [*en*] einzusetzen ist überflüssig, die Silbenzahl stimmt: *veue* zweisilbig, *recoverant* dreisilbig.

V. 351 alles lassen wie in Hs.

V. 362 Ich würde *envïus,* neidisch lassen, denn der Neid ist giftig cp. Yder 1149 Anm.

V. 370 [*mais*] ist überflüssig, *tele* muß bleiben; wir wissen ja nicht, ob sich der Dichter so gegen die analogischen Bildungen gesträubt hat wie unsere Herausgeber.

V. 387 kann bleiben wie in Hs.: nachtoniges *e* von *eive* zählt nicht, *i ait* verschliffen.

V. 390 [*si*] unnötig, Hiat lassen.

V. 405 *reremeut* zählt zweisilbig.

V. 406 [*en*] überflüssig.

V. 416 *Ja ne saverez* kann bleiben.

V. 419 Was heißt *rereus*? H. faßt es (nach brieflicher Mitteilung) als =*rarosus* auf und vergleicht *reremeut* 405. Mir scheint die Bildung *rarosus* gewagt. Mit *-osus* werden lateinisch Adjektiva von Substantiven abgeleitet, erst spätlateinisch und romanisch tritt *-osus* gelegentlich an Adjektiva z. B. *ebriosus, falsosus* cp. Meyer-Lübke II, § 472. Afrz. ist es sonst nicht belegt, soweit ich sehe. Auch der Sinn befriedigt nicht; bei Wasser denkt man zunächst an *rade,* wofür bei der bekannten Vermischung der Derivate von *rapidus* und *rigidus rede* im Original stehen konnte. Das *d* konnte zu *r* assimiliert werden wie umgekehrt it. *rado* < *raro* dissimiliert worden ist cp. auch afrz. *redment.* Schließlich kann es auch bloß ein Kopistenfehler sein. Viel Gewicht kann ich auf diesen Erklärungsversuch nicht legen, da eine Ableitung auf *-osus* bei *rade* ebenfalls unbelegt und deshalb gewagt ist.

V. 422 Die Ergänzung [*si*] ist recht unglücklich gewählt.

V. 425 bekommt durch die Ergänzung eine Silbe zuviel.

V. 440 Komma nach *autre* streichen.

V. 459 l. *päis.*

V. 466 *fiez,* ebenso 744 (aber *feiz* im Reim 429) belegt Boeve V. 929 im Reime, *fez* im Reime ebda. V. 1285.

V. 472 Was soll *languages,* die zehn S p r a c h e n der Juden bedeuten? Es wird in *lingnages* zu ändern sein. Vielleicht fand der Kopist *lengnage,* welche Form anglofrz. berechtigt war, da vortoniges *e* für *i* eintreten konnte cp. Boeve 187 f.; *lengnage* las er dann als *lenguage* und setzte *language* ein.

V. 480 [*i*] ist eine schlechte Ergänzung, etwa [*de*]*vers.*

V. 482 [*nuls*] unnötig, da Hiat möglich, ebenso 484 [*nus*].

V. 506 Sinn ergibt sich nur, wenn *en* = *enz* ist, mit Schwund des auslautenden *z,* was anglofrz. vorkommt, cp. Boeve S. 230. Ist aber die Stellung möglich?

V. 507 Die Überlieferung der Hs. muß bleiben; *leinz* ist einsilbig cp. 677, 970, 974 und Boeve S. 185, V. 940 D, 2695, besonders 3220.

V. 521 Die Ergänzung verdirbt den Sinn: denn unter uns wohnt (*est habitant*) kein armer; also *K*[*e*] lesen und Komma nach *habitant* streichen.

V. 532 — 1.

V. 551 Was heißt *curreis?* Der Index hat ein mysteriöses *currei.* Offenbar ist *curres* zu lesen, der lat. Text hat *in curribus*; *corre* Wagen ist bei Godefroy reichlich belegt. Im Text liest H. *curre(i)s*, warum nicht auch im Index? Nachtoniges *ei* für *e* ist anglofrz. nicht belegt.

V. 588 l. *fius* Lehen cp. 964, wo H. *fins* schreibt, die Hs. hat *fiz*.

V. 624 hat für H. eine Silbe zuviel, ebenso 627.

V. 663 Für *Luor* muß *Li or* gelesen werden; der lat. Text heißt: *In extremitatibus vero superculmen palacii sunt duo poma aurea, et in unoquoque sunt duo carbunculi, ut a u r u m s p l e n d e a t i n d i e et carbunculi luceant in nocte.*

V. 698 in der von H. hergestellten Form unverständlich: die Hs. hat ganz richtig *ouele. ouel* ist Nebenform von *ivel* < *aequalis* cp. 788, 1022; bei Godefroy besonders anglofrz. belegt.

V. 701 Hiat lassen.

V. 708 Die Ergänzung gibt keinen Sinn: l. *E de grant seignur[al] noblesce.*

V. 722 *asises* muß bleiben, da *onicle* < mgr. *onycha* Fem. ist cp. 723 *checune* und 703 die Besserung H.s; *urnement*, Schmuck, ist gut.

V. 735 f. Der Reim ist bemerkenswert: *chasteé* < *castitate* zu *esprovee* cp. 845/6 und Boeve S. L. Bartsch, Chrestomathie [7] Glossar *chastée* ist falsch.

V. 736 — 1.

V. 737 *gi[s]t* unnötig.

V. 742 Was soll *D'autres* heißen? l. *Hautes.*

V. 744 ff. Nach 744 Komma, nach 746 Semikolon.

V. 758 Hiat lassen.

V. 760 Eine Zeile altfrz. zu dichten liegt kein Anlaß vor cp. 560, 980, 996.

V. 764 *longes* mit unorganischem *s* im Auslaut cp. Boeve S. 228, besonders V. 2714 *malades.*

V. 783 *tierz partie* für das handschriftliche *terce* zu setzen, ist ein Fehler.

V. 786 Hiat lassen.

V. 789 *leez* ist übliche anglofrz. Schreibung cp. Boeve S. 175.

V. 790 l. *suzportez* in einem Wort.

V. 794. Die Ergänzung [*ja*] ist sehr unglücklich.

V. 874 *seient* < *sedent* ist gut cp. Boeve S. 202, Yder S. XIV.

V. 875 Gibt es Belege für *trone* als fem.? Ich kenne keine.

V. 885 Hiat lassen, [*e*] überflüssig.

V. 917 H. liest: *E sire(s) est nostre marescal*; l. *E. si rest n. m.*, und seinerseits ist unser *marescal.*

V. 919 Die Ergänzung [*ja*] ist ungeschickt.

V. 923 l. *surnun*; Druckfehler.

V. 936 — 1.

V. 943 + 1.

V. 945 — 2.

V. 955 ff. Drei Reime auf *-eit.*

V. 964 s. 588.

V. 977 Hs. *Pur quei K'un poi ait estu*: H. ändert *Pur poi.* Die Hs. hat das Richtige. *pur quei que* heißt insofern, wofern cp. Foerster, Chrestienwörterbuch sub *por*, cp. auch meine Bemerkung zu V. 1045.

V. 1003 besser: *Cum[e] li ciel, quant pert si bien.*
V. 1004 *ne* lassen.
V. 1007 + 1.
V. 1010 eckige statt runde Klammern.
V. 1045 *Pur poi ke* heißt beinahe; der Sinn verlangt *pur koi ke*, wofern.
V. 1047 *louer* l. *lover* < *luparius* Dachluke (Hilka brieflich).
V. 1080 muß H. *friez* einsilbig zählen.
V. 1087 *ai* ist offenbar das richtige.
V. 1089 ergänzt H. [*a*] *primes*; obwohl es ziemlich gleichgültig und alles andere als sicher ist, mit einer Ergänzung das Richtige zu treffen, liegt es gerade hier nahe, [*de*] *primes* zu setzen wegen 1094.
V. 1112 + 1.
V. 1129 + 1.
V. 1145 l. *hors de kage* cp. 1142 *en kage.*
V. 1163 Hiat lassen, [*il*] unnötig.
V. 1164 Hs.: *bien est assez*; *assez* kann natürlich anglofrz. den Wert von *aeisiez* haben; es ist aber allzu gewagt, *aeisiez* in den Text zu nehmen, da *bien est assez* vorzüglichen Sinn gibt.
V. 1166 ist mir unverständlich. Wie konstruiert H.?
V. 1179 *fit* ist gut.
V. 1181 Hiat lassen.
V. 1182 Kann *enz el ostel* nicht bleiben?
V. 1192 ist nicht klar; das Komma hinter *fables* ist zu streichen.

Der Zweck des *Index nominum et rerum* ist mir nicht klar geworden; Übersetzungen fehlen offenbar aus Prinzip, bei *lover* und *rereus* wären sie wohl nicht nur mir lieb gewesen; die Worte einfach zu notieren, fördert wenig. Für *aubrei* l. *arbrei*: über *currei* sprach ich zu V. 551; *danzeler* l. *danzelet*, junger Herr; bei *oniele* muß der letzte Beleg 729 heißen; zu *ourel* s. meine Bemerkung zu V. 698.

Jena. Heinrich Gelzer.

Zum REW. Nr. 1117: *birrus* 'rot'.

Meines Erachtens wäre zu diesem Worte, das ich eher zur Kennzeichnung des griechischen Ursprungs *byrrhus* schreiben würde, nur italien. *(s)birro* 'Häscher' und altvenez. *beretin* 'grau' zu stellen (letzteres nur, wenn der Bedeutungsübergang geklärt wäre). Piem. *birru*, romagn. *berren* 'Truthahn' und damit ital. *birracchio* 'einjähriges Rind' hat schon Salvioni *Revue de dialectologie romane* IV S. 208 weggeschafft,[1] dafür valtrav. *baretina* 'ein Ausschlag von Säuglingen' mit Recht hinzugesellt.

Die 'Mütze' bedeutenden romanischen Wörter ital. *berretta*, prov. *beret* (woraus frz. *béret*), portg. *birreto*[2] 'Mütze' möchte ich dagegen zu einem

[1] Die Annahme Salvionis, daß wir es mit einem ursprünglichen Lockruf zu tun haben, wird wohl nicht bestätigt durch neuprov. *berit*, *b(e)ret*, 'nom par lequel on appelle à soi un chevreau ou une chèvre', weil dieser Ruf offenbar (wie der von Salvioni angeführte dialekt-ital. Lockruf *britto* für den Esel) sekundär (u. zw. von *cabret(o)*, *cabrit*) ausgebildet ist.

[2] Das ptg. Wort wäre übrigens im REW. in eckige Klammern zu setzen, da Candido de Figueiredo in seinem *Novo Diccionario* sagt: 'forma alatinada e erudita de *barreta*'. Auch magy. *beretrom*, *birétom* 'Priesterhut' (vgl. *Ma-*

eigenen Artikel *birrus 2.* vereinigen, dessen Grundbedeutung nicht 'rot' ist, sondern 'ein (seidener oder wollener) Mantelkragen oder kurzer Mantel mit Kapuze' (*cuculla brevis, grossior cappa* — sagt CGIL V 410, 18 und V 271, 52 vgl. amphibalus *birrus villosus* IV 16, 10 etc.). Die Bedeutungsentwicklung ist also eine ähnliche — dies bemerkt schon Baist *Zeitschr. f. rom. Phil.* VI 116 — wie in it. *cappello* 'Hut' neben *cappa* 'Kleidungsstück', so erklärt sich auch das Diminutivsuffix *-et*, das nach Gröbers Worten (*Arch. f. lat. Lex.* I 251) hoch hinaufreicht und vielleicht irgendwie mit *bonnet* in Beziehung steht.

Die Vereinigung von *birrus* 'rot' und *birrittus* 'Mütze' geht in letzter Linie auf die bei Georges und anderswo zu findende Etymologie (= griech. *πυρρός*) zurück. Aber gerade nach Georges bedeutet ja *birrus* nie 'rote Mütze' oder 'rotes Kleidungsstück', sondern, wie wir gesehen haben, 'zottiges, rauhhaariges Kleidungsstück', und auch in den romanischen Sprachen führt nichts auf eine Bedeutung 'rot', sondern im Gegenteil bloß auf 'zottig'; bei Mistral steht *berret* u. a. mit der Bedeutung 'couvre-chef de laine, plat et sans bord, des paysans basques, béarnais et gascons ... Les montagnards gascons portent le berret bleu et les béarnais le berret blanc' (also keine rote Mütze!), auch der Dict. gén., der von der Etymologie *birrus* 'rot' ausgeht, kann als Bedeutung nur anführen: 'coiffure des paysans gascons et basques, toque de laine dont la partie supérieure est plate et circulaire. *P. ext.* Toque de laine, de velours etc., en forme de béret ...'.

Die Etymologie von *birrus* 'Mantelkragen' = *πυρρός* 'rot' ist aber nach Thurneysens Bemerkung im Thesaurus fallen zu lassen. Dort werden 1. *birrus* = 'nomen vestis' und 2. *birrus* = *burrus* (= griech. *πυρρός*) 'rot' unterschieden; allerdings bemerkt: [1. birrus] '*confunditur cum* burrus (*πυῤῥός*) *quare scribitur* byrr —'. Eine orthographische Verwechslung ist also Ursache der etymologischen geworden! Neuerdings ist Thurneysen wieder auf die Etymologie des Wortes zu sprechen gekommen: in den 'Aufsätzen zur Kultur- und Sprachgeschichte vornehmlich des Orients' (Ernst-Kuhn-Festschrift, München 1916) S. 82 begründet er die schon im Thesaurus vorgetragene Hypothese des gallischen Ursprungs des Wortes (Grundform *birros* aus **birsos*: altir. *berr*, kymr. *byr*, breton. *berr* 'kurz'), das also ursprünglich 'kurz', nicht 'rot' bedeutet hat.

Elise Richter in ihrer 'Bedeutungsgeschichte der romanischen Wortsippe *bur(d)*' trennt zwar *burrus*, *birrus* 'feuerrot' von *burra* 'zottiger Mantel' S. 14, stellt aber *byrro Gallico* zu *burra* (S. 29) und erwähnt *berretta* und Genossen nicht. Auch Ott, *Étude sur les couleurs en vieux français*, findet keine Gelegenheit zur Besprechung des Wortes.

Wien. Leo Spitzer.

En somet (Karlsreise V. 607).

Zu meiner Überraschung finde ich bei Nyrop, 'Kongruens i Fransk' (Festskrift udgivet af Københavns Universitet i Anledning af Hans Majestat Kongens Fødselsdag, 1917) S. 58 die Bemerkung, daß der Anfang des Verses 607 der Karlsreise *en sumet cele tur, sur cel piler de marbre* unzweifelhaft verderbt sei, und daß man mit G. Paris in Romania XIII, 206

---

gyar Etymologiai Szótár unter diesen Wörtern) weisen auf Latinisierungen, wie sie in dieser Sprache so häufig sind (vgl. *fölöstököm*, gewissermaßen = *Frühstück-um).

Anm. *en some cele tor* zu lesen habe. Abgesehen davon, daß hier G. Paris mit Morf verwechselt ist, war doch die Bemerkung von Koschwitz in seiner Ausgabe zu der Stelle zu berücksichtigen, daß Morf jene Lesart ohne Not verlange. Man muß sogar noch weiter gehen als Koschwitz und sagen, daß ein *en some cele tor* sehr bedenklich wäre, denn wo fände man denn noch sonst einen Beleg für ein flektierendes *som*? Es ist gegen das handschriftlich Überlieferte nichts Ernstliches einzuwenden, nur muß man natürlich *somet* nicht als Substantiv auffassen und bezeichnen, wie das im Glossar auch noch der 5. Auflage von Koschwitz geschieht. Wenn *en som*, ebenso wie *par som* häufig in präpositionaler Verwendung mit einem folgenden Akkusativ begegnet, z. B. in der Karlsreise selbst V. 594, 760, so darf das gleiche für *en somet* in Anspruch genommen werden, wiewohl es Godefroy nur als adverbiale Verbindung belegt. Man muß sich *en som* als enge Verbindung vorstellen, zu der *en somet* ein Diminutiv ist, wie wir denn auch sonst bei den Ortsbezeichnungen 'nahe' und 'fern' uns seltsam anmutende Diminutivbildungen finden: *presset* 'Guillaume le Maréchal' V. 18599 (vgl. prov. *presset* bei Levy, S.-W. VI, 523), *prochet* 'Folque de Candie' V. 2813, 3047, 7526, 8030, 8460, *loignet*, s. Godefroy V, 19c, wo die beiden Stellen aus Gaces als nicht dahingehörig zu streichen sind und G. Guiart II, V. 911 hinzugefügt werden mag. Godefroy konnte also VII, 470c ebensogut *ensomet* für *en sommet* schreiben, wie er es VI, 1a bei *parsommet* tut, denn daß er ersteres nur adverbial, letzteres auch präpositional belegt, macht dafür keinen Unterschied aus. Obiges schließt nicht aus, daß *somet*, das übrigens auch das Altprovenzalische kennt,[1] daneben substantiviert erscheint, entsprechend *som*, bei dem dies wenigstens vereinzelt im Altfranzösischen[2] und schon im Lateinischen nachzuweisen ist. Littré belegt es so aus den Büchern der Könige (*el sumet de une hoge*), und Godefroy X, 686a hat einige weitere Belege;[3] Beachtung verdient, daß *somet* als Substantiv sich zum neufranzösischen *sommet* fortsetzt, während das Grundwort *som* verlorenging.

Straßburg. O. Schultz-Gora.

---

[1] Chirurgie V. 1246, s. Levy, S.-W. VII, 803b.

[2] Ambroise, L'Estoire de la guerre sainte ed. G. Paris V. 753 und dazu S. XLIX.

[3] Dazu kommen noch zwei aus dem 'Gral', s. W. Förster, Wörterbuch zu Kristian von Troyes.

Sitzungsberichte
der Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen für das Jahr 1917.

Sitzung vom 9. Januar 1917.

Herr Wagner spricht über *die Barbagia in Sardinien, ihre Künstler und Dichter.* Der Vortrag wird im Druck erscheinen.

Die Herren Pariselle und Born werden zu Rechnungsprüfern ernannt.

Herr Dr. Drechsler wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 30. Januar 1917.

Herr Kuttner sprach über *Volksphonetisches und Volkssyntaktisches aus französischen Feldpostbriefen.* Es wurde zunächst das neue Sprachgut gekennzeichnet, das die besonderen Verhältnisse dieses Krieges entweder neu erstehen oder mit neuem Inhalt erfüllen oder aus der Fremde beziehen oder, soweit das Argot in Betracht kommt, zur Allgemeingültigkeit verhelfen haben lassen. Auch die internationale Unsitte, Wortstümpfe und Anfangsbuchstaben zu verwenden, spielt dabei eine große Rolle.

Dann wurde die volkstümliche Korrespondenz behandelt, die unsere Zeit in Form von Tagebüchern und Feldpostbriefen zu einer ungeahnten Hochflut hat anschwellen lassen; denn der Krieg hat auch denen die Feder in die Hand gedrückt, die sich früher in den feierlichsten Augenblicken des Lebens höchstens als Kreuzelschreiber betätigten.

Aber gerade deshalb bietet uns diese Kriegsbeute eine Fülle von Belehrung.

Es wird gezeigt, wie das Volk bemüht ist, mit der in der Schule nur mangelhaft angeeigneten historischen Schreibung den durch das Leben erworbenen Lautbesitz der Muttersprache darzustellen. Damit liefert es uns eine willkommene Aufzeichnung des wirklichen Lautbestandes. Eine ganze Reihe von interessanten Fragen, Silbentrennung, Bindung u. a. werden hierbei von dem Volke selbst absichtslos beantwortet.

Sprachpsychologisch wertvoll sind auch die allgemein begangenen Fehler, z. B. in Konjugation und Flexion; denn sie zeigen, was infolge der erzwungenen Schulrechtschreibung nur ein Scheindasein in der Sprache führt.

Endlich werden auch einige syntaktische Erscheinungen besprochen, denen in der Geschichte der Sprache dauernd wirksame und schöpferisch tätige Kräfte zugrunde liegen.

So leisten uns diese Texte das, was die Sprachwissenschaft im Gelände sucht, und so hat uns der Krieg in dieser Form zurückgegeben, was er uns und wer weiß auf wie lange hinaus genommen: an dem sprudelnden Quell der lebendigen Sprache zu schöpfen.

Herr Strohmeyer spricht die Hoffnung aus, daß der Vortrag bald gedruckt vorliegen möge, weil auch die Schule aus dem Vorgebrachten Nutzen ziehen könne.

Herr Dr. Drechsler wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 13. Februar 1917.

Herr Herzfeld sprach über *Ottilie von Goethe und ihren Kreis.* Zuerst gab er einen kurzen Überblick über die das Thema betreffende Literatur, die fast ausschließlich aus dem letzten Dezennium stammt. Beson-

ders wurde die Publikation der Goethe-Gesellschaft (*Aus Ottiliens Nachlaß*, hg. von W. von Oettingen) als wertvoll hervorgehoben. Es wurde dann gezeigt, wie das Verhältnis zwischen August von Goethe und Ottilie sich entwickelte. Trotz des Widerstandes ihrer Familie fand Ende 1816 die Verlobung der beiden statt, der im Sommer 1817 die Hochzeit folgte. Die Ehe schien zuerst sich aufs glücklichste zu gestalten, doch stellte sich allmählich heraus, daß die Ehegatten weder in ihrem Charakter noch in ihren Neigungen übereinstimmten, und so ging jeder von ihnen seine eigenen Wege. Augusts Erziehung und geistiger Entwicklung wurde eine längere Betrachtung gewidmet. Daran schloß sich die Charakteristik dreier intimer Freundinnen Ottiliens: Jenny von Pappenheim, Anna Jameson und Adele Schopenhauer. Das Tagebuch der letzteren wurde als wichtige Quelle wiederholt herangezogen: auch wurde das Haus ihrer Mutter und die dort verkehrende Gesellschaft charakterisiert. Mit Augusts Tod, der 1830 in Italien erfolgte, schließt eine Epoche in Ottiliens Leben ab. Schon in den voraufgehenden Jahren hatte sie viel mit den jungen Engländern, die sich damals in Weimar aufhielten und zum Teil literarisch betätigten, Verkehr gepflogen. Mit dem jungen Charles Stirling hatte sie geradezu ein Liebesverhältnis angeknüpft; nach seinem Weggang trat an seine Stelle Charles des Voeux (Übersetzer des Tasso) und schließlich Samuel Naylor (Übersetzer des niederdeutschen Reinke de Vos). Von den noch unveröffentlichten Briefen des letzteren wurden einige Proben gegeben. Die zweite Hälfte von Ottiliens Leben, das sich zum größten Teil in Wien abspielte, wurde kürzer behandelt. Jetzt treten auch ihre Söhne Walter und Wolfgang in den Vordergrund, die trotz glücklicher Anlagen es weder zu einer höheren Stellung noch zu einer befriedigenden Existenz gebracht haben. Eine Gesamtcharakteristik von Ottiliens Persönlichkeit ergibt kein günstiges Resultat. Trotz vieler guten, ja glänzenden Eigenschaften und trotz der mildernden Umstände, die man in der Geistesrichtung der Zeit oder in ihrer mangelhaften Erziehung finden mag, kann man ihr den Vorwurf der Haltlosigkeit und des Mangels an Selbstbeherrschung nicht ersparen. Einen versöhnenden Abschluß dieser Betrachtungen bietet das Testament ihrer Söhne, dem die Entstehung des Goethe-Nationalmuseums und des Goethe-Schiller-Archivs zu danken ist.

Herr Kuttner verwies auf einen Aufsatz in der *Deutschen Rundschau*, der dasselbe Thema behandelt.

Den Kassenführern wird nach Bericht der Kassenprüfer Entlastung erteilt.

Sitzung vom 27. Februar 1917.

Herr Brandl spricht über *Zusammenhang der shakespearischen Tragödie mit der altgriechischen*. Nachdem der Vortragende den Einfluß der Tragödien des Seneca auf das englische Drama dargelegt hat, zeigt er, daß Shakespeare, der bis *Richard III* in Senecas Spuren wandelt, über diesen mit *Romeo und Julia* hinausschreitet zu einer neuen Art der Novellentragödie. Als Synthese beider, der Seneca- und der Novellentragödie, wird *Hamlet* hingestellt.

Herr Wolff weist auf Aristoteles' *Poetik* hin als Verbindungsglied zwischen der antiken und der Renaissancetragödie.

Sitzung vom 13. März 1917.

Herr Ludwig spricht *Vom literarischen Zufall*. Der Vortragende stellt mehrere Fälle zusammen, in denen neuerdings verschiedene Schriftsteller gleichzeitig dasselbe Motiv behandelt haben (Anselma Heine, *Die Erscheinung* und Belloc-Lowndes, *The End of her Honeymoon*;

ein Novellenplan Doyles nach *Through the Magic Door* S. 122 ff. und Maupassant, *L'auberge*; Doyle, *The Poison Belt* und J. H. Rosny, *La force mystérieuse*) und sucht die Bedingungen darzulegen, unter denen ein derartiges Zusammentreffen möglich wird. Der Vortrag wird seinem wesentlichen Inhalt nach im *Literarischen Echo* erscheinen.

Herr Müller teilt aus dem dabei besprochenen Roman von Wells, *In the Days of the Comet* einige für die Ansichten des Verfassers vor dem Kriege charakteristische Stellen mit.

Der Vorsitzende widmet dem verstorbenen Mitglied Herrn Ulbrich einen Nachruf. Die Anwesenden erheben sich zu seinem Gedächtnis.

Herr Wolff liest einige eigene poetische Übersetzungen vor.

Sitzung vom 27. März 1917.

Herr Müller weist im Anschluß an die letzte Sitzung auf einen Weltuntergangsroman von Werner Scheff hin.

Herr Cassirer als Gast spricht über *Goethes Pandora.* Eine Inhaltsangabe des Vortrages ist in der *Vossischen Zeitung* Nr. 118 erschienen.

Herr Wolff erkundigt sich über den Charakter des Schemas der Fortsetzung. Der Vortragende erteilt die bez. Auskunft.

Sitzung vom 17. April 1917.

Herr Kolsen behandelt das Thema *Der Trobador Giraut de Bornelh als poeta rectitudinis* und sucht an der Hand seiner Giraut-Ausgabe nachzuweisen, wie richtig Dante ('De vulg. el.' 2, 2) Girauts Dichtwerk als einen 'Lobgesang auf die Rechtschaffenheit' gekennzeichnet habe.

Als Dichter und Pädagoge (s. *Archiv* 126, 206 u. Ged. 66, Str. VI), als Mann von Bildung (39 VII), Mut (46 IV; 69 I; 71 V) und Besonnenheit (10 II) ist Giraut zum Vorkämpfer für Recht und Wahrhaftigkeit besonders geeignet. Zu den zahlreichen die *rectitudo* betreffenden Äußerungen liegt für ihn die allgemeine Veranlassung wohl in dem mitunter (16 IV; 74 I) an Verzweiflung grenzenden Kummer über die Schlechtigkeit der Welt (67 VII; 72 V; 73 II, III), in dem ungleichen Kampfe der *bons* mit den *sordejors* (69 IV), des *drech* mit der *forsa* (45 III), der *fe* mit der *enequitat* (60 I). Dazu kommt im besonderen einerseits sein fester Glaube an den *Dieu drechurier* (74 II) und seine Überzeugung von dem hohen Wert der *vertat* (46 VIII) und der *drechura* (64 I, II), anderseits das Leid, das er persönlich erfahren hat als Mensch (16 II, IV; 66 I; 74 I; 36 VII und *Archiv* 126, 206 betr. des Überfalls auf der Reise), als Liebhaber (12 V; 14 V; 21 V; 24 II; 29 IV; 31 II; 46 VII; 52 III) und als Dichter (29 VI; 46 III; 72 II), sowie das seinen Freunden, Richard Löwenherz (73 V) und der Gräfin Urgel (21 VII), angetane Unrecht.

Giraut weiß, daß er selbst gemäß seinem *ensenhamen*, welches er auch durch *chastic* (27 VIII) und *chastiar* (14 III, IV; 28 IV) bezeichnet, aber nicht *prezie* genannt wissen will (27 VI), handeln müsse (36 III); so ist er denn rechtschaffen in Worten und Taten.

Er ist gerecht gegen sich selbst. Als Mensch will er lieber Unrecht leiden als tun (50 VI; 69 VI; 73 VIII) und erwartet Ruhm nur für gute Taten (63 IV; 69 V). Als Liebhaber tadelt er sich wegen seiner Vermessenheit (6 V; 22 III; 40 IV), seines *sobrevoler* (29 I) und *sobregabar* (16 V; 30 IV; 33 III; 38 V; 49 VI, VII) und bittet seine Dame dafür um strenge Bestrafung (11 V; 22 IV; 24 V). Als Dichter wünscht er sich nur den wohlverdienten Beifall der Urteilsfähigen (68 IV) und ist erstaunt über unerwartete Anerkennung (68 I); sein Dichterstolz (16 I; 25 I; 44 III; 45 I; 49 I) beruht nicht auf der gleichen Eitelkeit (29 VII; 62 I) wie etwa bei dem blinden Dichter des Hymnos Apollon (v. 169 ff.), bei

Horaz (Ode 3, 30; 4, 3) oder bei Heine (Heimkehr Nr. 15), entspringt auch nicht, da Giraut ja für die Verteidigung desselben Gründe bereit hat (29 VII), der von Jeanroy (Neophilologus 1917, S. 92) für eine Anzahl Trobadors angenommenen *intention comique,* vielmehr erklärt sich sein Eigenlob aus verschiedenen ideellen und materiellen Gründen.

Er ist gerecht gegen die anderen: als Mensch in lobender und tadelnder Beurteilung im allgemeinen (45 VII; 48 V; 69 III; 73 VIII), im einzelnen gegen seine Freunde (37 I, II; 58 VI), besonders Sobre-Totz (68 IV), Ademar V. (77 VII) und Linhaure (76 VII, VIII), gegen die Reichen und Mächtigen (36 VI; 48 VII; 71 III, IV; 73 I, IV), die Adligen und die Ritter (64 IV; 65 VIII; 68 III), die Fürsten und Herren (62 VII; 71 VI), besonders Richard Löwenherz (70 IV) und Kaiser Friedrich I. (68 V) und gegen den Papst (67 VI); ferner eifert er gegen die unverständigen Väter wackerer Kinder (46 I) wie gegen die entarteten Söhne, denen er das Erbrecht abspricht (42 III), gegen die Schmarotzer 66 II) wie gegen die falschen Wohltäter (69 II), gegen die Zanksüchtigen 44 I) wie die Verräter (40 VII) und gegen die Ungerechten und Untätigen unter den Mönchen (68 VII). Als Liebhaber hält er sich fern von jeder Ungerechtigkeit gegenüber der Geliebten (5 VI; 11 II, III; 17 IV; 24 I, III; 33 II, III; 35 III; 44 V), auch wenn sie untreu ist (47 III), und selbst gegenüber dem Rivalen (43 VIII). Als Dichter wünscht er, im Gegensatz zu Linhaure, die Poesie allen Volksklassen gleichmäßig zugute kommen zu lassen (4 II; 58 IV).

Wie er, so sollen auch die anderen Gerechtigkeit üben. Als Mensch hüte man sich vor jeglicher Ungebühr (63 IV) und sei bis zu seinem Ende rechtschaffen (48 VI; 70 VI; 71 VII), begangenes Unrecht aber gestehe man offen ein (35 V); die Mitmenschen behandle man je nach Verdienst (48 IV; 55 IV; 77 V), die Untergebenen fördere man (17 III), belohne Dienste in angemessener Weise (37 V; 50 VI; 67 III) und befriedige seine Gläubiger (48 III; 75 V, VII); man tue Gutes je nach Vermögen (67 III; 70 V), nie jedoch auf Kosten anderer (66 IV). In der Liebe soll Gerechtigkeit walten (14 III, VII; 44 VI; 46 V); schon bei der Wahl sei allein die Würdigkeit des anderen Teils maßgebend (45 VII; 47 IV; 59 V), und ehrliche Gesinnung gereiche beiden Teilen zum Heile (62 III). Der Dichter gebe im Interesse seiner Hörer seinem Gesang den rechten Inhalt (68 II) und hüte sich vor literarischem Diebstahl (62 V).

Giraut fühlt sich zum Erzieher des Volkes geradezu berufen (44 VIII; 65 VI, VII) und ist sich der heilsamen Wirkung seiner Lehren wohl bewußt (73 VII, IX; 75 VIII). Den Kern seiner Dichtungen hat Dante schon auf Grund des einen Gedichts *Per solatz revelhar* (65) klar erkannt; treffend hat er geurteilt *Gerardum de Bornello poetasse rectitudinem.*

Herr Kolsen bespricht des weiteren *Verschiedenes aus provenzalischen Liedertexten, edierten und unedierten.*

Die vom Vortragenden in den 'Dichtungen der Trobadors' als Nr. 17 herausgegebene fingierte Tenzone des Gui de Cavaillo mit seinem Mantel und die noch unedierte Tenzone Cabrits mit Ricau (Gr. 105, 1 = 422, 2) weichen beide von den für die Tenzonendichtung geltenden Regeln ab, jene im 2. Geleit, in dem die ursprünglich nicht beteiligte Dame, durch den v. 26 veranlaßt, das Wort ergreift, diese in der 2. Strophe, in der Cabrit, statt Ricau selbst zu antworten, zu einer Frau Peironela, wohl der Überbringerin der 1. Strophe, von dem Angreifer in der dritten Person spricht. Beide Abweichungen rühren von demselben Trobador her; der Name *Cabrit* 'Böckchen' ist nämlich mit den Hss. *DEIK*, die dafür Gui de Cavaillo in der Überschrift nennen, trotz Chabaneaus Zweifel ('Biogr. des Troub.' S. 135) nun wohl mit noch größerer Wahrscheinlichkeit als Versteckname für Gui de C. anzusehen. Im übrigen stützt jetzt die zweite Abweichung die S. 81 der 'Dichtungen' gegebene Deutung der betr. *tornada* und

liefert gleichzeitig einen Beleg für das Entstehen von Streitgedichten auch ohne persönliches Zusammensein der Dichter.

Den von Schultz-Gora, 'Briefe des R. de Vaqueiras' S. 112 f. zusammengestellten 6 Gedichten G. Faidits, in denen der Markgraf Bonifaz I. von Monferrat bzw. Mon Tesaur erwähnt wird, schließt sich als siebentes der 'Vers' *Si tot (re) nonca* (Gr. 167, 54) an, in dessen sechster Strophe es heißt:

> Mos vers volrai que si'auzitz
> Per mon bel Tesaur part Clavais,
> Qu'il es de pretz clartatz e rais.

Hinter *Clavais* (Clavasium) lag die Markgrafschaft *Monferrat.*

In Mahns 'Werken' II, 30 ist nicht *mostrar razon ab la men* zu lesen, sondern *m. razonablamen* oder (nach *Q* f. 10 v.) *razonablemen.*

Aus Str. II der Doppelkobla Fortuniers (*Arch.* 34, 415 a) ergibt sich als wohl neu für das prov. Wörterbuch das (wie bisweilen afz. und nfz. *demain* und it. *domani*) subst. gebrauchte *lo dema* 'der morgige, nächste Tag' und *jurar pes e mas* 'Stein und Bein schwören'.

Die Redensart *escrire sobr'aiga* bei A. Jordan (*Arch.* 34, 412 b) 'auf Wasser schreiben', im Sinne des *semnar en l'arena* (Appel, 'B. Vent.' S. 353 a) und unseres 'auf Sand schreiben, in den Wind reden' = sich unnütze Mühe machen, scheint bisher unbeachtet geblieben zu sein. Das lat. *in aqua scribere* bedeutet so viel wie 'in den Rauchfang schreiben, als verloren aufgeben'.

Sitzung vom 15. Mai 1917.

Herr Kuttner spricht über *Volkssyntax in Frankreich.* Der Vortrag wird im Druck erscheinen.

Sitzung vom 16. Oktober 1917.

Der Vorsitzende macht Mitteilung von dem Ableben Herrn Conrads, er dankt ferner für die ihm zuteil gewordenen Glückwünsche der Gesellschaft zu seinem 70. Geburtstag.

Herr Wolff hält einen *Nachruf für Herrn Conrad*; er geht von seinen persönlichen Beziehungen zu dem Verstorbenen aus und schildert dessen Wesen und wissenschaftliche Wirksamkeit, wobei besonders die Revision des Schlegel-Tieckschen Shakespeare-Textes gewürdigt wird.

Herr Kuttner beginnt seinen Vortrag zur *Geschichte Karls XII. von Voltaire.*

Sitzung vom 30. Oktober 1917.

Herr Fuchs berichtet über die neusprachlichen Ferienkurse, die zu Anfang Oktober in Dresden stattgefunden haben.

Herr Morf spricht über *Negerfranzösisch (Kreolisch).* Der Vortragende zeigt mit Hilfe von Beispielen, die der Fachliteratur (Schuchardt, Baissac usw.) oder mündlicher Mitteilung von Eingeborenen der französischen Antillen entnommen sind, den Lautcharakter des Kreolischen, seine Auflösung des französischen Formensystems, die an kindersprachliche Vorgänge erinnert, seine primitive Wortfügung, die Bildlichkeit des Ausdrucks, das Folklore seiner Redensarten, Sprichwörter, Lieder und Erzählungen.

Herr Kolsen verweist auf Ähnlichkeiten im Provenzalischen und Russischen.

Herr Tiktin macht Ausführungen zu den vorgetragenen Sprichwörtern, die der Vortragende ablehnt.

Herr Prof. Dr. Cassirer wird zur Aufnahme in die Gesellschaft vorgeschlagen.

Sitzung vom 13. November 1917.

Herr Fehr (als Gast) spricht über den *jungen Swinburne und sein Verhältnis zu Baudelaire.* Der Vortrag wird im *Archiv* erscheinen.

Der bisherige Vorstand wird wiedergewählt mit Ausnahme des ersten und zweiten Schriftführers, die durch Herrn Wolff und Herrn Gade ersetzt werden.

Herr Professor Cassirer wird in die Gesellschaft aufgenommen, die Herren Dr. Wende und Glagow zur Aufnahme vorgeschlagen.

Sitzung vom 27. November 1917.

Herr Ludwig spricht über *Shakespeare als Held deutscher Dramen.* Der Vortrag wird im Shakespeare-Jahrbuch erscheinen.

Die Herren Dr. Wende und Glagow werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 11. Dezember 1917.

Herr Otto spricht über *Grundlinien der wissenschaftlichen Sprachforschung.* Die Sprache ist unter dem doppelten Gesichtspunkte der Betätigung bzw. der geschichtlichen Entwicklung zu begreifen. So ergeben sich für die Sprache als Erfahrungswissenschaft zwei große Gebiete: 1. die Sprechtätigkeit als psychophysische Funktion, die funktionelle Forschung; 2. die Sprache als entwicklungsgeschichtliches Kulturerzeugnis, die evolutionelle Forschung. Auf beiden Gebieten setzt die Wissenschaft ein mit der Feststellung bloßer Tatsachen, mit der Beschreibung und schreitet dann zur Erklärung weiter. Diese Erklärung besteht auf dem Gebiete der evolutionellen Forschung in einer teleologischen Betrachtungsweise. Danach sind zu untersuchen die Bedingungen, die allem geschichtlichen Werden zugrunde liegen, und die treibenden Kräfte, die zu einem bestimmten Ergebnis führen. Die Bedingungen beruhen auf den Eigenarten einer Lautsprache, auf den sinnfälligen Eigenschaften der Umwelt und auf der psychophysischen Anlage des Menschen. Die treibenden Kräfte sind das Streben nach Bequemlichkeit, nach Klarheit und nach Schönheit der Ausdrucksweise. — Auf dem Gebiet der funktionellen Forschung besteht die Erklärung in dem Nachweis kausaler Zusammenhänge. Dies ist nicht Aufgabe der Philologie, sondern der Physiologie und Psychologie.

Von der Sprache als Erfahrungswissenschaft ist die Sprache als Normwissenschaft, die Stilistik, zu trennen.

Der Vortrag ist die Einleitung zu einer Schrift, die demnächst im Druck erscheinen wird.

Herr Frederic Sefton Delmer wird wegen eines Aufsatzes im Septemberheft des *Nineteenth Century* 1917 aus der Gesellschaft ausgeschlossen.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Adolf Toblers Altfranzösisches Wörterbuch mit Unterstützung der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften aus dem Nachlaß herausgegeben von Erhard Lommatzsch, Privatdozent der Romanischen Philologie an der Universität Berlin. 1. und 2. Lieferung. Berlin. Weidmannsche Buchhandlung, 1915.

Der Verzicht auf die Herausgabe seines seit dem Jahre 1859 vorbereiteten Altfranzösischen Wörterbuches, die schon im Jahre 1872 einer damaligen Mitteilung der Romania zufolge nahe bevorzustehen schien, hatte sich offenbar bald nach dem Jahre 1882 in Adolf Tobler zu regen begonnen. Das Gefühl der Entmutigung, zu welchem er sich in den folgenden Worten aus seiner Rede anläßlich seiner Aufnahme in die Berliner Akademie der Wissenschaften im letzteren Jahre 'doch habe ich dadurch, daß meine Aufgabe wuchs, je ernster ich ihrer Lösung oblag, mich noch immer nicht entmutigen lassen, und darf es jetzt am wenigsten, da die Akademie mir die Ehre der Mitgliedschaft angedeihen läßt' bereits eine Berechtigung zuzusprechen schien, unterlag damals zwar noch der Freude an der Bearbeitung seiner erhabenen Aufgabe, auch vielleicht der Empfindung, zu einer großen Leistung verpflichtet zu sein, muß sich hernach jedoch beidem zum Trotz mehr und mehr in ihm entwickelt haben. Auch wuchs wohl im Laufe der Zeit die in jener Rede gleichfalls schon angedeutete Abneigung gegen die Notwendigkeit, 'von vielem anderen, das zu eingehender Beschäftigung nicht minder lebhaft reizte, sich um jener einen Beschäftigung willen entsagend fernzuhalten'. Und endlich erzeugte gewiß das Erscheinen des Wörterbuches von Godefroy, freilich erst einige Jahre nachdem es angehoben hatte, was im Jahre 1880 geschehen war, und noch nicht, als Tobler Mitglied der Akademie wurde, in ihm das sich allmählich verstärkende Bedenken, mit einem gleichartigen Werke hervorzutreten, das zwar höheren wissenschaftlichen Zielen als jenes nachstrebte und sicherlich dasselbe auch in der Ausführung, an Methode und an Kritik, zu übertreffen bestimmt war, das aber an Stoffülle notwendigerweise hinter ihm zurückstehen mußte, da Godefroy auch aus dem ungedruckten Bestande von Bibliotheken, nicht nur französischen, und Archiven schöpfte. Vielleicht sagte es Tobler im besonderen auch nicht zu, Beispiele, die Godefroy bereits geliefert, und so zuweilen, wenn er nur die gleichen Beispiele wie Godefroy zur Verfügung hatte, auch Stichwörter nochmals aufzuführen. Er hätte in diesem Falle das Altfranzösische Gesamt-Wörterbuch, das er geplant, zu einem Ergänzungs- (und Berichtigungs-) Wörterbuch verengen müssen, und für ein solches hielt er, selbst wenn er zur Änderung seines ursprünglichen Planes geneigt gewesen sein sollte, die Zeit gewiß noch nicht für gekommen; zweifellos hätte er erst das Erscheinen der von Godefroy im Jahre 1883 angekündigten und dann in den Jahren 1893 bis 1898 als Complément seines Wörterbuches veröffentlichten Nachträge zu diesem abwarten wollen, auch sich durch die immer eifriger betriebene Bekanntgabe teils ganz neuer Texte, teils neuer Handschriften zu bereits herausgegebenen Texten in kritischen Ausgaben solcher abhalten lassen, im Sammeln einmal endgültig haltzumachen, wie ja tatsächlich der Fall war. Möglichenfalls hatte sich später auch der Zweifel, ob seine Sammlungen den Wort-, Wendungs-, Bedeutungsschatz allein der von ihm angezogenen Sprachdenkmäler in seinem vollen Umfange aufwiesen, seiner bemächtigt und zu dem Verzicht auf die Herausgabe des Werkes mitgewirkt oder hatte der Wunsch, über den besonderen Sinn eines gebräuch-

lichen Wortes an einer bestimmten Stelle oder über die dunkle Bedeutung eines, zuweilen nur einmal belegten, Wortes zuvor die noch ausstehende Klarheit zu gewinnen, ihn immer aufs neue bewogen, die Veröffentlichung zum mindesten hinauszuschieben. Im Sammeln fuhr Tobler zwar dauernd, nach Angabe des Herausgebers sogar bis in die letzten Tage seines Lebens hinein, wenn auch auswählend, fort, aus dem Ertrage dieser Tätigkeit begnügte er sich aber auch fürderhin in seinen Abhandlungen, Besprechungen und Anmerkungen Ausschnitte oder Einzelheiten mitzuteilen, und folgerecht lehnte er auch das Anerbieten, das mehrere Jahre vor seinem Tode eine Anzahl deutscher Romanisten ihm vortrug, die Bürde der Herausgabe des Werkes von ihm zu nehmen, ab. Dies tat er vielleicht auch, weil es ihm widerstrebte, zugleich mit dem gesammelten Stoffe auch ältere Auffassungen über Wortgestalt, Bedeutung und Lesung, von denen er entweder wirklich in späterer Zeit zurückgekommen war, ohne dies jedoch am beziehentlichen Orte in seinen Sammlungen angedeutet zu haben, oder zweifellos zurückgekommen sein würde, wenn er sie nachzuprüfen Gelegenheit gehabt hätte, den Bearbeitern auszuliefern. Aber so weit war Adolf Tobler nicht gegangen, eine Verwendung seiner Sammlung zum Nutzen der fachgenössischen Welt auch nach seinem Ableben ausdrücklich auszuschließen, seine eigenen Bedenken gegen die Herausgabe jener also auch den zukünftigen Besitzern derselben aufzunötigen. Augenscheinlich hatte er es seinen Erben überlassen, nach eignem Ermessen über sie zu verfügen. So vermochten diese dem lebhaften Wunsche der Fachgenossen, die Sammlungen möchten Gemeingut der Wissenschaft werden, welchem zumal Rudolf Tobler volles Verständnis entgegenzubringen in der Lage war, Erhörung zu schenken und die Herausgabe derselben zu beschließen. Mit dieser betrauten sie Erhard Lommatzsch, der dann im Jahre 1915 die beiden ersten, bis zu dem Worte *äimant* führenden Lieferungen des Werkes vorlegte. Daß der Titel dieses, 'Adolf Toblers Altfranzösisches Wörterbuch', seinem Charakter nicht völlig entspreche, ist aus der Einleitung des Herausgebers (s. S. XX) nachträglich zu ersehen. Es sind 'Sammlungen', auch Toblers eigner Ausdruck im Arch. f. Neu. Spr. 106, 111, die zu einem Wörterbuche noch nicht oder doch bei weitem nicht durchgängig verarbeitet, daher denn auch zum Druck noch unausgearbeitet waren. Daher wäre 'Adolf Toblers Sammlungen zu einem Altfranzösischen Wörterbuche' vielleicht ein angemessenerer Titel gewesen.

Hätte Adolf Tobler der Herausgabe seiner Sammlungen nicht entsagt, hätte er dementsprechend alle gedruckten Sprachdenkmäler bis zu einem bestimmten Zeitpunkte gleichmäßig erschöpfend ausgezogen und den so gesammelten Stoff einheitlich bis zu letzter Vollkommenheit bearbeitet, so würde er ohne Zweifel ein Meisterwerk von Ewigkeitswert geschaffen haben. Hierfür bürgten zu seinen Lebzeiten seine gelegentlichen Äußerungen (der Herausgeber teilt sie mit oder verweist auf die betreffenden Orte) über die Ziele, die sein Wörterbuch verfolge und das altfranzösische Wörterbuch im allgemeinen zu verfolgen habe, und über die Art, wie die Einzelaufgaben des Wörterbuches zu lösen seien, und hierfür zeugt nunmehr das uns allmählich bekanntwerdende Ergebnis seiner bis zu seinem Tode der Aufgabe tatsächlich gewidmeten Arbeit. Auch ohne den Schatz des Altfranzösischen an Wörtern, Wendungen, Bedeutungen, Konstruktionen völlig zu erschöpfen, sind die Sammlungen außerordentlich reich. Sie sind zwar, schon wegen der Beschränkung Toblers auf das Französische bis zur Wende des 14. Jahrhunderts, die er nur selten überschritt (vgl. Hg. S. V), und auf die herausgegebenen Sprachquellen, geringeren Umfangs als das Wörterbuch Godefroys, der sich überdies seiner Aufgabe ausschließlicher hingeben konnte und Mitarbeiter hatte — das Werk Toblers wird immerhin zweitausend und etliche hundert gespaltene Großoktavseiten füllen —, aber sie enthalten doch, wie bereits jetzt zu beobachten ist, manch ein Wort (so sogleich das allererste,

den Buchstaben *a*), manch einen wertvollen Beleg, manch eine Bedeutung mehr als das französische Werk; und weit überbieten sie dieses an Besitz syntaktischen Stoffes (vgl. die Präposition *a*). Nach ihrem inneren Gehalt betrachtet, offenbaren sie die Gaben voller Durchdringung des Sinnes von Wort und Wendung und scharfer Prägung der Bedeutung, klarer Erkenntnis oft feinster Bedeutungs- und Verwendungsunterschiede und sinnreichen Vermutens im Falle der Überlieferung von Wortentstellungen. Auch in seiner Unvollendung und uneinheitlichen Entwicklung, die jedoch, insofern Kennzeichnung der Wörter nach Geschlecht, Gattung, Art, Sichtung der Belege und Anordnung der Bedeutungen und Verwendungen unterblieben war, durch den Herausgeber Abhilfe erfahren hat, ist das Werk daher eine des Meisters würdige, für die Wissenschaft segenbringende Schöpfung, methodisch der Wegweiser und sachlich eine reiche Hilfe für das altfranzösische Wörterbuch der Zukunft. Den Erben Adolf Toblers, die diese so wertvollen Sammlungen der Wissenschaft zur Verfügung stellten, wie auch dem Herausgeber, der die mühevolle Arbeit auf sich nahm, die Benutzung derselben zu vermitteln, gebührt aufrichtiger Dank.

Nach Vorbemerkungen über die Entwicklungsgeschichte des Toblerschen Werkes unterrichtet der Herausgeber in lebendiger, rege Teilnahme für alle Gegenstände und freudige Hingabe an seine Aufgabe widerspiegelnder Darstellung über die Ziele des von Tobler in Angriff genommenen Wörterbuches, die zur Lösung der Einzelaufgaben dieses betretenen Wege und den vielseitigen Gewinn für die Wissenschaft, den die von Tobler geschaffenen Sammlungen in sich tragen. Er ist die letzteren zum Zwecke selbständiger Erkenntnis ihres Wesens sorgsam durchgegangen und vermag so die allgemein lautenden Angaben Toblers über die zeitlichen und örtlichen Linien, innerhalb deren der gesammelte Stoff sich halten werde, um genauere, durch Belege gesicherte Bemerkungen zu ergänzen und die Betätigung der Forderungen Toblers, der Verfasser eines altfrz. Wörterbuches solle auch über etwaige Laut- und Formveränderungen der Wörter belehren, zur Beglaubigung eigenartiger Bedeutungen, Gebrauchsweisen, Wendungen auch die romanischen Schwestersprachen befragt haben, auch alle gewöhnlich in die Syntax verwiesenen Tatsachen am einzelnen Worte oder Verrichtungen dieses vorführen und die Kenntnis des Stils der altfranzösischen Schriftsteller vermitteln helfen (vgl. Verm. Beitr. V, 477), durch viele Beispiele zu beweisen. Besonders angelegen läßt er es sich sein, nach dem Ertrage der Sammlungen für die altfranzösische Stillehre zu forschen. Von der Größe desselben gewährt er durch den Nachweis reichster Vertretung mannigfaltiger Stileigenheiten, so stehender Redeweisen, Wortwiederholungen, etymologischer Figuren, alliterierender Wortverbindungen, Vergleiche, bildlicher Wendungen, euphemistischer Ausdrucksweisen, Schimpfwörter, einen sicheren Eindruck. Einige unter diesen Zusammenstellungen sind ganz neuartig und darum besonders wertvoll. Mit einem Hinweis auf die reichen Ergebnisse, die das Werk auch für die Kulturgeschichte des Mittelalters enthält, schließt Lommatzsch diesen Teil seiner Einführung in dasselbe, der seinen Zweck trefflich erfüllt.

Unter den sprachlichen Einzelheiten, die der Herausgeber dortselbst zu Beweiszwecken aus den Sammlungen anzieht, haben außer denjenigen, zu denen er es anmerkt, noch weitere teils bloße Erwähnung, teils eingehendere Behandlung — sei es durch Tobler selbst, sei es durch andere Fachleute — erfahren. So ließe sich, obwohl der Herausgeber von derlei Angaben abzustehen berechtigt war, weil sie hier nur nebensächlichen Wert haben, zu bekannteren Dingen schon an und für sich fehlen durften und an einem Orte wie dem vorliegenden auch gar nicht gesucht werden, unter anderem zu einsilbigem *iaue*, S. X, auf Tobler, Versbau [3], S. 41, zu *arder* auf A. Risop, Stud. z. frz. Konj. auf *-ir*, S. 33; Tobler, Verm. Beitr. III. [2] 167; Arch. f.

Neu. Spr. 103, 242, zu *aparir* auf Risop, ebd. S. 83 f., zu *clas, atre* auf M. Friedwagner, Veng. Rag. S. XXXII, 2, zu *boherder* auf Tobler, Verm. Beitr. V, 34, zu *aomberra* auf Risop, Arch. f. Neu. Spr. 102, 462; Friedwagner, Veng. Rag. S. XXXIX, 21 und Anm. zu V. 640, zu *femelin* auf Risop, Begriffverwft. S. 12 [3], zu *bougrenie* auf Tobler, Rom. II, 244 und Kuhns Zschr. 23, 414; A. Thomas, Essais 363; d. U., Suffixwandlgn. S. 22 und Arch. f. Neu. Spr. 103, 234, zu *arele* auf Tobler, Versbau [3] 36, Anm.; Risop, Arch. f. Neu. Spr. 109, 202 u. 209, zu *träite* auf Risop, ibid. 105, 448 u. Dtsche L.-Ztg. 1904, Sp. 1763, zu *frenestre* auf D. Behrens, Rezipr. Metath. S. 11 f.; Risop, Arch. f. Neu. Spr. 105, 447, zu *ardrille* auf Risop, Begriffsverw. S. 5; Friedwagner, Veng. Rag. XXXIX, 20, zu *tote jor*, S. XI, auf Friedwagner, Anm. zu Veng. Rag. V. 90; Stengel, Gal. li Rest. S. 395, zu *soi* für *lui*, S. XII, auf Friedwagner, Anm. zu Veng. Rag. 838, zu *lor* statt *els* auf W. Foerster, Ly. Ysop. XXXIX, 112; Meyer-Lübke, Gramm. II, 95, zu *coi* in Beziehung auf Personen auf Friedwagner, Anm. zu Veng. Rag. 4210; A. Stimming, Anm. zu B. Haunst. 1777, zum Artikel in distributivem Sinne auf Meyer-Lübke, Gramm. III, 220; Fredenhagen, Gebr. des Art. in der frz. Prosa, S. 183, zu *priier* mit seinen verschiedenen Konstruktionen auf G. Ebeling, Anm. zu Auberee 21, zu *craindre que* c. Cj. auf F. Perle, Zschr. f. r. Phil. II, 11, β 1; Ebeling, Krit. Jahresber. V, 2, Sonderabdr. S. 13; W. Foerster zu Chev. Charr. 1634, zu *craindre que* c. Ind. auf A. Stimming, zu Bertr. Born 33, 39; Ebeling, a. l. O. (fürs Provenz.), zu *si me sui penseiz une chose* auf Tobler, Verm. Beitr. II [2], 66 verweisen.

Die S. XIII beginnende reiche Zusammenstellung von Sprachformeln, Redensarten, Umschreibungen, die sich in Toblers Sammlungen vorfinden, ist, wie der Herausgeber andeutet, aus diesen noch vermehrbar. Daher werden Ergänzungen, die mancher zum einen oder zum anderen unter diesen Gegenständen zu liefern wohl imstande wäre, in Toblers Werk vielleicht wiederkehren. So beispielsweise solche zu der Ausdrucksreihe *bec a bec*, wie: *brace a brace* (Fl. Bl. 2599), *bout a bout* (s. Mussafia, Wiener Sitzgs.-Ber. 1870, S. 549), *but a but* (Clef d'Am. 1970), *coe a coe* (Chev. Ly. 4104), *fust a fust* (Pic. Urk. v. J. 1257, s. L Rois, ed. Ler., S. LXXIII), *jour a jour* (Froiss., Poés. II, 415, LXVIII), *lieue a lieue* (Froiss., Poés. II, 426, CVI), *livre a livre* (Pfund, Froiss. Poés. I, 155, 2330), *membre a membre* (Dolop. S. 531), *pas a pas* (MFce, Fab. 68, 27 c; Ch. d'Orl, ed. Jann., II, 197), *piz a piz* (Chev. Charr. 3609), *rote a rote* (Trupp, Prior., Veg. 9802), und dazu die Wb., Sp. 57 angeführten Ausdrücke; *dui a dui* (Meraug. 5512; Serm. Bern., ed. F., 122, 30, 35), *quatre a quatre* (Prior., Veg. 296), *po a po* (Ly. Ysop. 2654, 2685), *res a res* (Erec 940; Ferg. 112, 37; Chev. a l'Esp. 599; Horn 4773); *tien pour tien* (Froiss., Poés. III, 178, 2), oder solche zu der Reihe *li bas et li haut*, wie *et cil et cele* (Erec 6356), *ne cil ne cele* (Clig. 2885), *ne cis ne cis* (Julian 2592), *li un et altre* (Po. Mor. 516d), *buen ne mauvès* (Clig. 1478), *clerc ne lay* (Mir. ND. 31, 600), *ne lais ne li letrez* (Horn 3350), *n'estans ne seans* (Mir. ND. 33, 154), *gros et menuz* (Mir. ND. 35, 351), *et mu et sort* (Fl. Bl. 3034); — *ne bien ne mal* (sbst., Clig. 5463), *ne ce ne autre chose* (Ruteb., ed. Jub. [2], III, 375), *li grant afaire et li petit* (Clig. 2585), *en grant chose et en petite* (Prior., Veg. 6140), *dessennus et de cuer et de cors* (Afr. Pr. Leg. M 37, 19), *Noz sommez sien et des mains et des pies* (Am. Am. 2637), *ne pié ne main* (Mir. ND. 4, 1494), *ne pour un ne pour el* (Mir. ND. 22, 1583); — *ne bien ne mal* (adv., Barl. 2026; Mir. ND. 37, 1545), *ne bas ne hault* (leise, laut, Mir. ND. 39, 879); — *n'avant n'apres* (Graal C 1149; Clig. 2381), *apres et avant* (Mir. ND., 39. 1676), *ne puis ne ains* (MFce, Fraisne 254), *ne or ne ja mais* (Afrz. Pr. Leg. H 22. 5), *soit ore ou ja* (Mir. ND., 36, 1281), *ou tost ou tart* (Clig. 769), *ne en yver ne en esté* (MFce, Fab. 74, 24), *nuit ne jour* (Mir. ND. I, 1217); — *et ça et la* (Graal C 7698; Ch. Baris. 646),

de cha ne de la (Chastoiem. 21, 103), *et ci et la* (Clig. 1662; Ch. Charr. 6721), *de ci et de la* (Chastoiem. 23, 181), *de lonc et de coste* (Ch. Charr. 6582), *de lonc, de lé et de travers* (Mir. ND. 32, 300), *aval et amont* (Mir. ND. 31, 1813), *e hors e enz* (Purg. Patr. 1050), *et ens et hors* (Mir. ND., 39, 1431), *ne hors ne enz, n'amont n'aval, ne sus ne jus* (Mir. ND. 26, 565), *hault et bas, devant et derriere* (Mir. ND. 28, 1296), *et par devant et par derriere* (ib. 9, 1231), *partout, et en terre et en mer* (Iudenkn. 104, 356), *et a ville et a plain* (JBlaiv. 3037). S. auch Imm. Bekker, Homer. Bl. S. 158.

Zu den S. XV f. angeführten bildlichen Redewendungen könnten hinzutreten: zu 'seine Mühe verlieren u. dgl.' auch *semer en l'areine* oder *en la mer* (Clig. 1036 u. Var.), *porter pouldre au vent* (Mir. ND. 30, 286), *servir au temple* (Trouv. Belg. II, 157, 32, Scheler: s. pour néant), zu 'jmd. anführen' auch *vendre a auc. un leu por une brebis* (Barl. 7949), *vendre ombre por soleil* (Tr. Belg. I, 208, 92) — über *vendre vessie por lanterne* s. Ebeling zu Auberee 572 und für das 16. Jahrhundert: *en leur faisant accroire que vessies de beliers sont lanternes, comme dit le proverbe*, und *cuide persuader que vessies sont nuees*, Calvin 141, bez. 322, Günther, Arch. f. Neu. Spr. 12, 457 —, zu 'sich anführen lassen' vgl. *Ne sui poissons por decevoir* (Ly. Ysop. 1251), 'furchtsam sein' *avoir le cuer en la cauce* (BCond. 338, 2577), 'knausern' *mangier sans chandelle* (BCond. 252, 208), 'gern geben' *häir dras en male* (BCond. 4, 104): 'trinken lassen' *Vien la me faire pendre au bec* (die *chopine de vin grec*, Mir. ND. 8, 249); über den bildlichen Gebrauch von *blanc* und *brun* s. Ott, Coul. au v. fr. S. 10 u. S. 64, zu *blanc* vgl. auch Anm. wie diejenigen Schelers zu Tr. Belg. II, S. 346 zu V. 45, Foersters zu Ly. Ysop. 549.

Die in der Anmerkung zu *boivre* erwähnten Ausdrucksweisen können Anlaß geben, auch der folgenden zu gedenken: *Con aves bracé, si beves!* (mit intr. *bracier*) Ferg. 144, 9; *Or vueilles donc considerer Quel broit* (d. i. *brouet*) *le Monde si te brusse*, Mont. Rothsch. XIII, 229, 100 (Anfg. d. 15. Jahrh.); *La grant biauté, dame, de vostre face ... M'a fait .i. tel brouet humer Que ...*, Watr. 305, 279; *Qui a fait a ma fille bracier si fait chaudel?* Berte 2060; *sa cambriere Ki .i. tel caudiel lui atempre Dont anuiera tart ou tempre*, JCond. I, 8, 260 (zu *humer chaudel* s. Ebeling, Anm. zu Auberee S. 127); *Je li avoie tost tel caudel destrempé Dont il avoit le cuer dedens le cors crevé*, Gaufrey 4875; *Et .i. mes a li apareille De honte*, JCond. I, 9, 266; *A lor signor se claiment chascuns toz irascuz Dou dur disner qe Karles les ot le jor pëuz*, ChSax. 3653; *De tex morsiax i savez or servir*, Gaydon 4355; *Or boit il por Floric dolerouse puison*, Venus 118 b; *Häi loiax, amans, dex te doins garison Et ioie de t'amie, por qui bois tel puison*, ib. 132 d; *Ja mais jor voz paroles fausses Ne me serviront De teus sausses Comme pieç'a m'aves servie*, MRayn. VI, 65, 364 (in der Anm. zu Julian 1740 erläutert Tobler den bildlichen Sinn von *sausse*); *Ja lor voldra destremper tel savor Dou brant d'acier, Dont lor fera dolor*, Gaydon 5080; *Ogiers sera servis de tel savor, Dont vos aurez a vostre cuer dolor*, Gaydon 6095.

In die Belegreihe für *acroire, emprunter ...*, sc. Hiebe einem Gegner, seien für *acroire* der ältere Nachweis *Quanqu'avez acrëu, eriem que or ne vos pait*, Ch. Sax. 3035, zu *emprunter, rendre* die absolute Verwendung dieser Verba an der Stelle *Li uns emprunte, li autres va rendant*, JBlaiv. 1966, und zu *paiier* die Ausdrucksweise *je li paierai ses droiz*, Vilain Mire (ed. Zipperling) 212, 'verprügeln' eingefügt (*paiier un cop a auc.* ist besonders häufig, s. auch Gaydon 6770, Gaufrey 9729, Horn 4770).

Zu den Umschreibungen spöttischen, höhnischen Charakters für 'übelzurichten, überwinden ...' lassen sich auch stellen (Karl ruft den fliehenden Feinden nach:) *Car m'atendez, baron! Aprandre vos vorroie Les vers d'une chançon*, Ch. Sax. 3449; *Ja vous chantaisse putes laudes*, MRayn. I, 190, 66; *Bien vous aprent vo patenostre*, Eust. Moine 1627 (Tobler, L.-Bl. 1891.

342: 'jmd. dazu bringen, sich zu fügen'); *Al brant les met a norreçon,* Julian 2184; *estre en male frape,* Claris 11 432; *or sui ge en bone matiere!* ib. 23 323.

Bildliche Bezeichnungen des Vollzuges der geschlechtlichen Handlung, wie die erste Anmerkung auf S. XVII sie aufzählt, wären etwa auch *faire sa (lor) besoigne,* Eust. Moine 1247, 1220, *faire le soreplus,* häufig, z. B. Graal C 3826 (s. ferner Ebeling, Anm. zu Auberee 544) oder eine Redewendung wie *Dame, quantes fois vo longhece A anuit esté mesuree?* JCond. I, 277, 204. Zu *bon ouvrier* sei an *mauvais* und *mal ouvrier*: *Mes qu'ele l'ëust diffamé D'estre mauvais ouvrier en lit En faire l'amoureus delit,* JCond. II, 302, 101; *li hom qui est tenus A mal ouvrier est dechacics Entre fames,* ib. 107, erinnert. Der ursprüngliche Ausdruck für die Ausübung der Begattung war, nebenher bemerkt, *faire le a aucune* 'es einem Weibe machen': *Li coens ne li fist mais la nuit que trente feiz,* Karlsr. 726; *Dites mei, bele fille, at le vos fait cent feiz?* ibid. 729; *Si vialt* (sie) *que a force li face* (er), Graal C 3837; *Forment li preia* (er sie) *et requist Qu'ele suffrist qu'il li fesist,* MFceFab. 69, 4; *Jeo sui, fet il, tels cum jeo sueil, Sil te ferai estre tun vueil,* ib. 69, 8; *Unques ne fu ... cele aventure, Qu'a une sole porteure Une femme dous enfanz ait, Se dui hume ne li unt fait,* MFceFraisne 42; (in den beiden folgenden Beispielen Substantivierung des Zeitworts): *Ne je n'an oi onques corage, Del feire, ne je n'an avrai,* Ch. Charr. 4867; *Il en a ëu son delit, ... Le faire li a consentu* (sie ihm), Parton. 3945 (man vermißt diese Wendung in Foersters Wörterbuch zu Chrétien[1]). Das Lateinische hatte intr. *facere* 'den Coitus vollziehen'.

Schließlich seien den Fällen von Versinnbildlichung hervorragender innerer oder äußerer Beschaffenheit von Menschen durch Übertragung von Namen vollendet erschaffener Dinge wie Edelsteine, Blumen, ... auf diese, S. XVIII [2], noch einige angereiht: (der metaphorische Ausdruck artikellos) *Charles, li bons rois pöestis Qui des rois crestïens est toupace et rubis,* ChSax. S. 51, V. 15; (keine Angabe der Gemeinschaft, aus der der Betreffende herausgehoben wird, in Form eines part. Gen.) *pou en sai en France ... Qui de haute prouece envers lui se compere Fors Guillaume nostre oncle ... Mais cis est li toupace, ce est chose bien clere,* BComm. 3094; (Anfügung der Eigenschaft, hinsichtlich deren die auszeichnende Benennung Geltung hat) *Celi où maint toute bonté, Qui la toupace est de biauté,* Cleom. 7972; *Quant ... ai perdu La souveraine de bonté Et la toupace de biauté,* ib. 9164; *Car de courtoisie et d'avis Ert* (sc. Cleom.) *la toupace et li rubis,* ib. 3250; *C'est* (sc. Cleom.) *la toupace de prouece et li drois rubis de largece,* ib. 10 413; *Pour revoir celi qui au mien escïent Est de bonté rubis, de biauté ensement,* ChSax. S. 92, V. 25; (die metaphorische Benennung absolut) *Ha! Clarmondine, douce amie, Flour de lis et rose espanie, Esmeraude, rubis, toupace,* Cleom. 6034; *Ha! violete, flours de lis, De cui veoir est uns delis* (Anrede an die Geliebte), BCond. 351, 2391; *Rose plaine de loiauté, Qui sourmonte toute biauté* (Anrede an die Geliebte), ib. 376, 3103; *Je vous ay voué, fleur de lis, Que ...* (Anrede an die heilige Jungfrau), Mir. ND. I, 11; *Di moi* (angeredet die *desloiaus gueule*) *comment seras tant ose Qu'oses nomer* (ihren Namen aussprechen) *la seinte rose Qui tant est fresche, bele et clere Que Dex en volt fere sa mere?* Ruteb. (ed. Jub.[2]) III, 277, 841; *Ha, chier sires, j'aim La flour sus trestoute aultre flour,* Froiss. Poés. I, 18, 593.

In einem zweiten Teile seiner Einführung in das Werk berichtet Lommatzsch über die Art seiner Tätigkeit als Herausgeber. Sein Streben war, die Sammlungen, die von ihrem Urheber ungleichmäßig gepflegt hinterlassen worden und mit den äußeren Unvollkommenheiten nur zu eigenem Gebrauche

---

[1] Vgl. dessen Bewertung durch Alfr. Schulze, 'Deutsche Lit.-Ztg.' (1915) 2493.

angelegter Sammlungen behaftet waren, im einzelnen planmäßig und übersichtlich angeordnet und somit gebrauchsfähig vorzulegen. So hatte er denn Verwendungsweisen nach ihrer wahrscheinlichen Entwicklung auseinander, bisweilen zugleich auch unter einem höheren Begriffe, zusammenzuschließen, Belege teils zur Vereinigung gleichartiger, teils zum Gewinn einer zeitlichen Ordnung umzustellen oder aus fremdem Zusammenhange, in den sie sich verirrt hatten, an die gebührende Stelle zu versetzen und Wortgattung, Art des Verbums, Geschlecht des Substantivismus und weiteres mehr zu kennzeichnen. Diese Aufgaben, unter denen die erstere oft reifliche Erwägung erforderte, hat der Herausgeber, nach der Verfassung zu urteilen, in der sich die bisher erschienenen beiden Lieferungen des Werkes, zumal die größeren Artikel dieses befinden, gewissenhaft und erfolgreich ausgeführt. Erst seiner großen Mühewaltung ist es so, um eine bedeutsame Einzelleistung herauszuheben, zu danken, daß man die reiche Fülle der von Tobler, teilweise zum ersten Male, beobachteten Gebrauchsarten der Präposition *a*, die sich nach Aussage des Herausgebers auf Toblers Zetteln in ungefüger Form darboten, kategorienweise gegliedert und im einzelnen methodisch aneinandergereiht vor Augen hat. Nur sucht man vielleicht *a* als Ausdrucksmittel für den Dativ, mag auch vom örtlichen *ad* auszugehen sein, nicht gerade an der ihm angewiesenen Stelle, Sp. 9, ebendort auch das besitzanzeigende *a* nicht, noch auch unter dem modalen *a* das instrumentale, Sp. 16, und das Verba des Erkennens, Haltens im Sinne von 'für, als' begleitende, Sp. 17, und trägt man sich hier und da Verweisungen, sei es auf begrifflich ganz Gleiches, wie zu Sp. 14, 7 ff. auf Sp. 24, 28 ff. (*a* 'nach, gemäß') und umgekehrt, sei es auf begrifflich Ähnliches, wie zu Sp. 2, 13 ff. auf Sp. 6, 3 ff. u. Sp. 19, 39 ff. und so gegenseitig, sei es auf äußerlich gleich Gebautes, wie unter dem selbständigen Abschnitt 'Inf. mit *a*' auf die Spn. 6, 13, 18, 19 berührten andersartigen Verwendungen von *a* und dem Inf., gern nach. Die Benutzbarkeit des Werkes förderte der Herausgeber auch durch eine vermehrte Aufnahme von Nebenformen unter die Kopfwörter; einige solcher hätten in den beiden ersten Lieferungen übrigens noch hinzukommen können, so beispielsweise *abstinence* und *abstinent*, die sogar den Wert selbständiger Wörter besitzen dürften, *action, adjutoire, agart, ahireter, aier(s) aiere(s)*.

In der Wiedergabe des Stoffes selbst folgte der Herausgeber Tobler getreu. Belege, von denen Tobler nur den Fundort angemerkt hatte, auch im Wortlaut mitzuteilen, unterließ er, weil er die danebenstehenden ausgeschriebenen Belege zum Erweise der angesetzten Bedeutung für ausreichend hielt. Indessen blieben zuweilen auch alle Belege, blieb zuweilen auch der einzige Beleg für ein Wort oder eine gewisse Bedeutung oder Verwendung eines Wortes vom Wortlaut unbegleitet. Die Mitteilung des letzteren wäre, zumal gewiß demjenigen, für den die betreffenden Texte schwer erreichbar sind, besonders dann erwünscht gewesen, wenn, wie es vorkommt, zu dem fraglichen, und nicht alltäglichen, Worte keine Bedeutungsangabe erfolgte (vgl. etwa *aberie, ahurtement*); die Vorführung des Zusammenhanges, dem das Wort angehört, hätte über die Bedeutung dieses hier aufklärend wirken können. Auch unausgeschriebene Stellen mögen außerdem so gut wie ausgeschriebene bisweilen an den unrechten Ort bei Tobler geraten sein.[1] Durch Tobler unterblieb die durchgängige Ausschreibung seiner Belege vermutlich aus rein äußerlichen Anlässen; bei einer Veröffentlichung seines Werkes durch ihn selbst wäre sie sicherlich nachgeholt worden, es sei denn, daß es sich um entbehrliche Stellen handelte. Auch

[1] Der Beleg für *rabider*, Sp. 54, 9, durfte beispielsweise an das Ende des Absatzes treten; denn die angeschlossenen beiden Stellen enthalten wieder *abiter*. Übrigens ist *rabider* schwerlich mit *abiter* verwandt.

auf den Vermerk von Bedeutungen verzichtete Lommatzsch, wenn derselbe in Toblers Aufzeichnungen, was häufig und keineswegs nur zu Wörtern dunklen Sinnes der Fall war, fehlte. Er hatte in der Tat ein Recht dazu, weil er nicht die Absicht hatte, das Werk Toblers in sachlicher Hinsicht weiterzuführen. Aber er stützt durch sein Verfahren, wie nebenher bemerkt sei, das oben gegen die Bezeichnung des Werkes als Wörterbuch vorgebrachte Bedenken, da nun einmal das beständige Gegenüber von Wort und Bedeutung zum Wesen des Wörterbuches gehört. Sachliche Kritik hat der Herausgeber jedoch zuweilen geübt. Noch öfter bietet sich Veranlassung zu solcher. Manch ein Wort würde wahrscheinlich anders als in den Sammlungen lauten, manch andres völlig verschwunden sein, wenn dieselben in einer von Tobler selbst bereiteten Ausgabe vor uns lägen. Zu vielen nicht haltbaren älteren Ansätzen und Vermutungen hatte er später vielleicht niemals wieder Gelegenheit gehabt Stellung zu nehmen, aber auch tatsächlich erfolgte Meinungsänderungen und Berichtigungen hatte er auf den Zetteln nicht eingetragen (vgl. *acarer*).

Eine sehr willkommene Beigabe lieferte der Herausgeber in einem sorgfältig angelegten Verzeichnis der von Adolf Tobler verwerteten Sprachquellen und der hier und da von ihm angezogenen sprachlichen, literaturgeschichtlichen und kulturgeschichtlichen Arbeiten. Für die durch dasselbe geschaffene Möglichkeit, über alle Abkürzungen von Ausgabe- und sonstigen Titeln von Beginn des Werkes an Auskunft zu erhalten, wird jeder Benutzer dieses dankbar sein.

Daß die Sammlungen eine unendlich wertvolle Errungenschaft für die Wissenschaft bilden, bleibt Wahrheit, auch wenn einzelne Aufstellungen, die zu dem weit zurückliegenden Zeitpunkte ihrer Entstehung noch möglich waren, jetzt keine Geltung mehr besitzen können und gewisse Vermutungen, Einfälle des Augenblicks, nicht für sich einnehmen. Kein Tadel darf wegen dieser im Verhältnis zu den Vorzügen der Sammlungen unbedeutenden Mängel derselben, wie auch wegen ihrer früher erwähnten Unvollständigkeit, auf Werk und Verfasser fallen: die einleitenden Bemerkungen begründen dies. Der Kritiker, der Tobler als Herausgeber gewesen wäre, hat der Benutzer des Werkes erst selbst zu sein.

Die Fortsetzung dieser Anzeige, die in Bemerkungen zum Wortschatze besteht, gelangt aus Mangel an Raum hier nicht mehr zum Abdruck; sie folgt in einem späteren Hefte nach.

Berlin. G. Cohn.

A. Horning. Glossare der romanischen Mundarten von Zell (La Baroche) und Schönenberg im Breuschtal (Belmont) in den Vogesen. (65. Beiheft der 'Zeitschr. f. roman. Philologie'.) Halle, Max Niemeyer. 1916. 200 S. M. 10.

Außer dem möglichst vollständigen Wortschatze des Patois der beiden im Kreise Rappoltsweiler (Oberelsaß) bzw. Molsheim (Unterelsaß) gelegenen Ortschaften enthält dieses neueste Werk des um die Patoisforschung hochverdienten Gelehrten noch eine interessante Zusammenstellung der Orts- und Flurnamen nebst einer Wortkunde, in welcher man über die Herkunft einer ganzen Reihe der im Glossar vorgeführten Wörter zuverlässigen Aufschluß erhält. Das Werk ist ein guter Führer durch den Wortschatz der beiden Mundarten, die tief hinter Bergen und Wäldern ihr bescheidenes Dasein führen. Ein paar Bemerkungen seien gestattet:

Mit besonderer Vorliebe sind seltene, veraltete Wörter aus dem Dunkel ihrer Verborgenheit herausgezogen worden. Dabei ist es aber dem Verf. begegnet, offen am Wege stehende Ausdrücke des täglichen Lebens zu über-

gehen. So fehlen z. B. nicht die seltenen, nur noch von wenigen gekannten Wörter: *lod* = schwer, *mut* = naß, *vanderli* = unwohl, *varte* = Spion, und das 'nur noch von einem Greise in der Annexe La Hütte gebrauchte *gotsnom* (in Gottes Namen)', währned die allgemein gebräuchlichen *biskę̄* = erschrecken, fürchten, *ę mā* = parmi, neben, pasō oder *espiō*, *fęχti* = schmeicheln, *hęši* = rufen, *āᵘu kǫpī še* = vorziehen, lieber haben u. a. nicht angeführt sind. Von anderen Wörtern ist die Bedeutung unvollständig angegeben; wenn z. B. bei *biñk* (*boucle*) bloß steht: eiserner Türbeschlag (*bandeau de fer*), so fehlt die zweite Bedeutung 'Schnalle'; so hat auch *fās* (lange, dünne Holzleiste) noch die Bedeutung 'Bohnenstange' (*fās dę̄ fęr*); oder wenn bei *puāχi* 'dorchbohrt' steht, so müßte weiter folgen: *puāχi* = hier, *par ici*, auch substantivisch: ein Landsmann; neben *χtǫpę* = stopfen müßte ebenfalls das Substantiv *χtopā* stehen, z. B.: *il ę eru ī buō χtǫpā* = dem ist ordentlich heimgeleuchtet worden. Manchmal ist auch bei der Angabe der Bedeutung der genaue Sinn des Wortes nicht getroffen worden: so ist z. B.: *fergō* = *un brandon de discorde* zu stark; es genügte hier: *un grand taquineur*, ein Uzer, während ein wirklich schlechter, falscher Mensch mit dem auch in Belmont wohlbekannten, aber im Glossar fehlenden Wort *ferχtō* bezeichnet wird. Ebenso unzutreffend ist bei *ębābi* die zweite Deutung: *qui a du chagrin*, statt: bestürzt, *étonné*, *effaré*; man sagt: *il ā tūt ębābi* = er ist ganz 'vergelschtert', wie es elsässisch von einem heißt, der durch die Fülle von plötzlichen, starken Eindrücken für eine kurze Zeit das seelische Gleichgewicht verloren hat.

Bezüglich der Aussprache sind den am Schlusse des Buches schon vermerkten Druckfehlern noch folgende als besonders auffällig hinzuzufügen: *tā* statt *tā* (Dach); *bānk* statt *bāk* (Sitzbank); *bāg* statt *bāg* (Ring).

Das häufige Schwanken der Aussprache wird treffend illustriert durch die Bemerkung, daß in Belmont ein Herr Morel *dęrmi* (*dormir*), seine Frau dagegen *dermi* spricht, und daß in Labaroche das Adverb 'erst' bei Aline Laporte *drǫprę̄m*, bei ihrer Schwester Luise dagegen *dǫprę̄m* lautet. Indessen ist die Berücksichtigung solcher sprachlichen Differenzierungen innerhalb einer Familie zu weitgehend, da dieselben sich naturgemäß auf einer mittleren Linie ausgleichen müssen, im Gegensatz zu denjenigen Schwankungen, die in großer Anzahl von Ort zu Ort auftreten. Wo diese Ausgleichung aber nicht stattgefunden hat, da läßt sich unschwer die im Ort verbreitetste Aussprache feststellen, der gegenüber die andere als seltene Ausnahme vernachlässigt werden kann. So verschwindet in Belmont *dęrmi* gegen *dermi*, während das zweite der erwähnten Wörter, das im Glossar von B. fehlt, dort aber ebenfalls viel gebraucht wird, allgemein *drǫprę̄m* heißt. In den Nachbarsdörfern dagegen ist die Form mit *dǫprę̄m* allein üblich. Übrigens vermisse ich neben der Bedeutung 'jetzt erst', die H. für dieses Wort verzeichnet, die von 'erst recht', die z. B. in dem Satze *I n valę̄ ja pi ᵘęr ēk pu biklę*, *dǫprę̄m pu hākę̄* vorliegt, wo infolge der voraufgehenden Negierung die Übersetzung 'erst recht nicht' eintreten muß: 'schon für das Häufeln (der Kartoffeln) taugte sie (die Hacke) nicht mehr viel, für das Ausgraben erst recht nicht mehr'. Was die Herkunft des Wortes betrifft, so führt H., der von der Form *drǫprę̄m* ausgeht, es auf *droit* + *proximus* zurück; allein auch *dǫprę̄m* könnte das Ursprüngliche darstellen, und dann wäre es vielleicht erlaubt, an ein *tum primum* als Grundlage zu denken; allerdings macht der Anlaut Schwierigkeiten, und zugleich will ich nicht verschweigen, daß in dem Satze, den ich aus Hirzbach (Hautegoutte) in Erinnerung habe, *Pu fixę ęn ūr, i fārā dǫprę̄m sāñ kā k il ę firǫb* 'um eine Zeit festsetzen zu können, müßte man zuerst (zunächst) wissen, wann er Feierabend hat', die Bedeutung doch wohl eher für die Horningsche Herleitung zu sprechen scheint.

Straßburg. V. Ganière.

Angelica Hoffmann, Robert de le Piere, Robert le Clerc, Robert de Castel. Zur Arraser Literaturgeschichte des 13. Jahrhunderts. Hallenser Dissertation. 1917. 126 S.

Wir erhalten hier eine sehr eindringende, gute Methode und ein vorsichtig abwägendes Urteil bekundende Arbeit. Was man über drei weniger hervorragende Persönlichkeiten aus dem Arraser Dichterkreise in Erfahrung bringen kann, findet man hier wohl vollständig beisammen. Robert de le Piere als der talentvollste von ihnen beansprucht das meiste Interesse. Es wird festgestellt, daß als seine literarische Hinterlassenschaft 9 Lieder und 4 Partüren anzusehen sind, und des weiteren wahrscheinlich gemacht, daß der 1258 verstorbene Bürger Robert de le Piere mit unserem Dichter identisch ist. Dabei fällt denn auch allerhand Licht auf eine ganze Reihe anderer Persönlichkeiten und Kunstgenossen, wie Louchart, Ermentroi, Pouchin, Copin, Boutillier, Ferri u. a. Was Robert le Clerc und Robert de Castel angeht, so untersucht die Verfasserin die Frage der Identität der beiden, für die sich manche Forscher auf Grund einer Überschrift in Hs. R[1] ausgesprochen hatten. Sie entscheidet sich einleuchtenderweise dahin, daß es zwei verschiedene Personen sind. Dagegen zeitigt die ausführliche, Interesse erregende und auch von guten historischen Kenntnissen zeugende Behandlung einer anderen Frage, nämlich ob Robert le Clerc dem Verfasser der 'Vers de le mort' (ed. Windahl) gleichzusetzen sei, kein bestimmtes Ergebnis. — Im Anhange werden uns 5 unedierte Lieder und Partüren von Robert de le Piere und Robert de Castel aus der Vatikan. Hs. R[1] ('a' nach der Bezeichnung von Schwan) geboten. Diese Beigabe ist sehr erwünscht, nur hätte es sich zur Bequemlichkeit für den Leser empfohlen, anzugeben, wann ein Gedicht (so das zweite und fünfte) auch in anderen Hss. überliefert ist, sowie daß sich die zweite Strophe des vierten Gedichts bei Passy in der Bibl. de l'éc. d. chartes XX, 321—2 abgedruckt findet, was auch Raynaud nicht vermerkt. Auch ist es etwas mißlich, daß erklärende Anmerkungen fast ganz fehlen; solche wären z. B. zu *pois wauurés, save pain, entrer en loi* (S. 116) am Platze gewesen. Ein willkommenes Namenverzeichnis beschließt die schöne Untersuchung.

Im folgenden noch einige Einzelheiten. Zur Frage der Identität von Mahieu de Gant und Mahieu le juif (S. 40 f.) hätte der Greifswalder Dissertation (1914) von H. Wolff, 'Dichtungen von Mathäus dem Juden und Mathäus von Gent' gedacht werden können; freilich weiß W., der sie auseinanderhält, nichts Entscheidendes dafür ins Feld zu führen. S. 43 ist zu schreiben und zu interpungieren: *Quens d'Angau, ne q'uns bourjois Afiert au conte de Blois. N'afiert* ... Daß in *le bisete Oedain* das *bisete* ein Familienname wäre (S. 48), ist schon wegen des davorstehenden Artikels wenig glaublich, und ich halte die Deutung von Godefroy für richtig. Man kann eigentlich nicht sagen, daß die Stelle in dem Liede VIII von R. de le Piere (Anhang S. 113, Str. 5), die ganz zutreffend erklärt wird, fehlerhaft überliefert ist (S. 49, 57), denn das Abkürzungszeichen für *et* wird auch sonst in R[1] gesetzt, wo es sich um *est* (in dem das s verstummt war) handelt, s. 'Mélanges Chabaneau' S. 508 no VI V. 12 und 43 unter den Varianten. Bei der auf S. 100 stehenden Äußerung zu meiner mutmaßlichen Datierung von R. 942 vermisse ich eine nähere Begründung. S. 109 V. 17 scheint es mir nicht empfehlenswert, für *amour* der Hs. *amer* einzuführen, schon weil dann *pert* einen anderen Sinn haben müßte als in der vorhergehenden Zeile; ich schlage *a moi* vor. V. 23 l. *retoli* für *recoli*. S. 112 V. 53 ist der Punkt nach *trové* sinnwidrig, da doch die ganze Stelle heißt: 'Sagt mir die Wahrheit, ob Ihr mich nicht treu und aufrichtig befunden habt, und ob sich nicht Amor sehr bemühen muß, mich zu fördern.' S. 113 V. 15 ist gewiß für *m'ent,* dessen Stellung äußerst auffallend wäre, *nient*

zu schreiben, das ich auch auf der Photographie, die mir die Verfasserin freundlichst zusandte, ziemlich deutlich zu erkennen glaube; *nient* begegnet ja oft in R[1], R[2] als einsilbig. S. 116 V. 44 brauchte das handschriftliche *dui* in *au chief d'ui jors* nicht in *d'uit* geändert werden, da sich in R[1] auch *qui* =*cuit* findet, s. Archiv 136, 294 V. 14 und Anmerkung dazu. Der Ausdruck '8 Tage' ist übrigens gegenüber dem *deus mois* in V. 9 wenig genau. V. 55 l. *or* statt *oir* (Druckfehler). V. 64 paßt ein *je veil q'il en soit tes* gar nicht in den Zusammenhang. Ich hatte mir schon früher in meiner Abschrift dieser Partüre ausdrücklich angemerkt, daß *des* in der Hs. stünde, und das finde ich jetzt durch Einsicht in die photographische Wiedergabe bestätigt. Aber was bedeutet ein *des* hier? Bretel hatte im 1. Geleit Loucart als Schiedsrichter vorgeschlagen, aber damit ist R. de le Piere im 2. Geleit nicht einverstanden und weist auf Herrn Ermenfroi als den erfahreneren hin; man darf daher, wie mir scheint, auf den Gedanken kommen, daß *des*='Würfel' sei und daß der Satz heißen soll: 'Ich will, daß darüber (sc. wer der Schiedsrichter sein solle) ein Würfelwurf stattfinde.' Freilich kann ich die Wendung *estre des d'aucrien* bei Semrau nicht entdecken.

Straßburg. O. Schultz-Gora.

Dorothea Neumann, Der Artikel Genève des VII. Bandes der Encyclopädie. Berlin 1917. Dissertation. 143 S.

In einem ersten Teil untersucht die Verfasserin die Entstehung und Autorschaft des Artikels Genève der Encyclopädie. Durch eine Erwägung der äußeren Umstände, die für seine Entstehung in Frage kommen, wie namentlich durch eine eingehende Prüfung der in ihm selbst gegebenen Anhaltspunkte sucht sie den Anteil D'Alemberts und Voltaires an der Abfassung des Artikels abzugrenzen. Sie kommt zu dem Resultat, daß der Artikel das Ergebnis der Reise ist, die D'Alembert im Sommer 1756 zu Voltaire und nach Genf unternommen hat, daß er nicht in Genf, sondern in Paris, und zwar frühestens im Mai 1757 fertiggestellt worden ist und in seiner endgültigen Fassung von D'Alembert herrührt. Die Anlehnung an Voltairesche Gedanken oder Schriften, die sich für keinen Teil des Artikels ganz ablehnen läßt, tritt am stärksten in den Abschnitten über Religion und Theater in Genf zutage, so daß für diese Teile mit einer direkten Mitarbeiterschaft Voltaires zu rechnen sein wird.

Über die Schicksale des Artikels verbreitet der zweite und dritte Teil der Arbeit neues Licht und zeigt, wie der Artikel durch Rousseaus 'Lettre sur les spectacles' weiteren Kreisen bekannt wird, und wie er D'Alembert zum Rücktritt von der Arbeit an der Encyclopädie veranlaßt und infolge der Anfeindungen, die die Encyclopädie um seinetwillen erfährt, mit zu dem Verbot des ganzen Werkes führt. Anders als in Frankreich, wo der Artikel nur einen der vielen Streitpunkte im Kampf um die Encyclopädie bildet, stellt sich seine Aufnahme in Genf selbst dar: die Geistlichkeit der glaubensstarren Stadt schließt sich unter dem Eindruck der Kritik des Artikels und der mißtrauischen Haltung der Genfer Bevölkerung zu einem Protest gegen den die Religion betreffenden Teil zusammen. Rousseaus 'Lettre sur les spectacles' findet bei den Theaterfeinden der Stadt großen Beifall und führt, als dann die Verurteilung seiner Werke in Genf erfolgt, zu offenen Unruhen.

Noch tiefer greift der Artikel in die Beziehungen ein, die zwischen den führenden Literaten der damaligen Tage bestehen. Genauer, als wir es bisher wußten, erfahren wir nun, wie er Diderot mit D'Alembert und Rousseau und weiter auch Rousseau mit Voltaire entfremdet, während die

gemeinsame Arbeit an dem Artikel und der gemeinsame Kampf um ihn D'Alembert und Voltaire zu inniger Freundschaft verbunden haben.

Die Behandlung des dankbaren Themas, zu dem Heinrich Morf die Anregung gegeben hat, erfordert ein sorgfältiges Eingehen in eine ganze Reihe von Einzelfragen. Die Studie gehört mit zu den leider immer noch so spärlichen Untersuchungen, die zeigen, wie den vielen Problemen, die auf dem Gebiet der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts einer Lösung harren, nur auf dem Weg mühevoller, auf die verschiedensten Gebiete hinüberführender Kleinarbeit beizukommen ist. Die Verfasserin hat sich ihr mit Umsicht und Scharfsinn gewidmet und es verstanden, die Aufhellung der vielen Einzelfragen in den Dienst großer Zusammenhänge zu stellen. Das methodische Geschick, mit dem sie arbeitet, verdient ebenso Anerkennung wie die Zurückhaltung, mit der sie ihre Ergebnisse formuliert.

Marburg i. H. Kurt Glaser.

Fritz Reuel, Maupassant als Physiognomiker. Mit einer Einleitung über Theorie und Geschichte der Physiognomik. Marburger Dissertation. Marburg a. d. L., 1916.

Es ist sehr erfreulich, daß neuerdings zum Vorwurf einer eingehenden Spezialuntersuchung ein Forschungsgebiet genommen worden ist, das so alt ist wie die Menschheit selbst, dessen Bedeutung für die Literatur aber bisher, von wenigen Ausnahmen abgesehen, nicht gewürdigt wurde, obwohl es auch dem Literarhistoriker eine Fülle interessanter Probleme bietet: die Physiognomik. Fritz Reuel hat sich als dankbares Thema seiner Dr.-Dissertation erwählt, die Bedeutung Maupassants als Physiognomiker zu schildern. Dankbar nenne ich die Aufgabe, weil Maupassant in seiner doppelten Eigenschaft als objektiver Romanschriftsteller und scharfsinniger Menschenkenner besonders dazu befähigt erscheint, die Seele des Menschen nicht durch beschreibende Analyse zu erläutern, sondern sie durch Form, Gestalt, Bewegung, Mienenspiel usw., d. h. rein physiognomisch dem Leser zu entwickeln. In der Tat gewähren dieses Schriftstellers Werke eine reiche Ausbeute an physiognomischen Bemerkungen und Beobachtungen, die Reuel übersichtlich und ziemlich restlos mit feinem Verständnis zusammengestellt hat.

Diesem Hauptteil seiner Abhandlung hat er eine 'Theorie und Geschichte der Physiognomik' vorangestellt, in welcher er die allgemeinen Anschauungen bedeutender Männer, von Aristoteles bis Schopenhauer, über die Physiognomik darlegt, die Schwierigkeit der Materie, den Unterschied zwischen Physiognomik und Pathognomik beleuchtet und schließlich einen kurzen Überblick über die wichtigsten Zeugnisse physiognomischer Erkenntnis, von den Alten angefangen bis in unsere Zeit herauf, gibt. Diese allgemeine Übersicht ist, als die einzige, die bisher in solchem Umfange veranstaltet worden ist, wertvoll, steht aber nur in einem losen Zusammenhange mit dem eigentlichen Thema. Die lange Reihe physiognomischer Schriften, angefangen mit der berühmtesten des Altertums, des Aristoteles' *Φυσιογνωμονικά*, auf die sich ziemlich alle Nachfolger bis ins Mittelalter und weiter hinauf stützen, bis zu Lavaters denkwürdigen, die Werke der Vorgänger freilich weit übertreffenden 'Physiognomischen Fragmenten', stellen bewußte, aber mehr oder minder hilflose Versuche dar, die geheimnisvollen Beziehungen zwischen Äußerem und Innerem des Menschen aufzudecken und in einem System festzulegen, die aber auf wissenschaftliche Gewißheit und Gründlichkeit keinen Anspruch erheben dürfen. Wissenschaftliche Forschung im wahren Sinne des Wortes setzt erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein, mit Männern wie Gall, Huschke,

Carus, Virchow, Lombroso. Weder zu der pseudowissenschaftlichen Richtung der älteren Zeit noch zu den zu positiven Ergebnissen gelangenden Forschungen des vergangenen Jahrhunderts steht aber Maupassant, wie R. selbst zugeben muß, in irgendwelcher Beziehung. Die Physiognomik als Materie ist ihm völlig unbekannt geblieben. Seine physiognomischen Kenntnisse beruhen durchweg auf Intuition, auf direkter Analyse und Beobachtung des Menschen, die freilich, wie R. wieder zugestehen muß, mehrfach durch das Überwiegen des Gefühls, durch persönliche Sympathien und Antipathien an Objektivität einbüßen. Dieser Mangel in einem Gebiete menschlicher Erkenntnis, wo an sich schon stärker als sonstwo das 'errare humanum est' gilt, ist aber meiner Ansicht nach von ausschlaggebender Wichtigkeit für die Beurteilung seiner Bedeutung für die Literatur überhaupt. Ich bezweifle, daß wir aus dichterischen Werken eine wesentliche Förderung der Physiognomik im wissenschaftlichen Sinne zu erwarten haben. Wenn schon ein Schriftsteller wie Maupassant, dessen ganzes Streben auf strengste Unparteilichkeit in der Darstellung gerichtet ist, doch öfters von subjektiven Empfindungen getragen und durch konträre, ihm freilich unbewußte Einflüsse in seiner Objektivität gehindert wird, um wieviel mehr müssen wir derartige Einwirkungen bei anderen Schriftstellern voraussetzen, die nicht in so intensiver Weise die Natur und die Menschen belauschen, wie Maupassant, die nicht, wie er, den Hauptwert darauf legen. ein möglichst getreues Bild des menschlichen Lebens, der nackten Wirklichkeit zu geben, sondern die sich vornehmlich von ihrer Phantasie leiten lassen und infolgedessen mehr oder minder willkürliche Gestalten schaffen. Unter den konträren, eine objektive Auffassung hindernden Faktoren ist einer von besonderer Bedeutung: der in der Seele des Volkes förmlich eingewurzelte Glaube an die Wahrheit bestimmter physiognomischer Vorstellungen, die, sich gewissermaßen von Geschlecht zu Geschlecht vererbend, immer von neuem wiederkehren, ohne daß sie wissenschaftlich begründbar wären. Auch Maupassant ist in solchen allgemeinen populären Anschauungen in weit höherem Maße befangen gewesen, als es R. zugeben möchte.

So enthält seine physiognomische Darstellungskunst zunächst zahlreiche Berührungspunkte und Richtlinien, die den Vorstellungen, wie sie im französischen Mittelalter gang und gäbe waren, nahe verwandt sind. Das vornehmste Hauptgesetz der älteren Physiognomik, das 'Prinzip der Schönheit und Häßlichkeit', wie ich es in meiner Dissertation *Die volkstümlichen Anschauungen über Physiognomik in Frankreich bis zum Ausgang des Mittelalters* (*Rom. Forschungen* XXIX, Heft 2) nachgewiesen habe, ist freilich in seiner ursprünglichen primitiven Gestalt bei M. nicht mehr anzutreffen. Aber das andere Gesetz, das sich daran anschließt, die Auffassung, daß das Mittelmaß in allen Körperproportionen und -formen ein günstiges Zeichen des Charakters sei, während — und das ist die Hauptsache — alle außergewöhnlichen, das Durchschnittsmaß verlassenden physischen Merkmale auf irgendwelche bedenklichen Charaktereigenschaften hindeuten, begegnet auch in der Maupassantschen Darstellung wieder. So bringt er ganz allgemein ungewöhnliche und auffallende Kopf- bzw. Körperformen mit bizarren, unangenehm wirkenden Charakteren zusammen (vgl. Reuel S. 127). Schiefes Kinn, krummer Mund, schielende Augen, überhaupt schiefe Gesichts- und ungleiche Körperhälfte sind bei ihm durchaus ungünstige Charakterzeichen, desgleichen übermäßig große Hände und Füße, sowie roter Bart und auch das rote Haar, dessen Träger nicht bloß 'Kuriositäten und Zufälligkeiten' sind, wie Reuel meint, sondern vorwiegend unsympathische Menschen.

Zu diesen Charakteristiken, für welche die altfranzösische Literatur identische oder annähernd gleiche Vorbilder in Menge bietet, treten noch

zahlreiche weitere physiognomische Merkmale, die in der älteren Literatur ihre Parallele haben, so der Bart als Symbol männlicher Kraft und Stärke; in ähnlicher Bedeutung reicher, üppiger Haarwuchs mit dem gegenteilig wirkenden Zeichen der Kahlköpfigkeit usw. Raummangel verbietet mir leider, hier näher darauf einzugehen. Nur auf eine Eigenart der Darstellungsweise Maupassants, die auch Reuel aufgefallen ist, möchte ich hier noch aufmerksam machen: seine ausgesprochene Vorliebe für blondes Haar (R. S. 98—110). Er teilt sie mit Dichtern und Künstlern aller Zeiten und Völker. In der altfrz. Literatur sind alle guten Menschen, alle die wackeren Helden blondhaarig gedacht (vgl. m. Diss. S. 68); ebenso wird in der mhd. Dichtung nur das goldblonde Haar für schön und als Merkmal sympathischer Gestalten angesehen (vgl. A. Schultz, *Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger* [Leipzig 1889] I, 212, und Falke, *Die deutsche Tracht- und Modenwelt* [Leipzig 1858] I, 91). Die Vorliebe der Römer für blondes Haar ist bekannt, und selbst Homer stattet schon seine bevorzugten Helden wie Achilles, Menelaos, Odysseus mit blondem Haupthaar aus (Δ 183 ξανθὸς Μενέλαος; weitere Beispiele vgl. A 197, Ψ 141, ν. 399, 431). Unter den griechischen Göttern erscheint vor allem der Licht- und Sonnengott Apollo, sowohl bei Homer wie in der nachhomerischen Dichtung und Kunst, als lichte Jünglingsgestalt mit blonden Locken (vgl. darüber Buchholz, *Homerische Realien* [Leipzig 1873] II, 2, S. 175 ff.; III, 1, S. 123 ff., und Passow, *Griechisch-deutsches Wörterbuch* unter ξανθός). Es handelt sich hierbei eben um eine ursprüngliche, psychologisch leicht verständliche Erscheinung: das lichte Blondhaar gilt als Symbol taghafter, das dunkle oder schwarze Haar als solches nachthafter Naturen.

Derartige, immer wiederkehrende Vorstellungen, die in der Literatur und Kunst allmählich den Charakter von ästhetischen Prinzipien angenommen haben, finden sich bei allen Völkern und zu allen Zeiten. Sie zu sammeln, miteinander zu vergleichen und ihrem Ursprunge nachzugehen, wird für den Literar- und Kulturhistoriker eine dankbarere Aufgabe sein, als festzustellen, inwieweit sie sich mit den Resultaten wissenschaftlicher Forschung decken, zumal diese nicht über gewisse Ansätze (Kriminal-Anthropologie usw.) hinaus gediehen ist.

Was die Quellenfrage anlangt, so möchte ich heute nicht wie früher die Möglichkeit einer Beeinflussung in irgendwelcher Form durch die pseudowissenschaftliche Literatur der Antike von der Hand weisen. Das Gesetz des Mittelmaßes z. B. findet sich schon in der ältesten 'wissenschaftlichen' Abhandlung, den Φυσιογνωμονικά des Aristoteles (Kap. VI). Ob und inwieweit aber sonst im einzelnen volkstümliche Vorstellungen über Physiognomik, wie sie in dichterischen Werken zum Ausdruck gelangen, ihren letzten Ursprung der sogenannten wissenschaftlichen Physiognomik verdanken, d. h. den zahlreichen antiken Traktaten und ihren noch häufigeren Versionen ins Lateinische, Französische, Englische, Arabische, bleibt so lange noch unentschieden, bis genauere Untersuchungen darüber veranstaltet sein werden. Jedenfalls liegen hier noch zahlreiche Probleme, die ihrer Lösung harren.

Nur auf eins von ihnen will ich an dieser Stelle noch aufmerksam machen, das Reuel ebenfalls entgangen ist. Ein uraltes Mittel physiognomischer Darstellungskunst ist der Vergleich des Menschen nach Aussehen und Wesen mit Tieren. Von Aristoteles (Kap. I) hören wir, daß dieses Verfahren bereits von seinen Vorgängern angewendet wurde, gegen welches der griechische Philosoph zunächst polemisiert, um sich aber schließlich selbst seiner mit Vorliebe zu bedienen. Fast die ganze pseudowissenschaftliche Literatur der nachfolgenden Zeit ist in gleichen Anschauungen befangen, und massenhaft Beispiele dafür finden wir auch in den Werken der Dichter. Hierbei von vornherein eine Einwirkung der einen auf die andere

Richtung anzunehmen, ist nicht nötig, da es sich dabei um Vorstellungen handelt, die a priori in der Natur des Menschen begründet sind, und die einem allgemeinen Empfinden entspringen. Ist es doch psychologisch leicht erklärbar, daß der Mensch bei Charakterzeichnungen gern seine Vorbilder der Tierwelt entnimmt, weil einzelne Tierphysiognomien bei oberflächlicher Betrachtung eine gewisse Ähnlichkeit mit menschlichen aufzuweisen scheinen, worauf man sich für berechtigt hält, daraus auf eine Verwandtschaft des Temperaments oder sonstiger Eigenschaften zu schließen. Dieser ursprünglichen Anschauungsweise, deren Richtigkeit und Berechtigung sich sachlich nicht beweisen läßt, sondern die rein willkürlich ist (vgl. Wundt, *Physiologische Psychologie* [1911] III, 269), huldigt auch Maupassant. Sehr häufig wendet auch er, um eine physiognomische Charakteristik zu präzisieren, den Vergleich mit Tieren an. Aus der Fülle von Beispielen, bei denen vor allem Hinweise auf Affe, Fuchs, Wolf, Spinne und Nachtkauz eine Rolle spielen, zitiere ich nur zwei der markantesten. Er vergleicht z. B. einen gerissenen Schuldirektor in *La question du Latin* (in *Toine*) mit einem Affen: ... *l'an suivant, le patron, un petit homme rusé comme un singe, dont il avait d'ailleurs le physique grimaçant et grotesque.* — Die originellste Darstellung leistet er sich bei der Charakterisierung des alten dummen und verschüchterten Bauernehepaares in *La Maison Tellier*: '*la femme ... avait une physionomie de poule avec un nez pointu comme un bec*, und: *ils ressemblaient si absolument à des poulets que l'homme aux favoris blonds, en se relevant, leur fit dans le nez: co — co — rico.* Es handelt sich also bei ihm um eine Anschauung, die zwar uralt ist, zu der er aber, der von der Theorie und Geschichte der Physiognomik nichts wußte, nur auf Grund rein persönlicher Überzeugung gelangt war. Wie tief diese tatsächlich bei ihm eingewurzelt gewesen ist, habe ich aus einem seiner bisher noch nicht gesammelten kritischen Essais ersehen. In dem Aufsatz *Aux bains de mer* (*Gil Blas*, 6. Sept. 1887), in welchem er die Tennisspieler wegen ihrer ungraziösen Bewegungen verspottet, legt er schließlich das bemerkenswerte physiognomische Glaubensbekenntnis ab: *Leurs bonds, leur gestes, leurs élans révèlent aussitôt au passant effaré l'expression bestiale cachée en tout visage humain qui ressemble toujours à un type d'animal.*

Außer diesen Beobachtungen allgemeiner Art habe ich nur noch wenige Bemerkungen zu Reuels Arbeit anzufügen.

S. 16 ff. 'ethymologisch' mehrfach geschrieben, anstatt richtig 'etymologisch'.

S. 73/4. Die Namen pseudowissenschaftlicher Physiognomiker scheinen nicht durchweg korrekt angeführt zu sein, z. B. muß es heißen Chiaramonti statt Chiaramanti; *Giovanni* Ingegneri statt *A* Ing. Auch wären genauere Angaben über die Werke der betr. Autoren wünschenswert gewesen.

S. 82 ff. und 88 ff. Sehr gut sind R.s Ausführungen über Flauberts sowie Schopenhauers Einwirkungen auf Maupassant. Der Einfluß beider auf M. ist größer als man bisher angenommen hat. Die starke Abhängigkeit M.s von Flaubert habe ich zunächst in meiner Abhandlung *Die literarische Kritik Guy de Maupassants* (Suppl.-Heft VIII der *Zeitschrift f. frz. Spr. u. Lit.* 1914) nachgewiesen; weitere Belege dafür sowie den Nachweis naher Verwandtschaft M.s mit unserem deutschen Philosophen bringt meine zweite und abschließende Arbeit, die sich zurzeit in Druck befindet: *Die kritischen Essais G. de Maupassants (mit Ausschluß der literarischen Kritik).*

S. 95. Hier fehlt der früher erwähnte Nachweis über den Vergleich mit Tieren.

S. 111. Anm. (vgl. S. 133 Anm.). R. nennt Maupassants Kriegsnovellen

chauvinistisch. Ich kann dieser Auffassung nicht beipflichten, sondern bin mit Paul Mahn (*Biographie* S. 243) der Ansicht, daß diese Gattung Erzählungen nur die Tendenz verfolgen, die fürchterlichen Schrecken, die der Krieg über ein Land und seine Bewohner bringt, möglichst drastisch zu schildern. Auch hierüber wird meine zweite Abhandlung über M. weiteres Material beibringen.

S. 161/3. Die Übersetzung des Begriffes *homme-fille* mit 'Weib- oder Mädchenmann' trifft nicht den Kern der Sache. Aus der ganzen Art der Schilderung geht hervor, daß M. unter *fille* nicht schlechthin das Weib, sondern jene *charmantes drôlesses*, wie er selbst erklärt, meint, deren Verführungskünste und Fehler er seiner Nation zuerweist. Eine ausführliche Beurteilung dieses Problems ist gleichfalls in meiner zweiten Arbeit enthalten.

Dem Wunsche des Verfassers, mit der er seine kenntnisreiche Arbeit beschließt, daß sie zu weiteren Untersuchungen auf diesem Gebiete Anlaß bieten möge, können wir nur aus vollem Herzen beipflichten. Sie werden zwar wohl nicht in dem Maße, wie Verf. es hofft, die Physiognomik als Wissenschaft fördern, aber uns sowohl einen reichen Schatz volkstümlicher Anschauungen offenbaren, die teilweise wenigstens auf antike Quellen zurückgehen mögen, wie auch einen tiefen Einblick in das künstlerische Schaffen der Dichter aller Zeiten und Völker gewähren.

Leipzig. Fritz Neubert.

Lavinia Mazzucchetti, A. W. Schlegel und die italienische Literatur. Zürich 1917. Verlag von Rascher & Cie. 114 S. Kl.-8°.

Von einer italienischen Dame in deutscher Sprache geschrieben und von einem Schweizer Verlag mitten im Weltkrieg veröffentlicht, ist dieses Büchlein in mehreren Tageszeitungen als eine Tat nationaler Vorurteilslosigkeit gepriesen worden. Mit Unrecht. Denn wenn eine Italienerin, anstatt in ihrer schönen Muttersprache, in ungeschicktem und keineswegs fehlerfreiem Deutsch einen Gegenstand behandelt, der doch nur für Kenner der italienischen Literatur Interesse hat, so ist damit weder der Wissenschaft noch der Würde der Nationen sonderlich gedient. Dies hat Frl. Mazzucchetti selbst gefühlt, denn sie entschuldigt sich im Vorwort damit, daß ihre Arbeit schon vor Ausbruch des Krieges abgeschlossen war.

Im großen und ganzen ist es eine fleißige, aber etwas schülerhafte Leistung, deren Wert vor allem in der Zusammenstellung von Notizen über A. W. Schlegel und die italienische Literatur liegt. Neues zur Kenntnis oder zu einer vertieften Beurteilung Schlegels als Übersetzer, Kritiker, Gelehrter, Literarhistoriker und Mensch tritt dabei kaum zutage. Die Verf. hat zwar den umfangreichen ungedruckten Nachlaß Schlegels benutzen können, hat aber nennenswerte Ergebnisse nicht daraus gezogen, sei es, daß das Material zu unbedeutend, sei es, daß die Verarbeitung nicht gründlich genug war.

Wie so vielen Arbeiten der sogenannten vergleichenden Literaturgeschichte, so fehlt auch dieser die Klarheit und Einheit der Fragestellung. Sie will 'als bescheidene Vorbereitung gelten für die bis jetzt fehlende Abgrenzung und Wertschätzung des italienischen Elementes in der deutschen Romantik' — als ob eine solche Bewegung sich aus verschiedenen nationalen Elementen zusammensetzte. Besser wäre es gewesen, Schlegel, lediglich Schlegel zu ergründen an der Hand des von ihm bearbeiteten italienischen Materials und ihm von hier aus die Stelle anzuweisen, die ihm zukommt in der Geschichte der italienischen Philologie und in der der deutschen Übersetzungskunst. Statt dessen fragt die Verf. meistens nur, was und besonders wieviel Schlegel getan hat für eine Propaganda

Dantes, Petrarcas, Boccaccios, Ariosts, Tassos, Guarinis usw. in Deutschland. Sie kann sich nicht losmachen von jener leidigen, seit Jahren grassierenden Betrachtungsweise, der es darauf ankommt, die Eroberungen, Anerkennungen und Wertschätzungen zu verzeichnen, die eine nationale Literatur sich im Ausland erringt, ähnlich wie eine italienische Primadonna, die in Amerika oder Deutschland Gastrollen gibt. Man kann diesen Imperialismus in der Literaturgeschichte gar nicht genug verpönen. Die Verf. ist zwar nur teilweise darin befangen, aber immerhin genug, um die eigentlich literaturwissenschaftlichen Seiten ihres Themas darüber zu versäumen. Schlegel wollte nicht nur seinen Landsleuten, sondern der literarischen Kritik überhaupt den wahren Dante und Petrarca zeigen und hat den Italienern so gut wie uns und aller Welt den klassizistischen Star zu stechen mitgeholfen. Gerade von italienischen Gelehrten sind bemerkenswerte Ansätze gemacht worden zu einer Geschichte des Danteverständnisses und der Dantekritik, der Petrarca- und Ariostkritik. In diesen Entwicklungsreihen des philologischen und ästhetischen Verstehens hat Schlegel einen Platz, den die Verf. uns hätte näher bestimmen sollen. Dann wäre wohl auch der Schlegelsche Nachlaß ihr wertvoller und lebendiger geworden, und sie hätte sich fragen und uns mitteilen müssen, in welcher Weise denn eigentlich Schlegel die Ausgaben, Kommentare und Literaturgeschichten von Gesualdo, Velutello, Tassoni, Muratori, von Bembo und Crescimbeni, von Tiraboschi und Bettinelli usw. gelesen, ausgezogen, benutzt und verwertet hat und was etwa die späteren Literarhistoriker, De Sanctis, Bartoli, Gaspary usw. ihm zu danken haben.

Ganz konventionell und unzulänglich bleibt, was die Verf. über Schlegel als Übersetzer zu sagen weiß. Hier huldigt sie einem billigen Skeptizismus, der jede Geschichte der Übersetzungskunst unmöglich macht: 'Es ist nicht in meiner Absicht, eine genaue formelle und ästhetische Analyse der einzelnen Übersetzungen Schlegels hier zu geben. Einmal, weil das jedem Nichtdeutschen verboten bleibt, dann auch, weil das mir als eine etwas müßige Arbeit vorkommt, dem persönlichen Geschmack des Kritikers größtenteils überlassen.' — Wozu dann die verschiedenen Kapitel über Schlegels Übersetzungen?

Von Versehen, bibliographischen Lücken und Druckfehlern könnte ich, wenn das Papier nicht so teuer wäre, eine lange Liste geben.

München. Karl Voßler.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Allgemeines.

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XXIII, 1, 2. Juni 1917 [M. Haberlandt, Das Kaiser-Karl-Museum für österreichische Volkskunde. — E. Neweklowsky, Das westmontenegrinische Bauernhaus. — G. Vidossich, Istrianer Beleg für die Satorformel a. d. 17. Jahrh.]. 3., 4. Heft. Oktober 1917 [E. Kriechbaum, Das polnische Bauernhaus im Kreise Cholm. — E. Neweklowsky, Volkskundliches aus Westmontenegro. — L. v. Führer, Skizzen aus Montenegro. — A. Pfalz, Die Sette Comuni].

Haberlandt M., Völkerkunde. I. Allg. Völkerkunde. Mit 39 Abbildungen. 3. Aufl. (Sammlung Göschen, Bd. 73.) Leipzig, J. Göschen, 1917. 138 S.

Schulte, Werner, Abriß der Lautwissenschaft. Mit 12 Abbildungen. Leipzig, Reisland, 1917. VIII, 47. [Im Felde hat der Verfasser die phonetischen Grundprobleme, die ihn hinausbegleiteten, faßlich darzustellen gesucht und selbstgezeichnete Abbildungen beigefügt, um der verrufenen Phonetik die Trockenheit zu benehmen. Er beschreibt nicht bloß die Sprechorgane, sondern auch die Gehirnpartien, die beim Hören, Sprechen und Schreiben mitarbeiten, sowie die akustischen Eigenschaften der Sprachlaute, das Wesen der Klänge und Akzente, der Rhythmik und Melodik. Als ein Werkchen der Liebe erscheint und wirkt das Büchlein, das mit einem Anruf an die Natur beginnt und mit einem Zitat aus Goethe schließt.]

Schütz, A., Zur Psychologie der bevorzugten Assoziationen und des Denkens. (Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen IV, 4.) Leipzig, Teubner, 23. Jan. 1917. S. 187—254. [Versuche, wie sie Thumb und Marbe mit deutschen Begriffswörtern und den Assoziationen, die durch sie hervorgerufen werden, bisher gemacht hatten, stellte Schütz mit ungarischen Kindern und in ungarischer Sprache an. Er wählte sich Schüler vom Budapester Piaristengymnasium und übersetzte für sie die deutschen Reizwörter in die Fremdsprache; die Ergebnisse scheinen von den in Würzburg gefundenen nicht stark abzuweichen.]

Gropp, Friedrich, Zur Ästhetik und statistischen Beschreibung des Prosarhythmus. (Fortschritte der Psychologie, hg. von Marbe, IV, 43—79.) Leipzig, Teubner, 1916. [Verse und Briefstellen von Goethe sowie rhythmische Prosa von Hülsen und Schleiermacher wurden von mehreren Personen skandiert. Die Beobachtung galt dabei wesentlich der Zahl der Senkungssilben. Tafeln lassen sie bequem überschauen. Die verschiedenen Vortragenden variierten nur wenig. Meist beschränkten sich die Senkungen auf eine oder zwei Silben. Die Rhythmisierung fiel stark ins Ohr. — Ein Philologe hätte wohl noch auf andere Probleme geachtet, namentlich auf das Gewicht der Senkungswörtchen und auf den Zusammenhang der rhythmischen Stellen mit dem Inhalt. Immerhin verdient das ernste Bemühen, solche Stilverhältnisse höherer Art exakt zu beobachten, Anerkennung.]

Krüger, G., Die Fachbezeichnungen der Sprachlehre und ihre Verdeutschung. (Sonderabdruck aus des Verfassers Syntax der engl. Sprache. 2. Aufl.) Dresden, C. A. Koch (H. Ehlers), 1917. 43 S. Geh. M. 1.

Walzel, Oskar, Die Kunstform der Novelle. (Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, 29. Jahrg., 3. Heft, S. 161—184.)

Peper, Wilhelm, Die lyrische Dichtung. (Der Kunstschatz des Lesebuches.) 2. erw. Aufl. Leipzig, Teubner, 1916. 255 S. M. 4. [Die Sammlung 'Kunstschatz des Lesebuches' ist bestrebt, einerseits die Seele des Dichters erläuternd aufzuhellen, anderseits dem Lehrer den Zugang zur Seele des Kindes zu weisen. Zwei Werke dieser Art sind bisher erschienen, beide in

warmer und einsichtiger Art geschrieben und dementsprechend auch schon zu zweiter Auflage gelangt: die epische Dichtung ist von Ernst Weber, die lyrische im vorliegenden Werke so behandelt. Das Unternehmen ist ebenso dankenswert wie zeitgemäß; was nützt der Unterricht in der Poesie der Muttersprache, dieses noch gar nicht alte Erzeugnis unserer Pädagogik, wenn er durch Mangel an Geschmack die Jugend mehr abstößt als anzieht? Dieser Fehler ist hier sicherlich vermieden. Peper geht mit liebevoller Anempfindung ein auf den Gefühlsgehalt der Gedichte, ihre Bildlichkeit und ihre Gedanken, auf den Anhauch der Dichterpersönlichkeit, das Sprachliche und Musikalische, auch auf die materielle Form der Behandlung. Im einzelnen studiert er Menschen- und Volksleben, Naturlieder, Kindheit und Haus, Vaterland und Heimat — wobei Uhland das Wort führt —, Weihnachts- und Kirchenlieder, Klopstock, Schiller, Keller und Goethe. Neu hinzugekommen sind in der 2. Auflage mehrere Lieder aus den Kriegsjahren 1914/15. Diese Zutat zeigt bereits, daß der Verfasser aus der Beschaulichkeit, der wir uns vor dem Kriege noch ergeben durften, heraustrachtet in die Aufgabenfülle der Gegenwart. Weitere Entwicklung auf diesem Wege ist für unser ganzes Schulwesen unabweisbar. Warum neben der Epik und der Lyrik nicht auch der Biographie, der Geschichtschreibung und Reiseschilderung je einen Erläuterungsband widmen? Vielleicht haben wir bisher unsere Jugend zu sehr mit dem feinen Obst der Verse gefüttert und sollten ihr mehr von kräftiger Prosakost vorsetzen, damit sie Kenntnis von Menschen, Einrichtungen und Zuständen gewinne, überhaupt ein auf das Leben und dessen Anforderungen eingestelltes Wissen. In England ist dies längst mit Vorteil für die Bürgererziehung geschehen, und die Freude der Erwachsenen am Verselesen ist dabei nicht geringer, sondern größer geworden.]

von Thaler, Christine, Erziehungskunst. Wien u. Leipzig, A. Hartleben, 1914. 132 S. [Die Verfasserin hat ihr warm empfundenes Buch ihren Enkeln gewidmet. Sie beginnt die Kinderschulung mit einer Elternschulung, vergißt nicht, Frohsinn und Nervosität mitzubeachten, würdigt Gebet und Aufklärung und sagt namentlich Beachtenswertes über das Schulzeugnis. Gewöhnlich verrät schon das erste oder zweite Zeugnis, mit welchem Ehrgeiz, Fleiß und Können man es zu tun hat. Idealisten sind vor künstlichem Antrieb zu warnen. Schlechte Schulzeugnisse haben, was früher unerhört war, Kinder zu Selbstmord getrieben; verantwortlich dafür sind wohl weniger die Eltern als die Großstädte. Beispiel und Lehre von Fleiß als dem besten Mittel zu Preis wird ihre Arbeitslust und -kraft am ehesten stärken; aber die Verfasserin glaubt bei der modernen Jugend auch an den Einfluß klingender Belohnung. Sie ist durchaus nicht unbedingt gegen die Nachhilfe, denn das unbeaufsichtigte Kind tut seine Pflicht oft nur auf unrichtige Art. Manchmal aber nützt, wenn die Begabung einseitig ist, nichts als die Zeit — ist der Junge schlecht und recht durch die nötigen Klassen geschoben, so kommt er allmählich auf den Punkt, wo er seinem Dämon nachgehen darf. Die Verfasserin wandelt nicht auf philosophischen Pfaden, aber sie hat sich offenbar in die Kinderseele und auch in den Jammer vieler Eltern vertieft. Ihr letztes Wort gilt der Genügsamkeit, namentlich gegenüber dem eigenen Geschlecht, um die Frauen durch wirkliche Bildung zu heben.]

Speck, Johannes, Die wissenschaftliche und pädagogische Weiterbildung der akademisch gebildeten Lehrer. Leipzig, Quelle. 1917. XII, 143 S. M. 2,80. [Der Zusammenhang zwischen den höheren Schulen und der Universität ist in den letzten Jahren durch eine Reihe Faktoren eingeschränkt worden: die klassische Bildung hat abgenommen, die Anforderungen der Schule an die ganze Kraft des Lehrers sind gewachsen, der Krieg hemmt die wissenschaftliche Vertiefung, die Buntheit des modernen Kulturtreibens zerstreut die Geister, und nicht zum mindesten hat, wie sich Speck S. 123 ausdrückt, 'die Beförderung nach dem Dienstalter den Stand zwar fest zusammengeschlossen,

dafür aber zugleich nach oben hin einen nicht leicht zu überschreitenden Abschluß geschaffen — in ihr liegt der wesentliche Grund, daß die Kluft zwischen Universität und Schule immer größer geworden ist'. Wenn die Beförderung nicht mehr nach wissenschaftlichen, überhaupt nicht nach geistigen Leistungen mehr erfolgt, so ist ein starker Antrieb fortgefallen, der früher den Schulmann in seinen freien Stunden zu Büchern und zur Feder zwang. Es ist zu erwarten, daß dafür mit der Zeit die einträgliche Tagesschriftstellerei bei den Herren von der höheren Schule um sich greift, was, wenn feinsinnig betrieben, auch kein Unglück wäre. Speck aber hat noch den wissenschaftlichen Idealismus der älteren deutschen Oberlehrer in sich, der durch Forschungs- und Darstellungsmühen sich innerlich frisch und reich und hochachtenswert erhielt. So sinnt er auf Mittel, um die Fortbildung des Schulmannes im akademischen Sinn zu fördern. Er empfiehlt den Ausbau der Ferienkurse und wünscht für sie ein mehr zusammenfassendes Programm. Zur Unterstützung seines Wunsches wäre anzuregen, daß man diese Kurse umsichtiger als bisher organisiere, daß die Vorträge nach einem systematisch ausgearbeiteten Prospekt gehalten werden, der den Hörern eigene Vorbereitung nahelegt, daß die Übungen zu forschender Weiterarbeit hinleiten, und daß größere schriftliche Leistungen, die daraus erwachsen, später noch zu Besprechung und Anerkennung gelangen können. Eine solche Hebung der Ferienkurse wäre allerdings nur möglich, wenn der Plan dazu vorher in einer gemeinsamen Beratung von Männern der höheren Schule und der Universität festgestellt würde. Auch die Wünsche der Teilnehmer könnten dabei gehört und berücksichtigt werden. Man hat diese Kurse bisher entschieden zuwenig ernst genommen, zuwenig organisiert, zuwenig den wirklichen Bedürfnissen der Teilnehmer angepaßt, vielleicht auch zuwenig für ein sichtbares Zeichen tüchtiger Mitarbeit gesorgt. Wenn das Gehalt lediglich dem Alter folgt, so sollte wenigstens die Ehre nach dem Fleiße sich abstufen! — Es ist Speck nicht entgangen, wie schwer es dem Schulmann an den meisten Orten fällt, sich die nötigen Bücher zu verschaffen. Er beantragt mit Recht eine wesentliche Vermehrung der wissenschaftlichen Büchereien. Könnte dies nicht in der Form eines regelmäßigen Leihverkehrs bestehen? Könnten nicht die Männer eines und desselben Faches innerhalb einer Provinz sich eine Leihkiste leisten, die im Laufe eines Jahres von Anstalt zu Anstalt wandert und deren Inhalt schließlich versteigert wird? Könnten nicht Vereine und Standesvertretungen eine solche Einrichtung betreuen? Auch müßten von akademischer Seite mehr beschreibende Jahresberichte vorgesehen werden, wie sie z. B. Max Förster in den letzten Jahren über die Shakespeare-Literatur im Shakespeare-Jahrbuch gegeben hat und wie sie jetzt das Goethe-Jahrbuch auch geben will. Die Beschaulichkeit der Universitätsprofessoren wird zwar darunter leiden, aber die Fruchtbarkeit der Sache ungemein gewinnen. — Was einzelne Fächer betrifft, ist es ein sehr richtiger Gedanke von Speck, wenn er für die Oberlehrer der klassischen Philologie archäologische Kurse in Trier fordert, S. 63, für die der neueren Fremdsprachen auch Theateraufführungen. Ja, warum sollten Neusprachler nicht selbst in französischem oder englischem Idiom ein Stück aufführen? Wenigstens die Sprechmaschine sollte ihnen Texte in der betreffenden Sprache reichlich und eindringlich zu Gehör bringen; wenn man vorher die Aufmerksamkeit der Hörer auf gewisse phonetische oder rhetorische Probleme einstellt, ihnen dann jeden Satz in häufiger Wiederholung vorführt, sie selbst die Sätze mit- und nachsprechen läßt, die mechanische Reproduktion also mit geistiger Produktion begleitet und durchdringt, so lassen sich solche Stunden sehr interessant gestalten. Die Sprechmaschinen-Gesellschaft Odeon hat gerade noch vor dem Kriege eine Menge englischer Texte gut aufnehmen lassen, die uns jetzt sehr fördern können. Die Maschine ist bekanntlich unermüdlicher und treuer im Wiederholen von Sätzen als irgendein Vortragskünstler, und überdies hat man für

Maschinenaufnahmen meist einen hervorragenden Sprecher gewonnen, wie man ihn lebendig selten bei dem Ferienkurs vorführen kann. — Noch viele beherzigenswerte Vorschläge hat Speck gemacht, die der Fürsorge weiser Unterrichtsverwaltungen, aber auch eifriger Lehrervereine wärmstens zu empfehlen sind. Sein Büchlein atmet eine Begeisterung, die anspornt und ermutigt. Möge es viel gelesen und kräftig in Taten verwandelt werden!]

Falckenberg, R., Hilfsbuch zur Geschichte der Philosophie seit Kant. 3. verm. Aufl. Leipzig, Veit, 1917. VIII, 88 S. Geb. M. 2.

Hilka, Alfons, Zur Alexandersage. Zur Textkritik von Alexanders Brief an Aristoteles über die Wunder Indiens. (Jahresbericht des Kgl. kath. St.-Matthias-Gymnasiums zu Breslau. 1919. XX S.)

Németh, J., Türkisch-deutsches Gesprächsbuch. (Sammlung Göschen, Bd. 777.) Leipzig, Göschen, 1917. 106 S. Geb. M. 1.

Neuere Sprachen.

Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie. XXXVIII, 3. 4. März u. April 1917 [Behaghel: Kock, Die Skeireins. Text nebst Übersetzung und Anm. — Golther: Haupt, Zur nd. Dietrichsage. — Golther: Friese, Thidreksaga und Dietrichsepos. — Behaghel: Konrad v. Meyenbergs Deutsche Sphaera, hg. v. O. Matthaei. — Behaghel: Die Pilgerfahrt eines träumenden Mönchs, hg. v. A. Bömer. — Behaghel: Lucidarius, hg. v. F. Heidlauf. — Behaghel: Lindemann, Versuch einer Formenlehre des Hürnen Seyfrid. — Götze: Kluge, Deutsche Namenkunde. — Sulger-Gebing: Wahl, Geschichte des Teutschen Merkur. — Faber: Bächtold, Volkskundliche Mitteilungen aus dem schweizerischen Soldatenleben. — van Hamel: Die Historie van Christoffel Wagenaar, hg. v. J. Fritz. — Koch: Korsch, Chaucer als Kritiker. — Kohlund: Binkert, Historische Romane vor Scott. — Paterna: Hofmann. Studien zum englischen Schauerroman. — Fischer: Sherard, The real Oscar Wilde. — Hilka: Hänseler, La vie Saint Joce. — Jordan: Winkler, Die Lieder Raouls von Soissons. — Olschki: Schiffer, Tassoni in Frankreich. — Streuber: Drewes, Gemütsbewegungen und Charakteranlagen bei Rabelais. — Minckwitz: Leuschner, Antoine Furetière und sein Streit mit der Akademie. — Voßler: Wacker, Das Verhältnis von Dialekt und Schriftsprache im Afrz. — Lerch: Treder, Die Verbindung von *avoir* und *être* mit intransitiven Verben. — Meyer-Lübke: Tappolet, Zur Etymologie von Huguenot. — Goldschmidt: Tappolet, Die alemannischen Lehnwörter in den Mundarten der französischen Schweiz. — Wiese: Misteli, Die italienische Novelle]. 5. 6. Mai u. Juni [Spitzer: Voßler, Form und Bedeutung. Die Grundlagen der Sprachwissenschaft. — Götze: Schramm, Schlagworte der Alamodezeit. — Behaghel: Heinrichs, Der Heliand und Haimo von Halberstadt. — Behaghel: Uudolf v. Ems' Weltchronik, hg. von Ehrismann. — W. Wagner: Bürgers Gedichte, hg. von Consentius. — Sulger-Gebing: Schulhof, Eichendorffs Jugendgedichte. — Jung: Leppmann, Thomas Mann. — Ackermann: Sieper, Shakespeare und seine Zeit. — Ackermann: Morsbach, Zur Charakteristik der Persönlichkeit Shakespeares. — Kohlund: Schiller, Th. O. Davis, ein irischer Freiheitssänger. — Fischer: Bock, W. Paters Einfluß auf Oskar Wilde. — Meyer-Lübke: Haas, Französische Syntax. — Hilka, Der afrz. Yderroman, hg. von Gelzer. — Gerold: Hühne, Die Oper Carmen als ein Typus musikalischer Poetik. — Voßler: Appel. Bernart von Ventadorn. — Appel: Hoby, Die Lieder des Trobadors Guiraut d'Espanha. — M. L. Wagner: González Obregón, Estados Unidos Mexicanos. Publicaciones del Archivo General]. 7. 8. Juli u. August [Béla Zolnai, Arbeiten zur deutschen Philologie, hg. von G. Petz. J. Bleyer und H. Schmidt, Heft 1—16. — Behaghel: Kudrun, hg. von B. Symons. 2. Aufl. — Behaghel: Das Väterbuch, hg. von K. Reißenberger. — Behaghel: Klaus Groth, Briefe über Hochdeutsch und Plattdeutsch. — Streuber: Köhler, Die Lyrik Max von Schenkendorfs. — Abt: Tardel, Zwei Liedstudien. — van Hamel: Lecontere, Inleiding tot de

Taalkunde an de Geschiedenis van het Nederlandsch. — Golther: de Vries, Studien over faerösche Balladen. — Horn: Albrecht, Der Sprachgebrauch des Dialektdichters Ch. E. Benham zu Colchester in Essex. — Jung: Winther, Das gerettete Venedig. Eine vergleichende Studie. — Ullrich: Pizzo, Miltons Verlorenes Paradies im deutschen Urteil des 18. Jahrh. — Kohlund: Jiriczek, James Macpherson's Fragments of ancient poetry in diplomatischem Neudruck. — Minckwitz: Kabilinski, J. Grimm als Romanist. — Meyer-Lübke: C. Celsi quae supersunt, recensuit F. Marx. — Meyer-Lübke: Quinti Sereni liber medicinalis edidit F. Vollmer. — Meyer-Lübke: Marcelli ,de medicamentis liber recensuit M. Niedermann. — Minckwitz: Beyer, Französische Phonetik. 4. Aufl. — Spitzer: Haupt, Infinitivsätze im Frz. — Hilka: Andresen, Eine afrz. Bearbeitung bibl. Stoffe. — Jordan: Cullmann, Die Lieder und Romanzen des Audefroi le Bastard. — Curtius: Smith, Balzac and the short-story. — M. L. Wagner: Bertoni, Italia Dialettale. — Weber: Voßler, Ital. Literatur der Gegenwart von der Romantik zum Futurismus. — von Wartburg: Salvioni, Ladinia e Italia]. 11. 12. November u. Dezember [Goetze: Baeseke, Wie studiert man Deutsch. — Behaghel: Naumann, Althochdeutsches Lesebuch. — Reinhold: Ernst, Floire und Blantscheflur. — Reinhold: Decker, Flos unde Blankeflos. — Behaghel: Aron, Die 'progressiven Formen' im Mhd. und Frühnhd. — Behaghel: Reis, Die deutsche Mundartdichtung. — Helm: Bücher, Die Berufe der Stadt Frankfurt a. M. im Mittelalter. — Götze: Bächtold, Die Flurnamen der schaffhauserischen Enklave Stein am Rhein. — Rauch: Brandt, Goethe und die graphischen Künste. — Sulger-Gebing: Stammler, Matthias Claudius, der Wandsbecker Bote. — Schücking: Tatlock, Troilus and Cressida. — Ackermann: Bieber, Der Melancholikertypus Shakespeares. — Ackermann: Ackermann, Der Seelenglaube bei Shakespeare. — Hilka: Kjellmann, Une version anglonormande inédite du miracle de S. Théophile. — Spitzer, Kjellmans 'la fièvre lui a pris'. — Minckwitz: Kersten, Voltaires Henriade in der deutschen Kritik vor Lessing. — Lerch: Coleman, Flaubert's literary development. — Lerch: Fay and Coleman, Sources and structure of Flaubert's Salambô. — Lerch: Blossom, La composition de Salambô. — Lerch: Lehmann, Die Formelemente des Stils von Flaubert. — Heiss: Glaser, G. Rodenbach, der Dichter des toten Brügge. — Appel: Kolsen, Dichtungen der Trobadors. — Stengel: Adams, Word-Formation in Provenzal. — Wagner: Trauzzi, Aree e limiti linguistiei nella dialettologia italiana moderna. — Abt: Wagner, Il Malocchio e credenze affini in Sardegna. — v. Wartburg: Walberg, Trascizione monetica di tre testi alto-engadini]. XXXVIII. 9. 10. September u. Oktober 1917 [Körner: Benz, Blätter für deutsche Art und Kunst I bis IV. — Körner: Burdach, Deutsche Renaissance. — Spitzer: Kluge, Germanisches Reckentum. — Behaghel: Naumann, Kurze historische Syntax der deutschen Sprache. — Behaghel: Hodler, Beiträge zur Wortbildung und Wortbedeutung im Berndeutschen. — Götze: Fritz, Das Volksbuch vom Doktor Faust. — Götze: Fritz, Das Wagner-Volksbuch im 18. Jahrh. — Körner: Mazzuchetti, A. W. Schlegel und die italienische Literatur. — Behaghel: Overdiep, De vormen van het aoristisch praeteritum in de middelnederlandsche epische poezie. — Koch: Bihl, Die Wirkungen des Rhythmus in der Sprache von Chaucer und Gower. — Koch: Joerden, Das Verhältnis von Wort-, Satz- und Versakzent in Chaucers Canterbury Tales. — Pfandl: Gálvez, Guevara in England. — Spitzer: Schuchardt, Zu den romanischen Benennungen der Milz. — Spitzer: Melander, Etude sur magis et les expressions adversatives dans les langues romanes. — Golther: Meyer, Isoldes Gottesurteil in seiner erotischen Bedeutung. — Jordan: Carlé, Der altfranzösische Dichter Garnier von Pont-Saint-Maxence. — Glöde: Blatz, Die Aufnahme der Nouvelle Héloïse in der frz. Literatur des 18. Jahrh. —Haas: Dupuy, Alfred de Vigny. — Stiefel: Lope de Vega, La moza de Cantaro. Ed. by Madison Stathers. — Gartner: Bertoni, Letteratura ladina dei Grigioni].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde. XX. Festschrift für Eduard Hoffmann-Krayer, hg. im Auftrage des Vorstandes von Hans Bächtold, Basel. Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde. Straßburg i. E., Trübner, 1916. VII, 542 S. [Dem hochverdienten Forscher auf dem Gebiete der Volkskunde ist hiermit ein stattlicher Ehrenband beschaffen worden, wie am besten ein Inhaltsverzeichnis zeigen wird: Aarne, Eine bemerkenswerte Volksliederpublikation. — Bächtold, Zum Ritus der verhüllten Stände. — Becker, Gebetsparodien. — Bertholet, Landbau und Altes Testament. — Bohnenberger, Allerlei Volkskundliches von den Ennetbirgischen Wallisern. — Bolte, Jörg Zobels Gedicht vom geäfften Ehemann. — Brandstetter, Die Katze im Schweitzerdeutschen und im Indonesischen. — Buß, Persönliche Erlebnisse auf dem Gebiet des Aberglaubens. — Cock, Een weeroog. — Corso, La Scapigliata. — Decurtins, Eine rätoromanische Ballade. — Dübi, Jak. S. Wyttenbachs Versuch einer Schweizerischen Volkskunde. — Eberle, Zur Kenntnis des Volkstheaters im Oberwallis. — Fehrle, Zum Verhüllen im deutschen Volksglauben. — Feilberg, Das Meer. — Forcart Bachofen, Einige Soldatenlieder aus der Zeit der Zuzuger. — Gauchat, Deux paillasses. — Geiger, Zum Kiltgang. — Greyerz, Aus dem Volksliederschatz der Berner Stadtbibliothek. — Helm, Die Häufung der Zaubermittel. — Höhn, Der Kropf im schwäbischen Volksglauben und in der Volksmedizin. — Keßler, Das festliche Jahr in Wil. — De Vasconcellos, Uma cantiga popular portuguesa. — Meier, Ein Schifflein sah ich fahren, Kapitän und Leutenant. — Mercier, Jeux populaires d'enfants à Genève: La corde. — Pilsudzki, Almenviehzucht im Tatra-Gebirge. — Pult, Volksbräuche und Volkswohlfahrt. — Rossat, Les 'fôles'. — Rütimeyer, Über einige archaistische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen. — Sarasin. Von der Mühll, Beschreibung einer Hochzeit in New York. — Sartori, Diebstahl als Zauber. — Singer, Alte schweizerische Sprichwörter. — Stauber, Die Schatzgräber im Kanton Zürich. — Sydow, Ein Märchen von Perault und seine Urform. — Waser, Volkskunde und griechisch-römisches Altertum. — Wymann, Die Gersauer Karfreitagsprozession von 1696. — Zahler, Vom Lugitrittli. — Zindel-Kressy, Volkskundliche Anekdoten aus dem Sarganserland. — Delachaux, Un artiste paysan du pays d'Enhaut, J. J. Hauswirth. — Alphabetisches Sachregister.] XXI, 1. 2, 1917 [W. Bruckner, Eine Namenbildung der Basler Schülersprache und etwas von lebendiger Wortbildung in der Mundart von Basel-Stadt. — — Th. Delachaux, Divers types de serrures de bois des Alpes. — F. Ungricht, Das Schnurweben im Bezirk Andelfingen. — W. Hopf, Aberglauben im Kanton Bern vor 90 Jahren. — S. Schlatter, Vom Schweizerhaus]. Heft 3 [C. Helbling, Die Knabenschaften in Rapperswil. — M. Gabbud, Jeux et divertissements du Val de Bagnes. — A. Stückelberg, S. Mirus. — S. Meier, Volkstümliches aus dem Frei- und Kelleramt].

The journal of English and Germanic philology. XV, 2. April 1916 [Articles: H. W. Puckett, Elementargeister as literary characters in the Middle High German epic. — E. Feise, Schillers 'Lied von der Glocke' nach seiner metrischen und melodischen Form. — H. W. Nordmeyer, Deutscher Buchhandel und Leipziger Zensur, 1831—48. — A. M. Sturtevant, A study of the Old Norse word '*regin*'. — W. Chislett, Stevenson and the classics, 1850—94. — John S. Kenyon, Further notes on the marriage group in the Canterbury Tales].

Neophilologus. II, 2. 1917 [van Haeringen, Over het grammaties geslacht. — Busken Huet, La Granida de Hooft. — Jeanroy, Les débuts de la poésie lyrique courtoise. — van der Elzt, Notes généalogiques sur la famille de Jean van der Noot. — Gallas, Les origines du roman réaliste du XIXe siècle. — van Wijk, De oŭdprŭscese en germaanse genitivus en dativus singulares van de a-stammen. — Frantzen, Die germanische und die hd. Lautverschiebung. — Freiligrath als Gelegenheitsdichter. — Zeitlin, The English verbal as

adverb. Swaen, Messrs. Liptons. — Barnouw, Jan Splinters testament. — Meibergen, Captain Swood and Captain Pen by Leigh Hunt. — De Wilde, Something about Bernard Shaw]. 3 [S. Eringa, Duc de Meere et la seconde renaissance française. — W. van der Wijk, L'emploi de consonnes doubles dans la première édition du dictionnaire de Richelet. — E. J. J. Messing, Das Suffix *-schaft* (engl. *-ship*, nl. *-schap*) nach Ursprung und Entwicklung; Wirtschaft, Wirt, I. — G. van Poppel, Realien zu Walther von der Vogelweide. — H. Poutsma, Hendiadys in English. — W. van Dooyn, Op verkenning I]. III. 1 [L. Bouman, La diphthongaison des voyelles accentuées libres en vieux français. — K. Sneyders de Vogel, Une passion du 14me siècle. — J. W. Marmelstein, Autour d'un débris de vieux lexique. — G. G. Kloeke, De besefening der Duitsche dialectkunde I. — A. Frantzen, Het alliteratievers. — C. Boer, Noy een word over gotisch *Nawis*. — Jan de Vries, Nederduitsche volksliedern in de Þiđreksaga I. — E. Kruisinga, Bijdragen tot de Engelsc Spraakkunst II. — B. Broers, Rabindranath Tagore]. II, 4 [J. Schrijnen, Het woord dal en zijn maagschap. — N. van Wijk, Naar aanleiding van de tweede Oudpruisiese Katechismus. — A. Borgeld, De romance van 1780 tot 1830. — K. Sneyders de Vogel, Verbes pronominaux. — C. Brouwer, La question du si dit 'concessif'. — C. de Boer, Une victime de Madame de Montespan. — C. Boer, Gotisch *Nawis*. — C. Boer, Over *i*- en *u*-syncope in het Gotisch. — J. Messing, Das Suffix *-schaft* (engl. *-ship*, ndl. *-shap*) nach Ursprung und Entwicklung; Wirtschaft, Wirt. II. — W. Viëtor, Dialektfreies Deutsch. — H. Poutsma, Hendiadys in English II. — A. van Herk, Chauceriana I. — G. Dudok, Is Shakespeare Bacon?].

Edda, Nordisk tidsskrift for litteratur forskning. Kristiania, Aschehoug & Co. 1—3, 1916 [C. Collin, Fra Shakespeare-tidens idéakmp. — N. Møller, Shakespeare ved sit Arbejde. — J. Mortensen, Hamlet. — V. Grønbech, Shakespeare og det førshakespeareska dramas. — C. H. Herford, Shakespeare's treatment of love and marriage. — Ch. Bastide: La France et les Français dans le théâtre de Shakespeare. — M. L. Gothein: Der lebendige Schauplatz in Shakespeares Dramen. — W. P. Ker, A note on the form of Shakespeare's comedies. — O. Walzel, Aufzugsgrenzen in Dramen Shakespeares. — Timm Jønsson, Shakespeare i Island. — W. B. Clairns, Shakespeare in America].

Flügel memorial volume. Containing an unpublished paper by Prof. E. Flügel, and contributions in his memory by his colleagues and students (Leland Stanford Junior University publications University series). With portrait. Stanford University, California. Published by the University. 1916. 232 S. [Die amerikanischen Kollegen und Schüler Flügels haben ihm pietätvoll diesen Erinnerungsband geweiht zufolge einem Beschluß der Stanford University Philological Association vom Dezember 1914. Voran steht sein Bild und eine biographische Skizze, dann sein nachgelassener Artikel 'The history of English philology', 35 Seiten in englischer Sprache, am besten für die Zeit vor 1600, aus der manches zu Wülkers Grundriß nachzutragen ist. Voll Anerkennung handelt dann Briggs über 'Dr. Flügel as a scholar' und fügt eine Liste seiner Veröffentlichungen bei. Die übrigen Artikel sind: Allen, The 'comedia que trata del Rescate del alma' and the 'Gayferos' ballads. — Briggs, 'Cynthia's revels' and Seneca. — Carruth, Bryant's 'A presentiment' and Goethe's 'Der Erlkönig'. — Chislett, On Shakespeare's Julius Caesar. — Cooper, Literary sources of Goethe's 'Urtasso'. — Elmore, The use of *stare* in Horace satires I, 9, 39 and Juvenal I, 149. — Espinosa, Traditional ballads from Andalusia. — Fairclough, The meaning of *caelum* in the sixth book of the 'Aeneid'. — Gray, The authorship of 'Titus Andronicus'. — Hempl, The Hittite text on the Tarcondemus boss. — Hill, A new emotional effect in tragedy. — Hilmer, The main source of speech-sounds and the main channels of thein spread. — Johnston, Notes on 'floire et Blancheflor'. — Kennedy, French culture and early M. E. forms of

address. — Murray, The life of Theocritus. — Rendtroff, The decay of German literature in the thirteenth century. — Tatlock, Puns in Chaucer.]

Karsberg, Sven, et Arvid, Gabrielson, Aperçu bibliographique des ouvrages de philologie romane et germanique publiés pas des Suédois de 1913 à 1916. (Studier i modern språkvetenskap VI.) Uppsala, Almqvist & Wiksells boktryckeri-A.-B., 1917. S. 317—341. [Der Fleiß und die Vielseitigkeit der schwedischen Neuphilologen wird durch diese Zusammenstellung ihrer Leistungen in den letzten drei Jahren sehr deutlich.]

Brøndal, Viggo, Substrater og laan. I Romansk og Germansk. Studier i Lyd-og Ordhistorie. Kjobenhavn, Gad, 1917. XVI. 215 S. [Mit weitem Ausblick auf die romanischen und germanischen Sprachen wird hier das Verhältnis heimischer und entlehnter Wörter erörtert, im Hinblick auf Volk, Kultur und Individuum. Den Anglisten werden besonders interessieren die Paragraphe über *barley, cinders, noel, play, plough, purse, put, screen, shoal.*]

von Weilen, Alexander, Der Spielplan des neuen Burgtheaters, 1888 bis 1914. Vorwort. Wien, Literarischer Verein, 1916. 31 S. [Eine lehrreiche Zusammenstellung; es ist zu hoffen, daß sie der Verfasser, wie er S. 4 andeutet, für die ganze Zeit des Burgtheaters ergänzt. Er beginnt mit dem 14. Oktober 1888, weil damals das neue Burgtheater eröffnet wurde, und geht herunter bis zum 28. Juli 1914, wo die Ermordung des Thronfolgers die Aufführungen für geraume Zeit abbrach. Rechnet man die Klassikeraufführungen ab, weil sie stets zum eisernen Bestand eines Hoftheaters gehören, so zeigt sich, daß auffallend wenig Werke aus dem alten Haus in das neue übersiedelten: speziell von Shakespeare wurden 'Richard III.', 'Antonius', 'Sommernachtstraum', 'Coriolan' und 'Der Kaufmann von Venedig' allmählich wiederholt. Die Zugkraft des Burgtheaters beruht auf dem Erfolg, den die Novitäten des Jahres selbst und der beiden Vorjahre erringen. Im genannten Zeitraum hat es kein Stück auf 100 Aufführungen gebracht; die meisten, 92, erreichte Ohnets 'Hüttenbesitzer', 80 Freytags 'Journalisten'; unter den Klassikern steht obenan 'Faust I' mit 68 Aufführungen, dann 'Maria Stuart' mit 62, 'Hamlet' mit 60. Nach den ersten Aufführungen wurden verboten: Hauptmanns 'Rose Bernd', Fuldas 'Sklavin' und Schnitzlers 'Grüner Kakadu'. In neuerer Zeit verliert das Burgtheater die einst ihm eigene Kraft, sich Werke dauernd zu erhalten, wie dies unter Laube durch kluge Schonung und Wiederansetzung gelungen war, und es nähert sich dem System der Serienabspielung, wie es an den führenden Berliner Theatern üblich ist. Ob es sich um Lustspiele oder Trauerspiele handelt, macht dabei keinen wesentlichen Unterschied; viel mehr wirkt in Wien das Ausscheiden oder der Tod des Darstellers, der die Hauptrolle gibt. Das Lustspiel hat früher mehr geblüht als das Schauspiel oder Trauerspiel und ist noch jetzt etwas in der Mehrzahl; gäbe es mehr gute Lustspieldichter, so würde das alte Übergewicht bald wiederhergestellt sein; nimmt bei den deutschen Dichtern der Humor ab? — Wer dem Burgtheater Ausländerei nachsagt, tut ihm unrecht. Immer ist das deutsche Stück mehr gepflegt worden als das fremdländische, und in der letzten Zeit ist das noch stärker zu beobachten. Wenn die Zahl der französischen Aufführungen im Jahre 1876/77 emporschnellte, so kam dies durch den Erfolg von Fromont und Risler. Nur Shakespeare hält sowohl in der Zahl der Stücke als in der Zahl der Aufführungen die allererste Stelle fest, mögen auch unbekanntere Werke von ihm mißglücken und seine Lustspiele gänzlich von der Bühne verschwinden. Die *tragédie classique* wird gar nicht mehr gespielt, Molière hier und da in einer Erneuerung, aber Shaw und Wilde haben sich in den letzten Jahren eine feste Stellung errungen, so wie Ibsen. Strindberg fehlt noch ganz. Es ist ein gut Teil Geschmacksgeschichte, was aus dieser Statistik hervorgeht, und sie gereicht der Wiener Gesellschaft nicht zur Unehre.]

Die Denkschrift des preußischen Kultusministeriums über die Förderung der Auslandsstudien. (Intern. Monatsschrift XI, 1. Februar 1917, 513—532.) Leipzig, Teubner. [Zum ersten Male, seitdem die neueren Sprachen Gegenstand des höheren Unterrichts sind, weist ihnen die preußische Unterrichtsverwaltung höhere Ziele. Es tut wohl, solch sachliche Richtschnur zu erhalten. Zielklarheit erhöht immer den Arbeitseifer. Noch erfreulicher ist der Inhalt der Denkschrift im einzelnen. Auslandkunde soll mehr gepflegt werden, nicht bloß um das beständig wachsende Personal für den auswärtigen Dienst und die privaten Kaufleute, die hinausziehen wollen, mit praktischen Kenntnissen zu versorgen, sondern noch mehr: das politische Denken der heranwachsenden Generation soll um eine neue Note erweitert, der junge Deutsche politisiert werden. Fortleben wie bisher sollen die Ideen von Weimar und die Zucht von Potsdam; aber auch die Konsequenz des Grundsatzes ist zu ziehen: 'Unser Feld ist die Welt'. Rückhaltlos wird zugegeben, daß sich während des Krieges oft eine traurige Beurteilung außenpolitischer Fragen nach innenpolitischen Gesichtspunkten, ja geradezu Urteilslosigkeit gezeigt hat; dies Übel, durch Jahrhunderte in unserer Geschichte zu verfolgen, kann 'nur überwunden werden, wenn eine gediegene staatswissenschaftliche Bildung in bezug auf das Ausland als Ziel unserer nationalen Bildungspolitik klar erkannt und energisch erstrebt wird'. Das trifft vollauf zu. Auch die Mittel und Wege der Durchführung werden in einleuchtender Weise auseinandergesetzt. Nicht in einer Reichsanstalt sollen diese Studien zentralisiert, sondern vielmehr mit möglichster Dezentralisation an verschiedenen geeigneten Orten, speziell Universitäten, unter Weiterführung der bisherigen Studieneinrichtungen durchgesetzt werden. Für die eine Universität wird mehr das theologische Missionsgebiet, für eine andere mehr das orientalische Sprachstudium passen. Mehr Bücher sollen herbeigeschafft, mehr Lehrkräfte bestellt, auch auslandkundige Reisende und Wirtschaftler zu Vortragsreihen herangezogen werden. All das ist recht und gut. Aber eine grundlegende Forderung ist noch nicht ausgesprochen: Wie soll die Universität solch reiches Auslandwissen vermitteln, wenn ihre Studierenden nicht schon auf der höheren Schule durch eine bessere und breitere Einführung in die modernen Sprachen vorbereitet werden? Es gibt keine richtige Orientierung für den jungen Deutschen, solange eine große Zahl seiner Gymnasien ihm das Englische noch nicht einmal fakultativ beibringt. Für das Französische ist fast überall zuwenig, für das Englische oft noch gar nichts getan; und wie steht es um die Früchte eines Lateinunterrichts, der in manchen Klassen acht Stunden die Woche beansprucht? Unerschütterlich scheint der Grundsatz zu gelten: das Gymnasium kann nicht vier Sprachen richtig lehren. Man blicke auf die Gymnasien der Provinz Hannover und der Hansastädte; da lehrt man seit vielen Jahrzehnten überall Französisch, Englisch, Lateinisch und Griechisch obligatorisch nebeneinander, ohne daß Mißstände hervorgetreten sind. Bleiben etwa die Hannoveraner und Hanseaten an Jugendfrische, Arbeitskraft und Deutschbeherrschung zurück? An der Universität Göttingen pflegte man zu sagen, gerade aus diesem Gymnasium mit vier Sprachen gingen die besten Stilisten in der Muttersprache hervor, weil sie da durch vierfache Vergleichung erläutert und geübt wird. Offenbar soll nicht überrasch reformiert, nicht revolutioniert werden. Aber das sind nicht echte Freunde, sondern nur Interessenten des humanistischen, richtiger des klassischenGymnasiums, die es fossilierenwollen.]

S c h u m a c h e r, Hermann, Zur Frage der Errichtung einer Auslandhochschule. (Intern. Monatsschrift XII, 1. Dezember 1917, Spalte 257 bis 282.) Leipzig, Teubner. [Auf demselben Standpunkt wie die Denkschrift des Ministeriums steht die des wohlbekannten Volkswirtschaftlers, der hier das Wort ergreift und am Schluß den Satz wiederholt: 'Mein Feld ist die Welt.' Es kommt Schumacher hauptsächlich darauf an, zu beweisen, daß nicht eine von der Universität getrennte Auslandhochschule sich empfiehlt,

sondern eine Ausgestaltung des Orientalischen Seminars, des Instituts für Meereskunde u. dgl. Er denkt stark an die umsichtigere Durchbildung, die der deutsche Beamte in der Zukunft braucht. Er hofft auf die Mitarbeit der Universitäten, da, wo die Volksinteressen 'gebieterisch eine weitere Entfaltung im Getriebe der Weltwirtschaft und Weltkultur fordern'. Er zeigt, wie sein eigenes Fach sich solchen Bedürfnissen anzupassen hat, und deutet an, daß 'die Geschichte auch wirklich zur Weltgeschichte auszubauen' wäre. — Am Schluß desselben Heftes steht noch ein beachtenswerter Artikel von Philipp Aronstein über George Meredith, Sp. 321—342.]

Walter, Max, Zur Methodik des neusprachlichen Unterrichts. 3., durch einen Anhang erheblich erweiterte Auflage. Marburg, Elwert, 1917. XII, 103 S. M. 3. [An Walters Text ist in dieser Neuauflage wenig verändert. Er selbst hat nur ein kurzes Vorwort beigesteuert, hauptsächlich um darauf hinzuweisen, wie sehr die Beherrschung ausländischer Rede, erworben durch die Reformmethode, den Soldaten oft geholfen hat, wenn mit der Bevölkerung zu verhandeln, die Verpflegung zu erleichtern, eine militärisch wichtige Auskunft zu ermöglichen war. Dafür hat der eigentliche Herausgeber, Paul Olbrich, aus Eignem ein Nachwort, S. 71—75, und einen Anhang, S. 76—94, beigesteuert. Im Nachwort schildert er die Verlegenheit des Historikers, des Arztes, des Ingenieurs usw., der ein wissenschaftliches Werk in englischer oder französischer Sprache nicht benutzen kann, weil ihm die Lektüre zu schwer oder doch zu zeitraubend ist. Wie sehr unsere Kaufleute mit der fleißigen Erlernung von Fremdsprachen auf dem richtigen Wege waren, beweist gerade der Haß, den das handeltreibende England gegen sie gezeigt hat. Berührungen der Völker muß es auch nach dem Kriege wieder geben, vielleicht in ungeahntem Maße; darauf haben wir uns vorzubereiten.]

Hofmiller, Josef, Vom alten Gymnasium. Englisch oder Französisch. Laiengedanken zum Religionsunterricht. Drei Aufsätze zur Schulreform. München, Bruckmann, 1917. 100 S. [Ein gescheiter und vielseitig gebildeter Bayer, weitgereist, mit Sinn für Altertum und Mittelalter und die moderne Literatur bis herab zu Pater und Swinburne, ergreift hier das Wort zu drei Hauptfragen des Schulwesens. 1. Die Aufgabe, die er dem Gymnasium stellt, ist die, die Jugend in Grundzügen das nacherleben zu lassen, was für unsere Bildung grundlegend war und so noch weiterlebt: Griechen- und Lateinertum, Christentum, Humanismus, Renaissance. Er will Verständnis für lateinische Literatur in weiterem Umkreis anbahnen, mit Einschluß großer mittelalterlicher Leistungen, mit flotter Schullektüre und Anregung zu eigener Hauslektüre, damit wieder Liebe und Begeisterung für lateinisches Sprachtum aufkomme. Er verweist auf die Wichtigkeit der spätgriechischen Dichtung und hat ein Herz für mittelhochdeutsche Poesie: 'Gibt es außer Bayern einen Bundesstaat, dessen Gymnasiasten von Amts wegen angehalten werden, das Nibelungenlied und mhd. Lyrik in der Ursprache zu lesen?' Vor der großen Menge Schulstunden, die das preußische Gymnasium aufweist, und vor der Minderung der Geistesfächer im heutigen bayrischen Gymnasium warnt er nachdrücklich; aber auch vor der Zaghaftigkeit, mit der zu oft auf eine wirkliche Vertiefung des Unterrichts verzichtet wird. 'Fort mit allen Spezialwörterbüchern mit Ausnahme des homerischen! Dafür früh ein kleines Lexikon, nicht größer als das des Langenscheidtschen Verlages, gekauft und benützt, bis der Rücken in Fetzen geht!' Von den Engländern können wir lernen, wie ein lebendiges Gefühl für die antike Welt zu gewinnen und zu verbreiten ist. Hauptsache ist, daß wir Lehrer bekommen, die in unserer eigenen literarischen Vergangenheit Bescheid wissen, damit wir diese weiterzuführen und auszubauen vermögen. — 2. Für die Zukunft des englischen Unterrichts zieht er die Folgerungen aus dem gegenwärtigen Weltkrieg, der nur entstanden sei, weil allmählich überall das englische Imperiumsbewußtsein auf den deutschen Wettbewerb stieß: 'Wie wir uns auch unsere zukünftigen Beziehungen zu England vor-

stellen mögen, in jedem Falle gibt es für uns keine Wahl, als immer angestrengter Englisch zu treiben, immer gründlicher Englisch zu lernen, denn das Volk, die Macht, das Imperium, mit dem wir uns in absehbarer Zeit, friedlich oder nicht, immer wieder auseinandersetzen müssen, ist erstens England, zweitens England und letztens England.' Hofmiller empfiehlt zugleich, auf Realschulen mit Englisch zu beginnen, was ich bereits 1903 auf der Basler Philologenversammlung empfohlen habe, damals unter dem Protest der Neuphilologen, während die Altphilologen weit vernünftiger mit sich reden ließen. Neu ist der Gesichtspunkt, daß durch das Studium des Englischen auch der Sinn für das Niederdeutsche gefördert wird; solche gemeindeutsche Empfindung steht dem Bayer besonders schön. Blicken wir genauer in die englische Küche, so werden wir finden, daß auch da vielfach mit Wasser gekocht wird: 'Die Völker werden auf der Erde desto mehr und gewichtiger mitzählen, je mehr sie das Gruseln vor England verlernen.' — Der dritte Aufsatz betont die Notwendigkeit des Religionsunterrichts für das Gymnasium, das sonst nicht mehr das Recht hätte, sich humanistisch zu nennen, denn die Kirche hat, als Hellas und Rom gefallen waren, die Entwicklung der Menschheit ein halbes Jahrtausend lang fast einzig weitergeführt und das Vermächtnis von Hellas und Rom gerettet. Aber der Religionsunterricht 'darf die Kluft zwischen den Konfessionen nicht verbreitern, sondern muß sie überbrücken'. — Alles, was dieser wackere Bayer hier schrieb, wie es scheint, in der Sommerfrische, hat eine persönliche Note; etwas vom heiligen Feuer des Lagarde ist in ihm zu spüren. A. Brandl.]

Germanisch.

Heusler, Andreas, Die Isländer Sagas als Zeugnisse germanischer Volksart. Deutsche Rundschau 43, S. 375—394. [Unter Ausschaltung nur isländischer Dinge, aber mit Einbeziehung altenglischer untersucht Heusler die Eigenschaften des altgermanischen Menschen, wie er sich literarisch ausprägt. Treue wird von ihm verlangt, allerdings nur innerhalb bestimmter Bande, da, wo Verwandtschaft oder Versprechen oder Dienstverhältnis sie fordert; gegenüber dem schwärmenden und gefühlvollen Altdeutschen des 12. Jahrhunderts hat der Altgermane merkwürdig viel Sachlichkeit. Jener pflegt die Freude und die Feste; er liebt den milden Einschlag des Weiblichen und Verliebten; dieser übt eine vorsichtige Zurückhaltung, und was er an Humor herauskehrt, ist oft rauh. Jener ist national selbstbewußt und verkündet mit Stolz seine Heimatsliebe; dieser ist bescheidener und verrät am ehesten durch die Sehnsucht, wenn er verbannt ist, wie sehr er an der eigenen Scholle hängt. In sittlicher Hinsicht war der Germane in erster Linie von heidnischem Ehrgefühl beherrscht, das am greifbarsten in der Rachepflicht sich ausprägt. Jede Milde gilt dabei als Schwäche, aber Klugheit und Ratfragen ist erlaubt, ja erwünscht. Auch pflegte der Germane seinen Feind nicht zu hassen, wie dies die heutige Presse Frankreichs und Italiens tut; mit einer gewissen Ruhe und Großmütigkeit ficht der Germane seine Fehden aus. Im Geschlechtsverkehr ist es die geistige Leidenschaft des Liebhabers, die entscheidet, während für sinnliche Dinge wenig Raum bleibt. So deckt sich der Germane des Tacitus in wesentlichen Dingen mit dem der altisländischen Sagas. Ein starker Unterschied tritt allerdings insofern hervor, als die Jungmannschaften des Tacitus viel in den Tag hinein zechen und dann auf der Bärenhaut liegen; die alten Isländer dagegen sind see- und erwerbstüchtige Arbeiter. Jenen sagt Tacitus übergroße Offenheit und Arglosigkeit nach, diese nahmen sich aufs äußerste vor dem unbedachten Worte in acht. Jene fröhnen der Leidenschaft des Spiels, diese schätzen den Wert der Habe. Jene geben sich könighaft, diese sind ein Bauernvolk. Der Artikel verdient Beachtung; unsere Philologie wird sich noch mehr von technischen Problemen zu seelischen wenden müssen.]

Friese, Hans, Thidreksaga und Dietrichepos. Untersuchungen zur

inneren und äußeren Form. (Palaestra 128. Untersuchungen und Texte aus der deutschen und englischen Philologie, hg. von Brandl, Roethe, Schmidt.) Berlin, Mayer & Müller, 1914. 185 S. M 5,50. [Die Arbeit will den Stil der Ps. bestimmen, daraus den Grad der Selbständigkeit des nordischen Bearbeiters kennen lernen, dann den Vergleich mit den mhd. Dietrichepen vorführen und endlich die Persönlichkeit des nordischen und des deutschen Dietrich gegenüberstellen. Wenn sie zu Beginn auf Grund dieser Ziele verspricht, das Verhältnis zwischen oberdeutscher Sage und Thidreksaga zu erfassen, so wird sie schon im zweiten Abschnitt zur Einschränkung genötigt, daß sie ihre Aufgabe nicht erschöpfend lösen werde, und sie muß im dritten Abschnitt bekennen, daß es zu einem abschließenden Urteil über die Tätigkeit des Nordländers nicht kommen konnte. Könnte somit der Eindruck erweckt werden, als sei sich der Verfasser nicht im klaren über die Methoden, deren die vielumworbene Forschung der Thidreksaga heute bedarf, so wird doch im einzelnen brauchbare Vorarbeit geleistet. Die Mittel werden betrachtet, durch die der Bearbeiter die Thidreksaga mit Vorbedacht zur Einheitlichkeit zusammenschweißt: Chronologie, Genealogie, Motivierung, Waffen und Wappen usw. Die Darstellung der menschlichen Gestalt und die typischen Situationen und Formeln behandelt der Verfasser, ohne daß er freilich zwischen der Thidreksaga und andern nordischen Sagas einerseits und zwischen Thidreksaga und deutscher Epengattung anderseits die Unterschiede scharf genug herausarbeitete. Der Vergleich zwischen deutscher und nordischer Überlieferung wird mit dankenswerter Genauigkeit geboten. Besondere Resultate springen für Dietrichs Kampf mit Ecke und den Zwölfkampf heraus. Nirgend will Friese die erhaltenen oberdeutschen Dichtungen als unmittelbare Quellen ansehen. Der Nordländer wird aus mündlicher Überlieferung geschöpft haben. Dieses heute kaum noch erfolgreich bestrittene Resultat ist aus dem Gange der Untersuchung nicht lückenlos begründet. Es ist gerechtfertigt durch andere Arbeiten, die in den letzten Jahren erschienen sind. Ein Hinweis auf die Einwirkung niederdeutscher Epen ist wohl schon auf W. Haupts gleichzeitig erschienene überlegene Arbeit zurückzuführen. — In vollem Sinne hat der Nordländer Dietrichs Gestalt nicht begriffen. Werner Richter.]

Logeman, H., A commentary, critical and explanatory, on the Norwegian text of Henrik Ibsen's Peer Gynt, its language, literary associations and folklore. The Hague, M. Nijhoff, 1917. XIV, 484 S. 9 Gulden.

Deutsch.

Röhl, Hans, Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Auflage Leipzig, Teubner, 1917. X, 330 S. Geb. M. 3.

Jacobsohn, Minna, Die Farben in der mittelhochdeutschen Dichtung der Blütezeit. (Teutonia, 22. Heft.) Leipzig, H. Haessel, 1915. VI, 177 S. M. 4. [Eine verdienstliche Materialsammlung über den Wortgebrauch der Farbenbezeichnung, die aber nur die großen Dichtungen im ganzen berücksichtigt. Etymologische Fragen werden beiseite gelassen. Die Ausdrücke für Farbenvorstellungen werden gesammelt, die Farbenvorstellungen, die vermutlich zugrunde liegen, analysiert, endlich ist eine Übersicht über den Gebrauch und die Häufigkeit der Farben in den benutzten Quellen angestrebt. Die Ausdrücke für Lichteffekte sind mit einbezogen und selbstverständlich auch die allgemeineren Bezeichnungen. Abgesehen von der Begrenzung des Themas durch die Beschränkung der Quellen würde sicherlich für die Entwicklung des Farbengebrauchs in der mhd. Dichtung noch manches nachzutragen sein. Auch die Frage des Bedeutungswandels läßt die Verf. im Hintergrunde. Nimmt man hinzu, daß die französischen Quellen der deutschen Dichtungen nicht eingesehen sind, daß fernerhin die semasiologischen Probleme an einzelnen Stellen noch zu vertiefen wären, so erkennt man, welche Aufgaben die brauchbare Arbeit noch zurückgelassen hat. Aber als

Repertorium wird sie trotzdem ausgezeichnete Dienste leisten. Leider hat die Verf. die Dissertation von E. Schwentner 'Eine sprachgeschichtliche Untersuchung über den Gebrauch und die Bedeutung der altgermanischen Farbenbezeichnungen' noch nicht eingesehen, die die Gesichtspunkte auch der vorliegenden Arbeit hätte bereichern können. W. R.]

Gierach, Erich, Der arme Heinrich von Hartmann von Aue. Überlieferung und Herstellung. Germanische Bibliothek, hg. von W. Streitberg. Dritte Abteilung: Kritische Ausgaben altdeutscher Texte, hg. von C. von Kraus und K. Zwierzina. Bd. 3.) Heidelberg, Karl Winter, 1913. Geh. M. 2,40. Leinwandband M. 3,20. [Gibt die gesamte Überlieferung, soweit sie nachprüfbar, in treuem, kontroliertem Abdruck. Auch die Fragmente sind mit neuem Ertrag verwertet. Der in der 'Zeitschrift für deutsches Altertum' leider nicht in der Ausgabe gegebene Kommentar rechtfertigt die Textherstellung, der im Anhang genaue Handschriftenbeschreibung und Liste der Abweichungen von früheren Herausgebern folgen. Funde und Emendationen der letzten Jahre, neue Vertiefung in den Sprachgebrauch Hartmanns, Beherrschung aller Ergebnisse der Forschungen von Kraus und Zwierzina ermöglichten es dem Herausgeber, einen Schritt vorwärtszukommen. Auch im neuen Gewande aber wird die schlechte und zum Teil unheilbare Überlieferung dem Hartmannforscher anregend vor Augen geführt. W. R.]

Höpfner, R., Untersuchungen zu dem Innsbrucker, Berliner und Wiener Osterspiel (= Germanistische Abhandlungen, begr. von Karl Weinhold, in zwanglosen Heften hg. von Friedr. Vogt, 45 Heft). Breslau, Marcus, 1913. X, 158 S. [Eingehende Betrachtung des Lautstandes und des Wortschatzes weist den Schreiber der in der Innsbrucker Universtätsbibliothek liegenden, aus Kloster Neustift stammenden Handschrift und wenn auch minder sicher den Dichter des in ihr enthaltenen, der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts angehörigen Osterspiels ins Hennebergische Gebiet, genauer nach Schmalkalden, wo, freilich erheblich später, reichliche dramatische Tätigkeit nachweisbar ist. Auch das nur aus zwei Blättern bestehende Berliner Bruchstück eines Osterspiels wird Thüringen zuerteilt. Das dritte Spiel steht in der bekannten Wiener Hs. von 1472, die auch einen Laurin und einen Oswald enthält. Die Untersuchung der Lautverhältnisse, der Flexion, der lexikalischen Eigentümlichkeiten ergibt ostmitteldeutsches Gebiet, genauer das östliche Schlesien, als Heimat des Schreibers, und da sein und des Dichters Dialekt stark übereinstimmen, liegt die Vermutung nahe, daß in dem Wiener Osterspiel die einzig erhaltene volkstümliche Dichtung des Altschlesischen vorliegt. Die Entstehung des Denkmals setzt Höpfner im Gegensatz zu Baeseke in die zweite Hälfte oder den Ausgang des 14. Jahrhunderts. — Da über die zwischen dem Innsbrucker und dem Wiener Spiel bestehende Verwandtschaft die Ansichten stark auseinandergehen, erörtert der Verf. in einem zweiten Teil die literarischen Beziehungen der beiden Werke zueinander und zu anderen Dichtungen gleicher Art. Er gelangt zu der Ansicht, daß direkte Benutzung des Innsbrucker Spiels durch das Wiener sehr unwahrscheinlich sei, dieses vielmehr auf mitteldeutsche Quellen zurückgehe, die sich zum Teil mit jenem, sei es in der erhaltenen, sei es in einer verlorenen älteren Fassung nahe berührten. H. Löschhorn.]

Wernicke, Siegfried, Die Prosadialoge des Hans Sachs. Berlin, Calvary, 1913. 134 S. [Es ist erfreulich, daß Hans Sachs' Prosadialoge, die einen tieferen Einblick in sein Seelenleben gewähren als seine Sprüche und Meisterlieder, nunmehr eine wissenschaftliche Beleuchtung erfahren haben. Durch die Satzungen der herrschenden Kirche nicht befriedigt, lauschte Sachs eifrig auf Luthers Lehren; er brachte eine ansehnliche Menge reformatorischer Schriften zusammen, las das Neue Testament in der neuen Verdeutschung und bekannte sich 1523 durch den Spruch von der Wittenbergischen Nachtigall öffentlich zu der Glaubenserneuerung. Im folgenden Jahre gab er die vier Prosadialoge in Druck, die seiner Stellung zu dem

Worte leihen, was ihn und seine Landsleute am heftigsten bewegte und erregte: Reformation und Wirtschaftsleben. Der Verf. sah mit Recht darin einen Anlaß, eine gedrängte Schilderung der religiösen und der wirtschaftlichen Zustände des damaligen Nürnberg seiner Abhandlung vorauszuschicken und dadurch dem Leser das Verständnis der Gespräche zu erleichtern. Nach einer erklärenden Inhaltsangabe behandelt er die schwierige Frage nach der Herkunft des deutschen Prosagesprächs und leitet diese 'seltene, exklusive Dichtform' direkt vom Humanistendialog ab; nahe stehe ihm der Prosaschwank, dessen scharfe Zuspitzung der Begriffe und dessen volkstümliche Bestandteile auf das Gespräch von Einfluß waren, während die Freude am Diskutieren, wie sie im Kampfgespräch hervortritt, seine Verbreitung begünstigten. Die Zeit von 1521—24 ist an deutschen Prosadialogen besonders reich; Sachs' Gespräch zwischen dem Chorherrn und dem Schuster bildet den Höhepunkt. Unter der Überschrift 'Der Aufbau' betrachtet der Verf. zunächst die in den Gesprächen zu Worte kommenden Personen und die zu ihrer Charakteristik verwendeten Mittel, sodann den Aufbau (Disposition) und Gedankengang der Dialoge. Später hat sich Sachs noch zweimal derselben Darstellungsform bedient: 1546 in einer Erörterung des Schmalkaldischen Krieges, 1554 im Plassenburgdialog, wo er für die Zerstörung der Burg des den Nürnbergern so verhaßten Markgrafen Albrecht Alcibiades eintritt. Beide Dialoge sind noch ungedruckt, werden aber hier nach denselben Gesichtspunkten behandelt wie die älteren. H. Löschhorn.]

Benz, Richard, Blätter für deutsche Art und Kunst. 2. Verkündiger deutscher Kunst. 76 S. 3. 4. Die Grundlagen der deutschen Kunst, I. Mittelalter. 106 S. Jena, Diederichs, 1916. [Der Haß der feindlichen Auslandpresse gegen alles Deutsche macht unsere Leute nachdenklich, was eigentlich deutsch ist. Benz, dessen 1. Heft bekanntlich unsere Renaissance als eine Abirrung von der heimatlichen Art hinstellte, ruft in seinem 2. Hefte Kronzeugen auf, um jene Frage zu beantworten: Fichte, Herder, Arnim, Wilh. Grimm, Görres, Goethe, Wackenroder, Nietzsche. Er glaubt an ein unverfälschtes, aus sich selbst herausgewachsenes Deutschtum; vielleicht weil ihm das Griechentum als ein solches Reingebilde vorschwebt; ist aber tatsächlich selbst das Griechische so frei von Fremdeinflüssen? Und kann ein späteres Kulturvolk sich noch so frei davon halten? Viel läßt sich dafür sagen, daß unsere deutsche Kultur sich erst durch das jahrhundertelange Ringen mit der französischen, zuletzt auch mit der englischen herausgearbeitet hat. Aber wie Chamberlain für die reine Rasse eintritt, so Benz für eine ausschließlich deutsche Kultur. Als Grundlage dafür muß er natürlich die deutsche Sprache ansehen. Dieser mutet er nun eine wunderbare Naturkraft zu und läßt sie durch 'unmittelbar erschütternden Gefühlsklang wirken. Er zieht dabei nicht bloß Dichtung, sondern auch Religion und Mythe an und kommt zu einer Art von linguistischer Mystik, die er sich um so eher erlaubt, weil nach seiner Überzeugung der moderne Mensch an einer geschwächten Persönlichkeit leidet. Widerspruch würde da nicht viel helfen. Benz sieht in den Philologen 'eine verschworene Gesellschaft, welche die Jugend an der antiken Kultur erziehen will'. Er erklärt: 'Was früher die Pfaffen, sind jetzt die Fachmänner, nämlich die abgesagten Gegner einer freien menschlichen Bildung', S. 69. — Im folgenden Doppelheft gesteht er ehrlich, daß sich auf die Frage, was deutsch sei, betreffs Kunst zunächst überhaupt keine einfache und einheitliche Antwort geben lasse. Er versucht, vom ahd. Versrhythmus auszugehen, und findet hier wieder 'unmittelbaren sinnlichen Ausdruck des Geistigen', S. 6. Aber dieser Quell des Volkstums wurde zunächst getrübt durch das Christentum, dann durch den antiken Geist, so daß eine tiefe Kluft entstand zwischen einer untergeordneten Volksdichtung und einer herrschenden religiösen oder Kulturkunst, S. 32. Selbst das Nibelungenlied mit seinen Reimen und Strophen hat 'die Nachteile der romanisch-klassischen Dichterkonvention empfangen', S. 66. Erst

im gotischen Dom und im gotischen Bildschmuck 'schafft der dichtende Geist der Germanen sich eigene Ausdrucksformen des Bauens und Bildens', S. 45. Hat hiebei nicht etwa das Wort 'gotisch' den begeisterten Verfasser verführt, manche Erfindung nordwestlicher Nachbarn, vielleicht auch ferner Orientalen, unseren engeren Vorfahren zuzumuten? — In unserer Dichtung sieht er eine starke Volksbewegung zuerst durch die Predigt der Bettelmönche aufkommen, dann einen echten Volksstil in unseren Volksbüchern, dem Eulenspiegel, den Schildbürgern usw.: 'das Volk hat seine Ausdrucksgesetze, ja seine mythische Schöpferkraft in der Dichtung wieder zur Geltung gebracht', S. 87. Benz hat sich bekanntlich als Herausgeber solcher Volksbücher Verdienste erworben; er weiß auch, daß diese Prosa des 15. Jahrhunderts bei uns wesentlich aus dem Lateinischen übernommen wurde; aber er behauptet, das Lateinische jener Zeit sei bereits vom Volksgeist erfaßt und durchtränkt gewesen. Den stärksten Ausdruck dieser Prosakunst findet er dann bei Luther, der als Künstler mit Unrecht der Neuzeit zugezählt werde, 'vielmehr mit aller seiner volkstümlichen Ausdruckskunst im Mittelalter wurzelt', S. 92. — Die Fortsetzung dieser Hefte wird nun wohl zu zeigen haben, wie sich dieser innere Kern deutscher Kunst später herausentwickelt hat und weiterentwickeln soll. Aus alledem spricht ein heimatwarmes Empfinden; im einzelnen aber muß man oft abweichender Ansicht sein. Am meisten scheint den Verfasser die Herleitung des Wortes 'dichten' von 'verdichten' beherrscht zu haben. Will man wirklich herausschälen, was wesensdeutsch war, so gäbe es ja vielleicht einen wissenschaftlich sicheren Weg, aber allerdings nur einen fachmännischen: man müßte zusammenstellen, was von unserem Schaffen ins Ausland übernommen wurde; der Nachahmer ist der beste Zeuge für Originalität.]

Burdach, K., Deutsche Renaissance. Betrachtungen über unsere künftige Bildung. (Deutsche Abende im Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, 4. Vortrag.) Berlin, Mittler, 1916. 102 S. [Ein gründlicher und vielseitiger Kenner der Renaissance ergreift hier das Wort, um ihr Wesen zu beschreiben und ihre Wirkung auf die Gegenwart im nationaleu Sinne zu bessern. Sie fand in unserem Lande noch keine einheitliche Heimatkunst vor; ganz richtig. Gleiches gilt freilich auch von den anderen Teilen des Abendlandes außer etwa von Skandinavien, wo sie daher schwach blieb. Sie erstrebte nicht eigentlich eine Wiedergeburt des Altertums, sondern der in der Gegenwart lebenden Menschen: eine neue Auffassung; im weltlichen Schrifttum jener Zeit tritt sie nicht gerade häufig hervor. Mit Recht betont Burdach, daß damals die Kulturführung von Frankreich auf Italien überging; dies hing wohl mit dem aufkommenden Studium des Griechischen zusammen, das naturgemäß in Italien zuerst Boden faßte; auch in England an Thomas Morus, dem Schüler des Plato und Übersetzer des Pico della Mirandola, wird solches deutlich. Durch den griechischen, speziell wohl den neuplatonischen Geist wurde die Renaissance befähigt, der *ratio naturae* nachzuspüren, S. 31. Überwunden aber wurde sie dort, wo sich ihr die Reformation sittenstreng entgegenstellte; darum drehte sich der innere Lebenskampf Miltons, dessen Werke dann durch den gewandten Tagesschriftsteller Addison popularisiert wurden. In den katholischen Ländern hielt sich die Renaissance in vergröberter Form, bis das Konzil von Trient den Widerstand organisierte. In der Gegenwart will ihr Burdach mit vaterländischem Eifer eine Neugeburt des Deutschtums entgegenstellen und macht hierzu Vorschläge für eine Umformung des Gymnasiums, in dem die Muttersprache und ihre alte Dichtung mehr zu pflegen seien. Die Antike könne nicht mehr als 'absolutes Ideal' gelten, S. 85. Und so werde das deutsche Volk, wie überhaupt jedes Volk, sich 'durch die großen Eindrücke seines ganzen langen Lebens innerlich' erheben, nicht bloß nach dem Vorschlag von Benz durch ein Bruchstück seiner reichen Vergangenheit, S. 95.]

Scholz, H., Das Wesen des deutschen Geistes. (Schriften zur Zeit und

Geschichte.) Berlin, Grote, 1917. 138 S. M. 1. [Geschöpft aus der Empfindung unter Anlehnung an die Schriften von Fichte, Troeltsch, Schelling, Hegel, Eucken, Benz, Nietzsche u. a. Den deutschen Geist zu erfassen, sei schwer, weil er unabgeschlossen und unausgeglichen ist; doch liege sein Wesen im Ineinander von Idealismus und Realismus. Unter 'Idealismus' behandelt ihn Scholz als den Geist der größtmöglichen und naturhaften Innerlichkeit, der metaphysischen Lebenserfassung, der unrechnerischen Wertempfindung. Der 'Realismus' des Deutschen sei aus dem Geiste des Idealismus entstanden und auf größtmögliche Wehrhaftigkeit und Arbeitsamkeit gerichtet. — Die Darstellung bleibt etwas im Allgemeinen und Intuitiven stehen; es ist dem Verfasser nicht gelungen, greifbare Kriterien für seine völkerpsychologische Studie zu gewinnen. Angenehm wirken seine Bildung und vaterländische Gesinnung.]

Rohr, F., Die Prophezeiungen von der Entscheidungsschlacht des europäischen Krieges am Birkenbaum und andere Kriegsprophezeiungen. Neue Beiträge zu ihrer Deutung und zur Untersuchung ihres Wahrheitsgehaltes. Bocholt i. W., Temming, 1917. 135 S. [Angeregt durch die 'erschreckende Wahrnehmung, einen wie tiefen Einfluß Kriegsprophezeiungen', namentlich die vorliegende, in der gegenwärtigen Zeit ausüben. Die zwei ältesten Fassungen der Weissagung, beide derselben Quelle entsprungen, stammen aus dem Jahre 1701 und werden hier nach einem Abdruck von Beikyrch, Paderborn 1849, mitgeteilt. Sie klingt sehr phantastisch und bezieht sich auf Verhältnisse der Zeit um 1700. Inhaltlich wimmelt sie von biblischen Anklängen. Dazu kommen verschobene Namen und kabbalistische Ziffern und Züge aus den Antichrist-Legenden. Den Birkenbaum bringt Rohr in Verbindung mit der Weltesche der Edda. Am Schluß wird als patriotisches Geleitwort aus der Weissagung der Satz hervorgehoben: 'Das Deutsche Reich wird wieder groß und einig den Völkern gebieten und das Herz der Erde werden, wie es gewesen.' Es ist schade, daß der Verfasser nicht mit den politischen Weissagungen des Galfried von Monmouth bekannt war, die von me. politischen Stimmungsmachern übernommen und im weitesten Umfange nachgebildet wurden. Der Vergleich würde eine Menge Parallelen für Volksaberglauben in erregter Zeit abgeben, immer auf Grund der Bibel und einer Erinnerung an einstige Größe des Heimatlandes.]

Suchier, Wolfram, Die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Göttingen von 1738 bis Anfang 1755. Hildesheim, A. Lax, 1916. 87 S.

Hempel, Paul, Die Kunst Friedrichs von Logau. (Palaestra CXXX.) Berlin, Mayer & Müller, 1917. 271 S. M. 8,50.

Walzel, O. F., Das bürgerliche Drama. (Neue Jahrbücher. 1915. I. Abt. 35. Bd., 2. Heft.) Leipzig, Teubner. S. 99—200. [Die Studie gilt hauptsächlich Lessing und dem engl. Einfluß auf ihn; in zweiter Linie dem Nachleben der Gattung auf der deutschen Bühne.]

Schmidt, Günther, Herder und August Wilhelm Schlegel. Diss. Berlin, Buchdruckerei Blanke, 1917. 140 S. [Vieles über Shakespeare hat Schlegel gelernt von Heyne, Bürger, Schiller, vom eigenen Bruder; aber dauernd nur von einem einzigen: von Herder. Dieser Einfluß auf Schlegel wird hier verfolgt durch seine Geschichtsauffassung, seine Ansichten über die bildenden Künste, seine kritische Methode, seine Poetik, Sprache, Mythologie und Metrik. Durch den Vergleich von Schlegels Übersetzung mit der Wielandischen wird erwiesen, daß Schlegel in allen strittigen Fällen genau zu Herder stimmt. Er hatte offenbar Herders Proben sehr eifrig studiert und seinen Stil danach gebildet, den Gebrauch altertümlicher Worte, eigenwilliger Abkürzungen, auffallender Umstellungen daraus übernommen und an mehreren Stellen einfach den Wortlaut geborgt. Es war immer der Eindruck und die Ansicht Erich Schmidts gewesen, daß sich Schlegel betreffs Shakespeare hauptsächlich von Herder führen ließ: nach seinem Hingange ist dies jetzt überzeuglich nachgewiesen worden.]

Petsch, R., Goethe und das Problem des Tragischen. (Sonderdruck a. d. Jahrbuch d. Goethe-Gesellschaft. Bd. 4.) Leipzig, Inselverlag, 1917. 41 S.

Wahle, J., Brief Goethes an die Universität Warschau. Beiträge zur Würdigung Goethes im Ausland. (Sonderabdruck a. d. Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 3.) Leipzig, Inselverlag, 1916. S. 167—208.

Groß, E., Johann Friedrich Ferdinand Fleck. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des deutschen Theaters. (Schriften der Gesellschaft für Theatergeschichte. 22.) Berlin, Selbstverlag der Gesellschaft für Theatergeschichte, 1914. 207 S., 5 Tafeln. [Fleck wurde 1757 in Breslau aus einer Beamtenfamilie geboren, versuchte sich zunächst als Hofkomödiant in Dresden und kam 1779 nach Hamburg, wo er noch ein Jahr die Unterweisung des 'großen Schröder' genoß. Er trat zunächst als Gloster bei ihm auf, dann als Ross in Macbeth, dann als Hamlet, wobei er sich von der etwas sentimentalen, wenn auch edlen Art Brockmanns wesentlich entfernte und nach Schröders Auffassung 'die spitzfindige Dialektik des sich verwirrenden und zersetzenden Verstandes mit den aus der Tiefe des Herzens aufquellenden ergreifendsten Naturlauten eines erschütterten Gemütslebens zu einem wundervoll harmonischen Ganzen' verband, S. 44. In Berlin spielte er von 1783 bis zu seinem Tode 1800, gab Hamlet, Coriolan, Lear, Macbeth, Shylock u. a. und errang sich viel Anerkennung, wie aus zahlreichen Briefen und Zeitungsstellen hervorgeht. Durch ihn empfing Tieck die ersten Theatereindrücke. Tieck bewunderte an ihm besonders die Fähigkeit, in die Töne der Verzweiflung und des tiefsten Schmerzes eine gewisse Kindlichkeit, Naivität, 'einen wunderlichen Widerspruch mit sich selbst' zu legen. Mancherlei Einzelheiten, mit denen Fleck seine großen Shakespearerollen ausstattete, wurden in dem Buche mitgeteilt, das uns lebendig in die Hauptzeit der Shakespeare-Aufnahme auf unseren Bühnen versetzt.]

Blankenagel, J. C., The attitude of H. von Kleist toward the problems of life. (Hesperia, Schriften zur germ. Philologie, Nr. 9.) Göttingen, Vandenhoek & Ruprecht, 1917. 84 S. Geh. M. 2,80; geb. M. 3,80.

Brentanos Werke, hg. von Max Preitz. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 3 Bände. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1914.

Grillparzer, F., Die Ahnfrau. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Für den Schulgebrauch hg. von G. Waniek. 2. verb. Aufl. (Freytags Sammlung ausg. Dichtungen u. Abhandlungen.) Wien, Tempsky; Leipzig, Freytag, 1916. 144 S. Geb. M. 0,90. [Die stoffliche Grundlage und Entstehung des Dramas. Analyse. Schicksal. Konflikte. Schuld und Aufbau. Formaler Charakter. Stellung des Dramas in der Literatur.]

Riederer, Frank, Ludwig Tiecks Beziehungen zur deutschen Literatur des 17. Jahrhunderts. Inauguraldissertation. Greifswald, Julius Abel, 1916. ['Die auffallende Verknüpfung der Romantik mit der Literatur des 17. Jahrhunderts' führt der Verfasser mit geschickter Selbstbeschränkung allein am Beispiel Ludwig Tiecks vor. Verf. weiß, daß dieses Problem nur gelöst werden kann an der Hand des gesamten Materials, das die Romantik bietet. Vorwiegend kommt dabei die jüngere Romantik in Frage. Tiecks 'Deutsches Theater' wird durchgenommen, auch die Gemeinschaft des Urteils mit anderen Romantikern gestreift. Des Dichters Neigung zur Satire führt ihn zum Studium der Satiriker des 17. Jahrhunderts. Möglicherweise lassen sich Spuren des Simplizissimus im Prinzen Zerbino und in Abraham Tonelli erkennen, auch Moscherosch und Christian Weise schimmern hier und da hindurch. Tiecks Beziehungen zur religiös-mystischen Dichtung des 17. Jahrhunderts (Böhme, Balde, Spee) erörtert Verf. im letzten Abschnitt sehr kurz. Tieck wandte sich später von dieser Strömung wieder ab. W. R.]

Leidicke, H., Ludwig Tiecks Shakespearestudien. Zwei Kapitel zum Thema: Ludwig Tieck und das alte englische Theater. Zürich, Seemann, 1917. 62 S. [Aus der Mitte der achtziger Jahre stammt das erste Zeichen von Tiecks Bekanntschaft mit Shakespeare: damals fiel ihm Hamlet in

Eschenburgs Übersetzung in die Hand. Was ihn zunächst anzog, war das Rätselhafte und Überirdische der Geistererscheinung, überhaupt die Extravaganz, die Shakespeare mit den Epigonen der Stürmer und Dränger gemein hat. Seit 1787 sah er dann auf der Berliner Bühne den Coriolan, Hamlet, Macbeth, Othello und Shylock und kam seit 1788 im Hause des Kapellmeisters Reichardt auch mit den Darstellern in Berührung. So entstand 1783 seine Dichtung 'Sommernacht', worin er den Stratforder verherrlichte. Mit seinem Schulkameraden Wackenroder las und besprach er Shakespeare in gemeinsamer Begeisterung; durch Wackenroders Aufzeichnungen sind wir auch über sein Studium der altenglischen Dramatiker am besten unterrichtet. Spuren seiner Shakespearelektüre sollen noch in handschriftlichen Stücken aus den Jahren 1789—90 sich finden; darauf ist der Verfasser leider nicht näher eingegangen. Aus den Anmerkungen Eschenburgs gewann Tieck die Anregung, um das altenglische Theater überhaupt sich zu kümmern, so daß sein Bild von Shakespeare auch in die historische Umgebung trat. Dann ging er im Herbst 1792 nach Göttingen, wo noch Lichtenberg und der Shakespeareübersetzer Bürger wirkten, zu dessen Füßen eben A. W. Schlegel gesessen hatte. Hier kamen ihm die Schätze der Göttinger Bibliothek zustatten; das einzelne hätte aus den Ausleihregistern der Bibliothek nachgetragen werden können. Hier liest er zum ersten Male Romeo, Hamlet und Othello in englischer Sprache. Während er sich auf dem Wege nach Göttingen noch mit einem Engländer auf französisch unterhalten mußte, hat er hier, im Lande des Britenkönigs, offenbar die Sprache Shakespeares gelernt. Jetzt ging es an Ben Jonson, Webster u. a. In einem eigenen Buche wollte er eines von Shakespeares Märchenlustspielen, den Sturm, in der ursprünglichen Gestalt für die Bühne gewinnen, schrieb den ganzen Text ab, sammelte Lesarten und Anmerkungen und soll Proben seiner Übersetzung an Schiller für die 'Thalia' geschickt haben. Da diese Zeitschrift aber 1793 einging und Tieck selbst 1794 nach Berlin zurückkehrte, erschien die Arbeit hier beim jüngeren Nicolai in Buchform, 1796. Auch da wäre ein tieferes Eingehen erwünscht gewesen. — Eine Übersetzung von Ben Jonsons 'Volpone' ließ er 1798 folgen — fast nur diese Tatsache wird S. 15 erwähnt. Nachträglich streift Leidicke noch Tiecks Kritik von Boydells Shakespearebildern, die 1795 auf Empfehlung des Göttingers Heyne in der 'Bibliothek der schönen Wissenschaften' erschien. Noch später verzeichnet Leidicke die Abhandlung über 'Shakespeares Behandlung des Wunderbaren', die bereits aus Göttingen an Schiller geschickt wurde, und druckt daraus die Liste von Shakespeareaufsätzen ab, die Tieck damals plante. Bei solch unchronologischem Vorgehen kann uns die Entwicklung unmöglich klar werden. In solcher Weise erfahren wir noch Verschiedenes von Tiecks Briefen über Shakespeare, von seinem 'poetischen Journal' 1800, von seinem geplanten Roman über die ganze Periode der ae. Poesie, von seiner englischen Reise 1817, von seiner Arbeit an dem großen Shakespearebuch, das nie zustande kam, von seiner 'Vorschule Shakespeares', endlich von seinen Bemühungen um die Fortsetzung der Schlegelschen Übersetzung, von seiner Novelle 'Dichterleben', von seinen Vorträgen am Potsdamer Hofe. Fast scheint es, als hätte die Fülle des gedruckten und ungedruckten Materials den Verfasser mehr gelähmt als gefördert. Weder das Bild von Tieck selbst noch das von Shakespeare in Tiecks Auffassung wird lebendig. Doch läßt manche Andeutung hoffen, daß der Verfasser das Thema nochmals in weiterem Rahmen behandeln will.]

Klein, Elsa von, Schenkendorfs Liederspiel 'Die Bernsteinküste'. Halle a. d. S., Niemeyer, 1916. 104 S. [Dr. Elsa von Klein hat 1908 eine literarhistorische Studie über Schenkendorf veröffentlicht. Später erkannte sie den Einfluß Reichardts auf des Dichters Festspiel 'Die Bernsteinküste' und fühlte sich dadurch zu erneuter Beschäftigung mit der Lyrik Schenkendorfs bewogen. Die vorliegende Arbeit setzt Kenntnis der Studie voraus;

chaotisch häuft die vielbelesene Verfasserin zahlreiche Notizen über verschiedenartige Dinge, mit nervöser Sprunghaftigkeit geht es oft unvermittelt von einem zum anderen. Das Liederspiel wurde nach der Rückkehr des Königspaares aus Rußland im Auerswaldschen Kreise aufgeführt; erhalten sind allein das Personenverzeichnis und drei lyrische Stücke: der einleitende Gesang der Geister über den Wassern, das Lied der Bernsteinfischer und eine Romanze nach einem litauischen Volksliede (= der versunkene Ring). Die Verf. geht den Einflüssen nach, unter denen Sch. das Spiel dichtete. Für die Form war das von Reichardt geschaffene Liederspiel Muster, das Einschaltung lyrischer Stücke, besonders Volkslieder in den Text liebte; auf den Inhalt führte das starke Interesse, das im Kreise der königlichen Familie für Bernsteingewinnung und -verwertung sowie für die litauische Bevölkerung und ihre Sprache lebendig war, ferner auch die merkwürdigerweise viel Anklang findenden Phantasien eines J. G. Hasse über die Urgeschichte des Preußenlandes (das Bernsteinland = biblisches Paradies, Samland = Samos, Samothrake). Die Dekoration — Strand mit Hügel und Ruine, im Hintergrunde die See — sollte den Prinzen angenehme Reiseeindrücke aus dem Jahre 1808 in Erinnerung bringen. Den Schluß bilden Andeutungen über Schenkendorfs Heranreifen zur Kriegsdichtung, den Einfluß Gnadenfreis und der Böhmeschen Mystik, die Anregungen durch volkstümliche Dichtung. H. Löschhorn.]

Baldinger, E., Georg Herwegh. Die Gedankenwelt der 'Gedichte eines Lebendigen'. (Sprache und Dichtung, Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft, Heft 19.) Bern, A. Franke, 1917. 168 S. Geh. M. 5,50.

Köster, Albert, Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen mit einem Titelbilde. Leipzig, Teubner, 1917. 152 S. Geb. M. 3,80. [Zum dritten Male zieht das geschmackvolle Büchlein dahin, diesmal mit einem Gruß des Verfassers an die Tapferen im Felde, denen es von einem aufrechten Schweizer erzählen soll, 'der ein treuer Sohn seiner Berge und doch unbefangen genug war, Deutschland sein zweites Vaterland zu nennen'. Der Erfolg zeigt, was die Verbindung ernster Literaturforschung mit feinsinniger Darstellung selbst in schwerster Kriegszeit bei unserem Volke vermag.]

Glaser, K., Georges Rodenbach, der Dichter des toten Brügge. Marburg, Elwert (G. Braun), 1917. 79 S.

Walzel, O., Jungösterreichische Dichtung. (Internationale Monatsschrift. X, 1093—1134, 1209—1224.) Leipzig, Teubner. Sep.-Abz. [Der Krieg hat viele geistige Verhältnisse an der Donau erhellt. Walzel deutet sie sachkundig und feinsinnig. Er scheidet zwischen den Schriftstellern Wiens und des deutsch-österreichischen Landes; Grillparzer und Schnitzler sind charakteristisch für die Hauptstadt, aber nicht für die Provinzen; mögen die Nerven Wiens vielfach noch phäakisch gestimmt sein, so verrät sich in den Berggegenden ringsum ein 'Lebensernst, wie ihn das übliche Urteil über die Österreicher kaum erwarten ließe'. Schon die Auslese der Kriegsdichter, wie Walzel sie ansieht, macht dies klar. Zu lange hat der Norddeutsche auf die katholischen Landsleute im Südosten herabgeschaut wie auf gute, liebenswürdige Kinder: sie haben sich in der Not als seine einzigen wirklichen Freunde in der Welt erwiesen; umdrängt von äußeren und noch mehr von inneren Gefahren haben sie den festen Kern in sich entdeckt; sie sind und bleiben lernbegierig, fordern aber Verständnis. Hat Wien immer genügende Aufmerksamkeit auf das Geistesleben in den Provinzen gezeigt? Möge der Reichsdeutsche in dieser Hinsicht keine Unterlassung begehen!]

Deutsche Arbeit und deutsche Forschung im Ausland in der Literatur der Jahre 1912—1913 (Heft 1), 1914—1915 (Heft 2). (Literatur-Nachweise des Vereins für das Deutschtum im Ausland [Allg. Deutscher Schulverein].) Berlin W 62, Kurfürstenstraße. 40 u. 75 S.

Benignus, S., Deutsche Kraft in Südamerika. Historisch-wirtschaft-

liche Studie von der Konquista bis zur Gegenwart. (Gegenwartsfragen, II. Reihe, 2/3.) Berlin W 57, Bülowstr. 56, Verlag Politik, 1917. 95 S. M. 1.

Mausser, Otto, Deutsche Soldatensprache, ihr Aufbau und ihre Probleme, hg. vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde (Trübners Bibl. 9). Straßburg 1917. VII, 136 S. M. 3.

Walzel, Oskar, Zukunftsaufgaben deutscher Kultur. Kriegsdichtung. Zwei Aufsätze. Konstanz a. Bodensee, Reuß & Itta. 80 S.

Die deutsche Frau und der Krieg. Hg. von G. Porger. (Deutsche Schulausgaben, Bd. 164.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1916. 168 S. M. 0,80.

Deutschlands Erneuerung. Monatsschrift für das deutsche Volk. I, 1. April 1917 [E. Kühn, Deutschlands Erneuerung. — H. St. Chamberlain. Deutsche Weltanschauung. — H. Claß, Deutsche Staatskunst. — F. Lenz, Zur Erneuerung der Ethik. — O. Stählin, Deutsche Erziehungsaufgaben. — M. v. Gruber, Völkische Außenpolitik. — E. Kühn, Bild der Lage — Unerfreuliches — Erfreuliches].

Düsel, Friedrich, Verdeutschungen. Wörterbuch fürs tägliche Leben. 2. unveränd. Aufl. Braunschweig, Westermann, 1917. 176 S.

Baesecke, Georg, Wie studiert man Deutsch. Ratschläge für Anfänger. München, Osk. Beck, 1917. 26 S. M. 0,80.

Jahn, F. L., Deutsches Volkstum. Hg. und eingeleitet von H. Wolf. (Deutsche Schulausgaben, Band 156.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1916. 119 S. M. 0,90.

Sprengel, J. G., Die neuere deutsche Dichtung in der Schule. Vortrag im Freien Deutschen Hochstift. Frankfurt a. M., Diesterweg, 1911. 88 S. M. 1,20. [Die Anzeige dieser kleinen Schrift kommt reichlich spät. Und doch kommt sie gerade jetzt im rechten Augenblick. Denn dasjenige, was der Weltkrieg ohne Zweifel für unsere deutsche Schule zeitigen wird, daß nämlich die Lehre von deutscher Art und Kunst in ihren Mittelpunkt rückt, ist in der vorliegenden Arbeit, wenigstens für einen wichtigen Teil dieser Forderung, mit Sachkenntnis und Geschmack erörtert. Was hier für die neuere deutsche Dichtung verlangt wird, gilt natürlich ebenso für die Geschichtswissenschaft und vor allem auch für die bildende Kunst in der Schule, mit der es am schlimmsten steht. Das Goethesche Geleitwort, das der Verf. an den Anfang seiner Betrachtungen stellt: 'Das Wichtige aber ist das Gleichzeitige, weil es sich in uns am reinsten spiegelt und wir in ihm', müßte künftighin allen deutschen Lehrplänen Weg und Ziel weisen. Zwei Dinge erscheinen dem Verf. mit Recht ausschlaggebend für die Zukunft des Deutschtums: 'eine gesunde Nervenkraft, die nur in einem von Jugend auf gefestigten Körper wohnen kann, und eine Seele, die helläugig und willenskräftig die Aufgaben der Gegenwart begreift und erfaßt'. — Eine Frage, die mir sehr wichtig erscheint, wie weit nämlich die Entwicklung unserer Muttersprache als Grundlage aller Dichtung den Schülern nahezubringen ist, streift der Verf. im Rahmen seiner Erörterungen nur. Dieser Gegenstand wäre einmal sachkundiger Erwägung und Anleitung dringend bedürftig! Daß jeder große Dichter auch hier ein Mehrer des Reichs ist, pflegt in der Schule ganz obenhin behandelt oder völlig beiseite gelassen zu werden. Auch nach dieser Richtung muß der Lehr- und Lesestoff methodisch gesichtet und gesteigert werden. Einen guten und vielversprechenden Anfang dazu macht der Verf. durch seine starke Betonung des Wertes der poetischen Erzählungsliteratur, des Romans und der Novelle. Das waren bisher leider Stiefkinder des Unterrichts im Deutschen. Hier ruhen ungehobene Schätze, die den Heranwachsenden Welt und Leben in künstlerisch geläuterter und gesteigerter Form künden mögen. Auch 'der Menschheit große Gegenstände' sind dem Wandel der Zeiten unterworfen und haben in unserer Gegenwart neue Bezirke erobert. — Die preußischen Lehrpläne von 1901 brachten allen denen, die eine Erfüllung ihrer Forderung, daß das Deutsche im Mittelpunkt

des gesamten Unterrichts stehen solle, erhofften, eine arge Enttäuschung. Kleists 'Prinz von Homburg' wird verlangt, ein Drama von Grillparzer empfohlen, die Anregung zu einem Ausblick auf die Dichtung der Romantiker gegeben. Für die Lyrik nach Goethe sollen die im Lesebuch der unteren Klassen dargebotenen Proben neuerer Dichter ergänzt werden. Das ist so ziemlich alles, was der deutsche Unterricht den Oberklassen höherer Knabenschulen aus der Dichtung des 19. Jahrhunderts zu bieten hat. Daß in der Praxis oft mehr geboten wurde, war freiwillige Leistung und zufällige Neigung des betreffenden Lehrers, zeigt aber gleichzeitig, daß, wo ein Wille herrscht, auch ein Weg zu finden ist. Von Amts wegen wurde dieser Weg auch beschritten in den Lehrplänen für die — höheren Mädchenschulen. Hier sind schöne Resultate bereits erzielt worden, ohne daß die Stundenzahl irgendwie erheblich erhöht wurde oder andere wichtige Fächer verkümmerten. Im Gegenteil, es könnte gezeigt werden und ist tatsächlich gezeigt worden, wie ein weiter ausholender Unterricht im Deutschen andere Schulzweige nährt und stärkt — bis zu der heute mit Recht so dringend verlangten 'Bürgerkunde'. Daß dabei vielleicht jenes 'utopische Weltbürgertum' leidet, dürfte gewiß kein Schade sein, wächst doch dafür ein wirkliches Verständnis für die Fragen und Aufgaben der Gegenwart. H. Daffis.]

Walther von der Vogelweide, Ausgewählte Dichtungen. Hg. v. H. Watenphul. (Deutsche Schulausgaben, Band 155.) Bielefeld u. Leipzig, 1916. 85 S. M. 0,70.

Raimund, F., Der Verschwender. Original-Zaubermärchen in drei Aufzügen. Für den Schulgebrauch hg. von O. Rommel. (Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen und Abhandlungen.) Leipzig, Freytag, 1917. 128 S. Geb. M. 1,10.

Geibel, Emanuel, Gedichte. Für die Schule ausgewählt, mit Einleitung und Anmerkungen von O. Anthes. (Deutsche Schulausgaben, Band 158.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1916. 132 S. M. 0,90.

Moderne Redner. Ausgewählt und für den Schulgebrauch hg. von A. Landieu. 1. Bändchen. (Deutsche Schulausgaben. Band 157.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1916. 142 S. M. 1.

Deutschlands Weltpolitik. 17 Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller. Für die obersten Klassen der höheren Lehranstalten ausgewählt und mit einer Einleitung versehen von Jakob Wychgram. (Deutsche Schulausgaben, Band 162.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1916. 152 S. M. 1.

Der große Krieg. Urkunden und Briefe. Ausgewählt und für den Schulgebrauch hg. von A. Landieu. Erstes Kriegsjahr. Mit 9 Karten. (Deutsche Schulausgaben, Band 160.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1916. 220 S. M. 1,50.

Deutscher Krieg und deutscher Geist. 17 Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller. Für die obersten Klassen der höheren Lehranstalten ausgewählt und mit einer Einleitung versehen von Jakob Wychgram. (Deutsche Schulausgaben, Band 163.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1916. 156 S. M. 1,20.

Deutsche Kriegsgedichte. Ausgewählt und für den Schulgebrauch hg. von F. Kloevekorn. (Deutsche Schulausgaben, Band 159.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1916. 112 S. M. 0,80.

Kriegsnovellen. Zum Schulgebrauch hg. von E. Mackel. (Deutsche Schulausgaben, Band 166.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1917. 134 S. M. 1.

Daheim und draußen. Kriegsaufsätze. Ausgewählt und für den Schulgebrauch hg. von K. Müller. (Deutsche Schulausgaben, Band 165.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1917. 138 S. M. 1.

Aus der Liller Kriegszeitung. Ernste und fröhliche Bilder deutschen Heldentums. Für die deutsche Jugend ausgewählt von O. Richter.

(Deutsche Schulausgaben, Band 161.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1916. 230 S. M. 1,50.

Jostis, Franz, Hendrik Conscience. (Schriften der Gesellschaft zur Pflege der deutsch-flämischen Beziehungen, II.) M.-Gladbach, Volksvereinsverlag, 1917. 78 S. [Kindheit und Knabenjahre. Conscience als Schulmeister. Im bunten Rock. Er wird gedruckt. Der Löwe von Flandern. Vom Politiker zum Blumengärtner. Auf der Höhe des Schaffens. Vom 'Bartsänger' zur langen Pfeife. Im Hafen. Persönlichkeit. Literarische Kritik. Schriftenverzeichnis.]

Englisch.

Englische Studien. L, 3 [F. Holthausen, Die Leidener Glossen. — R. E. Zachrisson, Early English names with -god, -got in the second element. — J. Koch, Nochmals: die Bedeutung von Chaucers Hous of Fame. — F. Brie, Umfang und Ursprung der poetischen Beseelung in der englischen Renaissance bis zu Philip Sidney]. LI, 1. 1917 [J. H. Kern, Altenglische varia. — F. Holthausen, Textkritisches zu me. Romanzen. — B. Walker, Interchange and substitution of second elements in place names. — W. Fischer, 'The poisonous book' in O. Wilde's *Dorian Gray*. — E. Bendz, A propos de la Salomé d'Oscar Wilde]. 2 [Abhandlungen: E. Björkman, Ältere englische Personennamen mit -god, -got im zweiten Gliede. — F. Holthausen, Zu ae. Denkmälern. — L. W. Schücking, Rossettis Persönlichkeit. — C. R. Meibergen: The Woodlanders by Th. Hardy].

Anglia. XLI, 1. Juni 1917 [G. Goetze, Die Richard-Anna-Szene in Shakespeares 'Richard III.' (I, 2). — Ph. Aronstein, *Shall* und *will* zum Ausdruck der Identität im Englischen, I. — M. Förster, Die ae. Glossenhandschrift Plantinus 32 (Antwerpen) und Additional 32 246 (London). — V. Langhans, Der Prolog zu Chaucers Legende von Guten Frauen. — A. E. H. Swaen, Sir Tristan 297 u. 869. — A. E. H. Swaen, As. scēnan = ne. sheen]. 2. August [L. Baschó, Englische Schriftstellerinnen in ihren Beziehungen zur Französischen Revolution]. 3. Oktober [Ph. Aronstein, *Shall* und *will* zum Ausdruck der Idealität im Englischen, II. Teil. — H. Lange, Chaucer und die Prologe zur Legend of Gode Women. Zur Beleuchtung des Aufsatzes von V. Langhans in 'Anglia' XLI. Neue Folge Bd. XXIX, 1. — F. Holthausen, Kleinere altenglische Dichtungen].

Beiblatt zur Anglia. XXVIII, 1. Januar 1917 [Ekwall, Flügel memorial volume, containing an unpublished paper by Prof. E. Flügel. — Jespersen, Större Engelsk grammatik paa historisk grundlag. II. Syntax, förste afdeling. — Stoelke, Die Inkongruenz zwischen Subjekt und Prädikat im Englischen und den verwandten Sprachen. — Bihl, Die Wirkungen des Rhythmus in der Sprache von Chaucer und Gower. — Björkman: Krüger, Schwierigkeiten des Englischen. II. Teil. — Lüdeke: Waterhouse, The literary relations of England and Germany in the 17th century. — Ackermann: Ledderbogen, Felicia Dorothea Hemans' Lyrik. — Essays and studies of members of the English Association. Vol. IV. Col. by C. H. Herford. — Thiergen, Methodik des neuphilologischen Unterrichts]. 2. Februar [Hüttenbrenner: Funke, Die gelehrten lat. Lehn- und Fremdwörter in der ae. Literatur. — Lüdeke: Carlyle, On heroes, hero-worship and the heroic in history. — Carlyle, Historical and political essays. — Björkman, Wortgeschichtliche Kleinigkeiten]. 5. Mai [G. Benz: Wilhelm Dibelius, Charles Dickens. — J. Koch, Neuere amerikanische Chaucerschriften]. 6. Juni [Aronstein: Creizenach, Geschichte des neueren Dramas. 5. Bd. Das engl. Drama im Zeitalter Shakespeares. — Eichler: Rosen, England, ein Britenspiegel; Casement, Ges. Schriften. — Björkman, Wortgeschichtliche Kleinigkeiten]. 7. Juli [Binz: Schücking, Untersuchungen zur Bedeutungslehre der ags. Dichtersprache. — Ekwall: Goodall, Place-names of South-West Yorkshire; Albrecht, Der Sprachgebrauch des Dialektdichters Ch. E. Benham

zu Colchester in Essex. — Björkman, Zu den engl. Bei- und Spottnamen]. 8. August [Björkman: Zachrisson, Notes on English personal names; Korsch, Chaucer als Kritiker. — Ekwall: Steinhoff, Über den Gebrauch des Artikels in den englischen Werken J. Gowers mit Berücksichtigung der Anwendung im Ae. sowie im modernen Englischen. — Karpf: Smith, Harrington and his Oceana. — Lüdeke, Carlyle. Essays on German literature. — Smith, Über eine bisher unbeachtete Funktion der progressiven Form. — Björkman, Wortgeschichtliche Kleinigkeiten. — Holthausen. Das me. Spottgedicht auf die Bewohner von ? — Holthausen, Zur Aussprache des Englischen im 18. Jahrh.]. 9. September [Kellner: Wietfeld. Die Bildersprache in Shakespeares Sonetten. — Mutschmann: Christopher Marlowe, Doctor Faustus, Edward II., The Jew of Malta. — Paterna: Dibelius, Ch. Dickens. — Karpf: Isebarth, Die Psychologie der Charaktere in G. Eliot's 'The mill on the floss'. — Holthausen: Tennyson, Poems published in 1842. Ed. by Hughes. — Holthausen, Beiträge zur engl. Wortkunde I. — Björkman, Wortgeschichtliche Kleinigkeiten: 10. ae. *Clapa*. 11. ae. *Eote, Yte* usw. dän. *Yyder* 'Jüten'].

Studies in philology. XIII, 3. July 1916 [H. M. Dargan, The nature of allegory as used by Swift. — E. Long, Drayton's 'Eighth nymphal'. — P. H. Epps, Two notes on English classicism].

Plettke, Alfred, Ursprung und Ausbreitung der Angelsachsen. (Mannus VII, 347—353.) Würzburg, Kabitzsch, 1914. [Der inzwischen verstorbene Verfasser hat den Gegenstand unmittelbar nach seiner Doktorprüfung im August 1914 in einem Vortrag behandelt, dessen Hauptinhalt hier durch die Fürsorge von Prof. Kosinna festgehalten wurde; die ganze Doktorarbeit kann leider nicht so bald veröffentlicht werden. Die Gräberfunde in England zeigen, daß in der Nordhälfte des Landes Leichen- und Brandbestattung herrschte; in Kent aber finden sich nur Skelettgräber; auch Urnen von sächsischem Typus fehlen bis auf ganz vereinzelte Funde völlig. — Von Schmuckstücken haben die kreuzförmigen Fibeln die Hauptvertretung im Gebiet der Angeln sowie auf dem Festland in Schleswig-Holstein; die gleicharmigen Fibeln aber, die auf dem Festlande für das Gebiet zwischen Elb- und Wesermündung charakteristisch sind, beschränken sich in England auf das sicher sächsische Bedfordshire und auf das anstoßende Cambridgeshire. Dagegen tritt in Kent eine Keramik von völlig fränkischem Gepräge auf. Plettke vermutet, daß die Jüten, die nach Beda das alte Königreich Kent kolonisierten, mit den Euten sich decken, die in einem Briefe Theodeberts an Justinian um 540 als Anwohner des Niederrheins oder der flandrisch-französischen Küste genannt werden. Es ist schwer, diese Ergebnisse zu verwerten, bevor das Beweismaterial zu übersehen ist; mit der Zeit können allerdings die Gräberfunde sich zu einer beachtenswerten Ergänzung der alten Geschichtsberichte auswachsen.]

Holthausen, Ferd., Etymologisches Wörterbuch der englischen Sprache. Leipzig, Tauchnitz, 1917. VIII, 192 S. [Holthausen verzeichnet bei jedem Worte die Aussprache, die Hauptbedeutungen und die unmittelbare Herkunftsform und fügt auch manchen Wink über die fernere Etymologie bei. Er hat als ein Kenner mit Fleiß gearbeitet. Sein Büchlein kann sich bei dem heutigen Stande der englischen Sprachforschung nur selten durch eine neue Lehre auszeichnen, empfiehlt sich aber durch Handlichkeit. Es ist viel knapper als das bekannte etymologische Wörterbuch von Skeat und erklärt doch mehr Wörter und mit modernerer Kenntnis. Es ist reicher als Kluge-Lutz' 'English etymology', insofern es die Lehnwörter in weit größerem Umfang heranzieht. Es verhält sich wie eine Quintessenz zum großen Oxford Dictionary. Es deckt sich ungefähr mit dem verdienstlichen Wörterbuch von Grieb-Schröer, das überdies die Bedeutungen der Wörter ausführlich verfolgt, aber leider durch unglückliche Buchhandlungsverhältnisse fast vom Markte zurückgezogen ist. Was man sonst bei Grieb-

Schröer nachschlagen würde, wenn man ihn bequem im Handel bekäme. werden jetzt die meisten bei Holthausen suchen. Schröers Unglück ist Holthausens Glück.]

Schröder, Edward, Sterling. (Hansische Geschichtsblätter I, 1917, S. 1—22.) München, Duncker. [Das Wort bezeichnet nicht bloß eine Münze, sondern zugleich ein Münzgewicht und eine Münzart. Es erscheint als Benennung des engl. *penny* bei den französischen Normannen und weiterhin bei allen Franzosen seit der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts in der Form *esterlin*, das ein engl. *sterling* voraussetzt; latinisiert *sterlingus*. Dies aber erklärt sich als eine englische Ableitung des griechisch-lateinischen *stater*, das vor allem als ein Münzgewicht galt und mehrfach in der Vulgata vorkommt. Der engl. Münztypus sterling hat sich über Nordfrankreich, die Niederlande, Deutschland und Skandinavien bis nach Dorpat verbreitet, zugleich über Südfrankreich nach Spanien und Portugal. Die deutsche Sterlingsprägung begann in Köln um 1200.]

Günther, J. A. H., English synonyms explained and illustrated. 3rd edition. Groningen, Wolters, 1917. 558 S. Cloth. f. 2.90. [Methode: In alphabetischer Anordnung werden Gruppen von Wörtern besprochen, zuerst betreffs syntaktischer Konstruktion, dann betreffs inhaltlicher Bedeutung. Übersetzungen werden nicht geboten, aber eine Reihe Beispiele. Die Vollständigkeit ist nicht sehr groß; es fehlen z. B. *moan* und *complaint*, *master* und *teacher*, *might* neben *power*, *distress* neben *sorrow* u. a. Die Bedeutungsangabe ist öfters recht breit; z. B. bei *save* und *spare*. Häufig könnte man einen Unterschied einfach dadurch aufhellen, daß man den einen Ausdruck als heimisch, volkstümlich, kind-, bauern- und liedmäßig bezeichnet, den andern als geborgt, schulmäßig, reflektiv, z. B. *land* und *country*. Wozu treiben wir historische Grammatik, wenn wir sie nicht auch verwenden, um der Schule die Arbeit zu erleichtern? Der spezifische Wert des Buches liegt in der Beispielsammlung. Ihretwegen verdient es beachtet und gekauft zu werden.]

Deutschbein, Max, Sprachpsychologische Studien. Cöthen, O. Schulze, 1918. 40 S.

Jespersen, Otto, Negation in English and other languages. (Det Kgl. Danske Videnskabernes Selskab. Hist.-filol. Meddelelser I, 5.) København, A. F. Høst & Søn, 1917. 152 S.

Sundén, K. F., Essay I: The predicational categories in English. Essay II: A category of predicational change in English. (Uppsala, Universitets Årsskrift, 1916.) Uppsala, Akademiska Bokhandeln. XX, 562 S. [Kern der ungemein fleißigen und gründlichen Studie ist die Erörterung, wie aktive Verben im Englischen zu passiver Bedeutung kommen können, z. B. *read* 'lesen' oder 'sich lesen lassen'. Der erste Teil, ausgehend von Wundts Klassifizierung der Urteile, erläutert die Begriffe, Bezeichnungen und Denkgruppen; mit ihrer Hilfe baut sich dann der zweite auf. Der Verfasser streift mit seiner einbohrenden, scheinbar umständlichen Aufzählung der Prädikatsmöglichkeiten stark ins Gebiet der Grammatik-Philosophie hinüber. Unleugbar wird sich der Syntaxforscher in Zukunft mehr als bisher mit Logik abgeben müssen, und es ist nur zu wünschen, daß er dabei nicht allzu subtil vorgehe; denn Sprache lebt nicht bloß im Munde der Gebildeten und Gelehrten, sondern auch des Volkes, und letzteres betätigt oft sogar mehr Entwicklungskraft. Im zweiten Teil steht Sundén auf sprachgeschichtlichem Boden. Er zählt die ne., me. und ae. Verben auf, die außer der transitiven Bedeutung ausdrücken können: a) *reflexivity*, b) *state and attribution*, c) *action and perception*, d) *existence and relation*, e) nichts anderes, f) *attribution*, und unterscheidet bei letzterer Kategorie wieder mehrere Unterklassen: 1. *temporal*, 2. *modal*, 3. *resultative*. Das Streben des Verfassers nach Vollständigkeit macht es hiebei dem Leser nicht leicht zu folgen, und ich weiß nicht, ob ich ihn immer restlos verstanden habe.

Das Schlußkapitel, das drei Fünftel des Buches umfaßt, nimmt dann die einzelnen Verben vor und fragt, wann und unter welchen Einflüssen sie sich passivierten. Hier kommt der Sprachhistoriker zu seinem vollen Recht. Allerdings sind die Ergebnisse keineswegs einheitlicher Natur; denn es handelt sich nicht bloß um syntaktisches Wachstum, sondern zugleich um stilistisches Bedürfnis. Am stärksten fühlbar machen sich die Veränderungen vielleicht im 15. Jahrhundert; aber das kann damit zusammenhängen, daß gerade damals die englische Prosa emporblühte und besonders zahlreiche Belege darbot. Zugleich zeigt sich hier fast auf jeder Seite, wie förderlich das NED ist. — Nach dieser grundlegenden Arbeit Sundéns dürfte es sich zunächst empfehlen, eine Anzahl wichtiger Einzelverben für sich unter Heranziehung vermehrten Materials durch die Jahrhunderte der englischen Sprachentwicklung und durch die breite Gegenwartsliteratur zu verfolgen. Aber so viel leuchtet bereits aus Sundéns Buch hervor: nicht bloß Grammatikformen stehen dabei zur Frage, sondern noch viel mehr Denkweisen, und es ist ein Hauptverdienst von ihm, dies vollauf erkannt und seine Methode danach eingerichtet zu haben.]

Leitzmann, Albert, Walther und Hiltgunt bei den Angelsachsen. Halle, Niemeyer, 1917. 27 S. [Die beiden ags. Textseiten, die wir vom Denkmal bekanntlich besitzen, werden nochmals mitgeteilt, dann übersetzt und eingehend erklärt, worauf als Hauptfrage die nach der Quelle an die Reihe kommt. Wir sollen die älteste Gestalt der Walthersage gewinnen, zu der die Forschung zurückgreifen kann. Schritt für Schritt erweist sich enge Verwandtschaft mit der Ekkehard-Fassung; doch sind überall zugleich Abweichungen zu finden, wie sie zwischen verschiedenen Aufzeichnungen einer und derselben Sage sich ja immer einstellen, solange die Sage lebendig ist. Mehr scheinen uns auch die Ortsnamen mit *Waldere* nicht zu lehren, die Binz, PBB XX, zusammengestellt hat. Auffällig ist es, daß der Held dieser beliebten, mit dem Hofe Attilas fest verknüpften Sage im 'Widsith' nicht vorkommt; war er für die politisch-kriegerische Art dieses Denkmals zu novellistisch? Glückliche Liebespaare sind sonst in der germanischen Heldendichtung ganz selten; ausnahmsweise begegnet noch eins im Eadwacer-Gedicht, auch auf ags. Boden, und dies, obwohl aus gotischem Kreise, ist im 'Widsith' ebenso übergangen. Ob auch Hild und Geat im 'Deor' sowie die Botschaft des Gemahls und der Frau hieherzuziehen sind? Dann könnte man einem Teil der spezifisch ags. Heldensage bereits einen romantischen Eigencharakter zusprechen und die Liebesballaden von Athelstan und Edgar, wie sie Wilhelm von Malmesbury bereits um 1124 bezeugt, gut daranknüpfen.]

Die ältere Genesis, mit Einleitung, Anmerkungen, Glossar und den lat. Quellen hg. von F. Holthausen. (Morsbachs und Holthausens ae. und me. Texte, 7.) Heidelberg, Winter, 1914. X, 132 S. M. 2,80. [Das Vorwort erklärt die ae. Genesis als das 'älteste Epos in einer germanischen Sprache, das uns erhalten ist'. Die Einleitung S. IX begründet dies damit, daß das Epos dem Beowulfdichter bekannt war, wie zahlreiche Entlehnungen beweisen, vgl. Klaeber, Engl. Stud. XLII, 321 ff. Entstehungszeit: 'Anfang 8. Jahrh.' Spuren des anglischen Originals sieht Holthausen in einigen Verwechslungen von *ea* und *eo*. Die Hs. wurde neu kollationiert, wobei sich noch einige kleine Berichtigungen ergaben: die Quelle — Vulgata — wird mitgeteilt, soweit als der Dichter sie benutzte. Das Glossar orientiert knapp den Anfänger, doch mit Beifügung nützlicher Etymologien. Angenehme Literaturverzeichnisse.]

Cynewulfs Elene (Kreuzauffindung), mit Einleitung, Glossar, Anmerkungen und der lateinischen Quelle hg. von F. Holthausen. (Morsbachs und Holthausens ae. und me. Texte, 4.) 3. verb. Auflage. Heidelberg, Winter, 1914. XVI, 103 S. M. 2. [In dieser Auflage ist die neuere Literatur nachgetragen, auch der Text etwas gebessert und hauptsächlich Anmerkungen beigefügt mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Anfänger.]

Bonifatii et Lulli epistolae. (Epistolae selectae. In usum scholarum ex monumentis Germaniae historicis separatim editae. Tom. I.) Berlin, Weidmann, 1916. XL, 321 S. [Der Band, besorgt von M. Tangl, eröffnet eine neue Ausgabenreihe der M. G. Er bringt sämtliche Briefe des Bonifaz und Lull mit dem gesamten Überlieferungsapparat. Die Einleitung beschreibt die Handschriften und sagt mancherlei Neues über ihre Vorgeschichte. Außerdem hat Tangl die Briefe genauer als bisher datiert und ihre Benutzung durch mehrere Register erleichtert. Wieviel der Anglist daraus an Realien über das ausgehende Heidentum lernen kann, ersieht man schon aus dem Sachregister unter den Schlagwörtern *auguria, daemon, draco*, griechische Wörter, *idola, incantatores*. Bemerkenswert ist auch der Ausdruck *niedfeor*, wie eine Hs. liest, *niedfers*, wie die zweite bietet. Der Majordom Karlmann gebraucht ihn, um Beschlüsse der fränkischen Synoden von 742—43 zu verkünden; gemeint hat er *sacrilegos ignes*, ob aber die Form fränkisch und nicht etwa durch die Kopisten des Bonifaz ins Ags. gewendet ist, bleibt zu erörtern.]

T a n g l, M., Studien zur Neuausgabe der Bonifaziusbriefe I. (Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XL, 641—790.) Hannover, Hahn, 1916. [Auf die schätzenswerte Neuausgabe der Bonifaziusbriefe bei Weidmann, 1916, läßt hier Tangl zunächst eine sehr eingehende Studie über die hds. Überlieferung folgen, aus der sich namentlich ergibt, daß die Münchener Hs. nicht erst ins 10. Jahrhundert fällt, sondern bereits in das früh 9. oder spät 8., daß daher die ags. Eigennamen dieser Hs. noch in Sweets O. E. T. gehört hätten. Interessant ist auch die Geheimschrift zwischen Bonifazius und Lull, die Tangl scharfsinnig deutet, und die Festlegung des Todesjahres von Bonifazius auf 754.]

S p a e t h e n, M., Giraldus Cambrensis und Thomas von Evesham über die von ihnen an der Kurie geführten Prozesse. (Sonderabdruck aus dem Neuen Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde XXXI, 597—649.)

B r a n d l, A., und O. Z i p p e l, Mittelenglische Sprach- und Literaturproben. Ersatz für Mätzners Altenglische Sprachproben. Mit etymologischem Wörterbuch zugleich für Chaucer. Berlin, Weidmann, 1917. VII, 423 S. M. 6,60. [I. Chronicles. 1. Laȝamon, Brut: Introduction; Arthur's death. Sources: Geoffrey of Monmouth; Wace. — 2. Robert of Gloucester, The chronicle: Autobiographical; Arthur's death. — 3. Robert Mannyng of Brunne, The story of England: Introduction; Arthur's death. Source: Pierre de Langtoft. — II. Romances. 1. King Horn: Introduction; The return of Horn. Parallel texts: Roman de Horn; Horn childe; Hind Horn ballads. — 2. Havelok: Introduction; The marriage of Havelok; The dream; Feast with minstrels. Parallel texts: Gaimar; Lai d'Haveloc. — 3. Sir Tristrem: Introduction; The end of the poem. Source: Thomas. — 4. Sir Gawayne and the green knight: Description of the year; Description of the castle. — III. Romaunts. 1. King Alisaunder: Alisaunder's death. Source: Thomas de Kent. — 2. John Barber, Bruce: Barber on the making of his book; Barber on ballads; Bruce's death. — 3. Mort Arthur alliterative: Andrew of Wyntoun on Huchown; Arthur's death. — 4. Mort Arthur in stanzas: Arthur's death. — IV. Sacred poetry. 1. Orrm, The Orrmulum: Introduction; Birth of Jesus. Source: Vulgate, Lucas II. — 2. Genesis and Exodus. Creation. Source: Petrus Comestor. — 3. South English legendary: Marriage of the Virgin. Sources: Evangelium de nativitate Mariae; Pseudo-Matthaeus; Wace. Birth of Jesus. Source: Pseudo-Matthaeus. — 4. Cursor mundi: Marriage of the Virgin; Birth of Jesus. — 5. Metrical homilies: Sermon on the nativity of Christ. Source: Acta sanctorum. — 6. William of Shoreham: The five joys of the Virgin Mary. — 7. A Christmas carol. — V. Fabliaux. 1. The fox and the wolf. Parallel texts: Roman de Renart. — 2. Dame Siriz. Parallel text: Petrus Alphonsi. — VI. Love poetry:

1. Owl and nightingale. Source: Alexander Neckam. — 2. Blow, northerne wynd! — 3. Love song: 'As I stod.' — VII. Political poetry: Song on the battle of Lewes 1264. — 2. Song on the execution of Sir Simon Fraser 1306. — 3. Prophecies on the battle of Bannockburn 1314. Source: Geoffrey of Monmouth. — 4. Song of the husbandman. — 5. Laurence Minot, The battle of Crecy 1346. — 6. Ballad on the Scottish wars. — VIII. Elegiac: 1. Pearl. — 2. The minstrel's farewell. — IX. Didactic poetry: 1. The proverbs of Alfred. — 2. Robert Mannyng of Brunne, Handlyng synne: Autobiographical; The sacrilegious carollers. Sources: William of Wadington and the Latin text. — 3. Richard Rolle of Hampole, The pricke of conscience: Biographical notice from the Officium. Creation. — 4. William Langland, Piers Plowman: Langland on himself; Lady Meed before the king. — 5. John Gower, Confessio amantis: Introduction; Pyramus and Thisbe. Source: Ovid. — X. Longer political poems: 1. Adam Davy, Five dreams about Edward II. — 2. On the times. — 3. Poem on the evil times of Edward II. — XI. Drama: 1. Interludium de clerico et puella. — 2. York mysteries: The journey to Bethlehem. The angels and the shepherds. — 3. Towneley plays: Secunda pastorum. Parallel text: Latin play of a deceitfuhl peasant and his dream. — XII. Prose. 1. Ancren riwle: The seven deadly sins. — 2. Sawles warde. — 3. Proclamation of Henry III. 1238, with the French version. — 4. Dan Michel, Ayenbite of inwyt· Dan Michel on himself and on his book; Custody of the soul. Source: Hugo de St. Victore. — 5. Translations of the gospel: The birth of Jesus (Anonymus of 14th century, Wycliffe, Purvey). — 6. John Wycliffe, Sermon on the nativity. — 7. Petition from the folk of mercerye, London 1586 — Appendix. Thomas Malory, Morte d'Arthur: Thomas Malory on himself and on his book. Arthur's death. — Glossary.]

Marcus, Hans, Die Schreibung *ou* in frühme. Hss. Diss. Berlin, Meyer & Müller, 1917. 157 S. [Das Problem. Das Material. Alter und Herkunft der Schreibung. Ihre Verwendung für die Kenntnis der Quantität. Aussprache.]

Sanders, Hermann, Der syntaktische Gebrauch des Infinitivs im Frühme. (Holthausens Kieler Studien. N. F. 7.) Heidelberg, Winter, 1915. XX, 114 S. M. 3,50. [Bibliographie. Die syntaktischen Formen des Infinitivs. Die syntaktischen Funktionen.]

Laeseke, Bernhard, Ein Beitrag zur Stellung des Verbums im Orrmulum. Diss. Kiel. Berlin, Ebering, 1917. VIII, 113 S.

Zschech, F., Die Kritik des Reims in England. Diss. Gießen. Berlin, Ebering, 1916. VII, 37 S.

Cummings, Hubertis M., The indebtedness of Chaucer's works to the Italian works of Boccaccio. Diss. Princeton. 202 S. $ 1,25. [Von den italienischen Werken des Boccaz sollen nur Filostrato und Teseïde auf Chaucer gewirkt haben. Die von verschiedenen Forschern behaupteten Einflüsse anderer italienisch geschriebener Werke von ihm werden in eingehender Kritik zurückgewiesen. Namentlich soll der Decamerone in keinerlei genetischer Beziehung zum Grundplan der Canterbury-Geschichten stehen. Letztere Negation ist wohl am schwächsten bewiesen. Die Erzähler Chaucers vereinigen sich doch in einer Weise, die in charakteristischen Einzelpunkten an Boccaz erinnert, während sie den anderen Rahmenerzählungen, von denen er wissen konnte, fernsteht. Im Hintergrunde steht Krankheit vieler — bei Boccaz die Pest, bei Chaucer wenigstens Andeutung, daß der heilige Thomas Becket half, *hwen that they were seke*. Der Ort der Versammlung liegt in der Stadt — bei Boccaz in einer Kirche, bei Chaucer in einem Gasthaus; beide nennen das Gebäude mit Namen. In beiden Dichtungen ziehen die Erzähler aufs Land hinaus und wollen sich mit Geschichten die Zeit kürzen. Das sind immerhin bemerkenswerte Übereinstimmungen. Auch wird man bei der Berühmtheit und allgemeinen Beliebtheit des De-

camerone nicht umhin können, es seltsam zu finden, daß gerade dieser dem Auge Chaucers entronnen sei, während er eine Reihe schwächerer Werke des Boccaz in englischer und in lateinischer Sprache eingehend benützte. Aber man wird zugeben müssen: ein strikter Beweis für seine Abhängigkeit vom Decamerone wird nicht zu erbringen sein. — In zweiter Linie beschäftigt sich Cummings mit den Veränderungen, die Chaucer am Filostrato und an der Teseïde vornahm. Die drei Hauptpersonen des Filostrato, Troilus, Creseide und Paudar, sind beim Engländer insgesamt sentimentaler geworden; Creseide hat überdies viel von der Schlauheit der jungen Witwe bekommen, und Pandar, aus dem Vetter in den Onkel des Liebhabers verwandelt, hat die Sophistik des reiferen Alters angenommen. Aber man darf nicht so weit gehen, das Liebespaar als ausgelassen zu betrachten oder Pandar als schlechten Freund. 'It is only Chaucer's mature spirit half in conflict with itself', der die Veränderung in den Personen hervorruft (S. 121 f.). Darf man wohl neben der persönlichen Abart des nordischen Dichters auch den Ton des *fabliau* mit dafür verantwortlich machen, daß die bei Boccaz wesentlich heroischen Liebesleute in der Darstellung Chaucers zu wesentlich gemischten Charakteren geworden sind? Das *fabliau* war doch die literarische Grundlage von Chaucers Komik; es hat seine Art, die Welt zu betrachten, tief durchdrungen; immer wieder habe ich bei seinen Bearbeitungen italienischer Ritterromantik den Eindruck, als wäre es wie eine gewohnte Melodie hineingeschlüpft in seine Auffassung konventioneller Heroik. Dazu stimmt es, daß Chaucer nach Cummings auch die Teseïde im 'Palamon und Arcitas' konkreter nacherzählt, realistischer, also mit einem leisen, durchgehenden Abfall aus dem heroischen Tone. Cummings geht dabei in der Bekämpfung jener Kritiker, die von Chaucers Humor sprechen, so weit, daß er durchaus den *worthy man* erzählen hört, dem Chaucer in den Canterbury-Geschichten diese Ritterromanze in den Mund gelegt hat: a fact that should go far in the way of evidence that the story of *Palamon and Arcite* was not written by Chaucer before the poet's imagination was already busied with conception of the *Canterbury tales* (S. 146). — Endlich setzt sich Cummings dafür ein, daß Chaucer unter *Lollius* niemand anderen meinte als den Verfasser des Filostrato, d. h. Boccaz. Von einer persönlichen Bekanntschaft der beiden Dichter will er nichts wissen und möglichst wenig auch von einem Stileinfluß des Italieners auf den Engländer; Boccaz war nach ihm für Chaucer 'a source rather than a model' S. 199. — Man wird dieser Studie nicht bloß Fleiß und Scharfsinn nachrühmen müssen, sondern auch selbständige Kritik. Sie bedeutet nach einer Periode zu leichten Glaubens an italienische Einwirkung einen Rückschlag zu möglichst großer Skeptik. Die Begriffe, um die es sich dabei handelt, namentlich die der Romantik, der Realistik und des Humors, haben allerdings so vage Grenzen, daß es hier besonders schwierig ist, die Ergebnisse überzeuglich zu formulieren.]

J o e r d e n, O., Das Verhältnis von Wort-, Satz- und Versakzent in Chaucers Canterbury tales. (Stud. z. engl. Philologie, hg. von L. Morsbach, LV.) Halle, Niemeyer, 1915. 56 S. [Die silbenzählenden Metren des Französischen wurden im Englischen in taktierende Metren umgesetzt. Die ganz anderen Grundsätze der bisherigen Verskunst zersprengen aber die regelmäßige Abfolge von Hebung und Senkung und die Gleichzahl der Silben in allen Versen. Die einen Dichter halten sich sklavisch an die Forderungen der neuen Schule, ihre Sprachgewandtheit reicht aber nicht aus, ihnen vollkommen gerecht zu werden, und sie vergewaltigen daher die Sprache dem Versschema zuliebe. Die anderen halten sich nicht so sehr an die Regel, sie gestatten sich Freiheiten, die das neuaufgestellte Schema durchbrechen. Keines Gestaltungskraft reichte jedoch hin, unter Aufrechterhaltung des taktierenden Prinzips und der Gleichzahl der Silben aus künstlerischen Grundsätzen eine freiere Rhythmisierung der Sprache durch-

zuführen. Chaucer ist der erste, der diese später, etwa bei Shakespeare, zu höchster Vollkommenheit ausgebildete Kunst anzuwenden versteht. — Joerdens Untersuchung zeigt im einzelnen, in welcher Art sich Chaucer Freiheiten gegenüber dem starren Schema gestattet. Er behandelt zuerst die Verse, in denen die Silbenzahl verändert wird, also die mit fehlendem Auftakt oder fehlender unbetonter Silbe nach stumpfer Zäsur (Verse mit Silbenvermehrung kommen bei Chaucer nicht vor; s. S. 16), dann Verse mit der gleichen Erscheinung, in denen aber die normale Silbenzahl durch Hinzutreten unbetonter Silben wiederhergestellt wird, jedoch auf Kosten der regelmäßigen Abfolge von Hebung und Senkung (so erklärt J. die sogenannte 'Taktumstellung' nach Morsbach, S. 24), endlich Verse, in denen Wort- oder Satzakzent mit dem Versakzent nicht zusammenfallen, die also freier rhythmisiert sind. Mit Recht beschränkt sich J. auf den fünftaktigen Vers. Hier entfaltet sich Chaucers Meisterschaft, und hier bietet auch das Versmaß am meisten Gelegenheit dazu. In der Darstellung ist J. klar und übersichtlich; seine Auffassung von Metrik ist frei von mechanischem Schematismus, man merkt des Verf. gründliche Schulung in sprachlichen Dingen, sein Verständnis für die Erscheinungen des Sprachrhythmus. Ästhetisch-künstlerisch wertet er die Ergebnisse der metrischen Untersuchung nur gelegentlich und beiläufig. Es lag auch nicht in des Verf. Absicht, der nur Tatsächliches feststellen wollte, durch die aufgedeckte Mannigfaltigkeit uns aber genügend Einblick in den Formenreichtum Chaucerscher Kunst gewährt, so daß sein Buch gewiß ein wertvoller Beitrag zur Erkenntnis seines Dichtergenius ist. K. Brunner.]

Eberhard, O., Der Bauernaufstand vom Jahre 1381 in der englischen Poesie. (Angl. Forschung., hg. von J. Hoops, 51.) Heidelberg, C. Winter. 1917. XII, 136 S. M. 4,50. [Der Einfluß der geistlichen Satire, speziell des Langland, auf die geistlichen Führer des Aufstandes ist bezeugt; Eberhard arbeitete hierin auf verläßlicher Grundlage. Daß die Satire ihren Ausgangspunkt in der Bewegung des Thomas Becket hatte und seit dessen Zeit durch mannigfache Faktoren geschürt wurde, konnte vielleicht noch genauer gezeigt werden. Die Darstellung des Aufstandes bei den späteren Historikern ist ein Maßstab ihres Realismus; Holinshed ist in der höfischen Ergebenheit am weitesten gegangen; das hat natürlich auf Shakespeare abgefärbt, obwohl dieser im Grunde mehr den Standpunkt der City-Bürger und der humanistischen Schulleute vertritt. Nach Shakespeare hat sich von bedeutenden Dichtern nur noch Morris mit dem Vorfall beschäftigt — leider wird sein 'John Ball' hier nur flüchtig gestreift. Das Jugendwerk des Southey wurde für ihn zum Altersskandal; da wäre gute Gelegenheit gewesen, einmal auf Grund seiner zahlreichen Briefe und Artikel herauszuschälen, was ihn zu solch flagranter Sinnesveränderung veranlaßte. Es steht dem Anglisten gut an, wenn er bei solcher Gelegenheit aus dem eng literarischen Bereich sich hinauswagt ins politische Getriebe. Am Schluß faßt Eberhard überzeuglich die Umstände zusammen, aus denen sich ergibt, daß Jack Straw nur ein Phantasiename für Wat Tyler war.]

Arvidson, J. M., The language of Titus and Vespasian or the destruction of Jerusalem. Ms. Pepys 37. (Magdalene College, Cambridge. Nr. 2014.) Lund, H. Ohlson, 1916. XIII, 129 S.

Götz, A. J., Die komischen Bestandteile von Shakespeares Tragödien in der literarischen Kritik Englands. Diss. Gießen. Worms, Buchdruckerei Kranzbühler. 1917. 140 S. [I. Abschnitt: Umfang der komischen Bestandteile; ihre Beurteilung durch die englische Kritik vor 1642, bis 1700, im 18. Jahrhundert, im Anfang des 19. Jahrhundert. II. Kritik dieser Kritiker: die Tradition, Verhältnis zur Natur; Beziehungen von Komik und Tragik untereinander; künstlerische Frucht dieser Mischung. Literaturverzeichnis. — Eine wohlgewählte, lehrreiche Zusammenstellung.]

König Richard II. Tragödie von W. Shakespeare. Deutsche Wiedergabe

von Josef Kohler. Berlin, Decker, 1918. 164 S. [Kohler hat Schlegels Übersetzung nicht etwa bloß nachzubessern unternommen, sondern sie beiseitegelegt und das englische Original ganz aus eigener Kraft in deutsche Rede umgegossen: das ist energische Arbeit, die sich unter allen Umständen Achtung erzwingt. Einem so gewiegten Umdichter, wie es Kohler ist, mußte mancher Wurf gelingen, und schon wenn er Schlegel mit anderen Worten nur gleichkam, ist für die Weiterbildung unserer Sprache und die Modernisierung Shakespeares Erhebliches geleistet. Daß Schlegel hiermit erledigt sei, wird man nicht ohne weiteres glauben. Die neue Übertragung ist im allgemeinen freier, fließender und mehr in gewohntem Deutsch abgefaßt; ob auch meistens besser, wird am sichersten der Gebrauch entscheiden. Jedenfalls wird sie den sorgsamen Theaterdirektoren, die vor oder bei der Leseprobe den Schlegelschen Text da und dort zurechtrenken, ein wertvolles Hilfsmittel sein. Als Probe sei der Anfang von Gaunts Sterberede auf England abgedruckt:

O Eiland, königlich mit Kron und Zepter,
O Land der Majestät, o Sitz des Mars,
Du zweites Eden, fast ein Paradies,
O Veste, die Natur sich selbst gebaut
Zur Sichrung gegen Krieg und schleichend Unheil,
O glücklich Volk, wie eine kleine Welt!
O Edelstein im Silberglanz der See,
Die dich als Wall und Graben schützt und hütet
Trotz aller Scheelsucht deiner grimmen Feinde,
Die, nicht so glücklich, deinen Glanz beneiden!
Gesegnet Land, mein Königreich, mein England,
Du Amme, Mutterschoß erlauchter Herrscher,
Die, mächtig durch Geburt und durch Geschlecht,
Bis in die Ferne trugen deinen Ruhm,
Im Dienst des Kreuzes treu als Ritter kämpfend
Am heilgen Grabe in der Juden Lande,
Wo unser Heiland einst die Welt erlöst!
Du Wiege ruhmgewaltger Männer, doppelt
Gesegnet in dem ganzen Erdenrund,
Du bist, ich sterbe, wenn ich's jetzo sage,
Verpachtet und vermietet gleich der Farm!

Mai-Rodegg, Gustav, Hamlet-Entdeckungen eines Schauspielers. Mit einem Geleitwort von Jos. Kohler. 2. durchges. Aufl. Berlin, Osterheld & Ko., 1917. 111 S. [Dieser einbohrenden Arbeit eines denkenden Bühnenkünstlers ist der Erfolg einer 2. Auflage bestens zu gönnen.]

Schelenz, Hermann, Pflanzensymbolik bei Shakespeare. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, begr. von K. Weinhold. 26. Jahrg. 2. Heft. 1916.) [Es handelt sich wesentlich um zwei Stellen bei Shakespeare: die Gaben der Perdita auf dem Schafschurfest, Wintermärchen IV, 2—3, und die Blumen in Ophelias Kränzen, Hamlet IV, 5. Manchmal ist es bloß der Name, manchmal auch eine tiefere volkskundliche Vorstellung, die der Ausdeutung der Blumen zugrunde liegt.]

Wenzel, Paul, Cyril Tourneurs Stellung in der Geschichte des englischen Dramas. Breslauer Diss. 1917. 136 S. [Tourneurs einziges Werk, das wir nicht besitzen, ist 'The atheist's tragedy'. Sie ist ins Jahr 1603 zu versetzen, geht also, mit den Rochetragödien von Marston, Chettle und Jonson, dem Hamlet Shakespeares nicht voran, sondern folgt ihm nach als Mitbeweis für dessen Eindruck auf die Zeitgenossen. Dem Atheismus im damaligen London spürte W. besonders bei Ascham, Marlowe und Burton nach; als Quelle dafür ergibt sich hauptsächlich Italien und Giordano Bruno und Machiavelli, sowie Lucrez. Man kann nicht verlangen, daß eine so tief gründende Bewegung in einer Tourneur-Diss. erschöpft werde. Tour-

neur scheint den Überzeugungskonflikt wesentlich nur als Motiv gefaßt zu haben. Er hat auch die Puritaner hereingezogen und schärfer angepackt, als es spätere Dramatiker zu tun pflegten. In der Darlegung seines Wollens und Schaffens wird W. lebhaft und beredt. Die Arbeit verdient Beachtung.]

Lee, N., The tragedy of Nero, Emperour of Rome, nach der Originalquarto von 1675 und hs. Verbesserungen des Dichters hg. und mit Einleitung, Anmerkungen und den Variationen späterer Ausgaben versehen von R. Forstmann. (Holthausens Kieler Studien, N. F. 6.) Heidelberg, Winter, 1914. 76 S. M. 2,20.

Rosenberg, Alfred, Longinus in England bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Diss. Berlin, Mayer & Müller, 1917. 160 S. [I. Bis zum Erscheinen von Boileaus Übersetzung 1674. II. Die Zeit des eigentlichen Einflusses, bis 1800: Ausgang; Übersetzungen; Longin als Schulbuch; Einwirkungen auf die Gruppe der Geniekritiker, der Sensualisten sowie auf Shaftesbury, Sterne, Gray, Walpole, Gibbon u. a. Ergebnis: Longin brachte keine absolut neuen Gedanken, hat aber die Ausbildung und Vertiefung vorhandener Gedanken wesentlich gefördert, namentlich half er die Kunstkritik vom Joche der Regeln befreien.]

Spaeth, S. G., Milton's knowledge of music, its sources and its significance in his works. Diss. Princeton, University Library, 1913. VI, 186 S. [Schon vom Vater in Musik unterrichtet, hat es Milton auf der Orgel und im Gesang weit gebracht, auch die Baßgeige gelernt, in die Theorie der Tonkunst sich versenkt und nicht bloß Seele von einem Musikwerk verlangt, sondern an einen musikalischen Ausdruck der Weltseele ernsthaft geglaubt. Bei solcher Vorbildung und Überzeugung gehörte er natürlich nicht zu den oberflächlichen Hofleuten, die mit Karl II. eine leichtfaßliche Melodie für die Hauptsache hielten, sondern zu der älteren Klasse tiefer, oft zugleich puritanischer Musikfreunde, die sich besonders an der künstlerischen Durchdringung mehrerer Stimmen erfreuten, also an der scheinbar labyrinthischen Form, die von Morley in der Zeit Shakespeares als Fuge angesprochen wurde, S. 47. Eine Menge Anspielungen im 'Verlorenen Paradies' werden dadurch begreiflich, namentlich aber die oft nachgeahmte Stelle im Allegro von 'linked sweetness, long drawn out, the melting voice through mazes running'. Das Buch von Spaeth ist eine wirkliche Bereicherung unserer Milton-Kenntnis; man sieht, daß er nicht umsonst in Italien große Musiker gehört und daheim mit dem Komponisten Lawes Freundschaft gepflogen hat.]

Gabrielson, A., The earliest Swedish works on English pronunciation (before 1750). (Studier i modern sprak vetenskap VI, 1.) Uppsala, Almquist, 1917. 80 S. [Die Bibliographie zählt eine beträchtliche Reihe einschlägiger Grammatiker auf, an der Spitze Lagerström, kurz nach 1730 geb. in Stettin, das ja damals in schwedischem Besitz war. Er richtete sich nach der deutschen Ausgabe von John Kings 'English grammar' 1715, übersetzte richtig, fügte aber nur wenig Eignes hinzu. Es folgte Serenius 1741, der sein englisches Wissen in London als Pastor der schwedischen Gemeinde gewann; auch er hängt von König — dem verdeutschten King — und außerdem von Ludwig 1717 ab, übernimmt ihre Regeln aber frei und weicht nicht selten in bezug auf Aussprache von ihnen ab, teils um zu kürzen, teils um dem lebendigen Englisch seiner Zeit Rechnung zu tragen. Die Ausbeute aus ihm ist beträchtlich. Dagegen hat Cullin 1744, der schwerlich in England war, nur eine Kompilation geboten, aus König, Ludwig und Serenius zusammen. Manchmal hat er evidente Fehler hineingebracht, manchmal den Text vereinfacht oder zusammengedrängt, selten ihn selbständig vermehrt. Seine Regeln und Lautangaben entbehren der Folgerichtigkeit. Krack 1748, ein geborener Däne, der als 'translator publicus' in Gothenburg wirkte, borgte hauptsächlich von König, außerdem besonders von Arnolds 'Grammatica Anglicana' (Leipzig 1736) und von Lediard, 'Grammatica Anglicana' (Hamburg 1726). Was er selbständig bietet, scheint

er von dem englischen Pfarrer in Gothenburg, Rev. George Nash, zu haben. Es wird von Gabrielson sorgsam verzeichnet. Diese Filiation der Zeugen gibt der Studie den charakteristischen Wert; auf ihr beruht die Zusammenstellung und Kritik der linguistischen Ergebnisse auf den Schlußseiten.]

Moebus, Otto, Leigh Hunts Kritik der Entwicklung der englischen Literatur bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Diss. Straßburg i. E. 1916. XII, 181 S. [Nach einer Biographie und einem alphabetischen Verzeichnis der von Hunt beurteilten Autoren werden zunächst einige Urteile englischer Literarhistoriker über Hunt abgedruckt und dann auszugsweise mitgeteilt, was Hunt über englische Schriftsteller seit Chaucer gedacht hat. Die Anordnung ist vielfach chronologisch, aber im einzelnen nicht immer ersichtlich. Die Grundsätze, nach denen Hunt urteilte, bleiben unerörtert. Coleridge, von dem er am meisten gelernt hat, namentlich die Unterscheidung von *imagination* und *fancy*, wird nirgends erwähnt.]

Bußmann, E., Tennysons Dialektdichtungen nebst einer Übersicht über den Gebrauch des Dialekts in der englischen Literatur vor Tennyson. Diss. Münster. Weimar, R. Wagner Sohn. 1917. 66 S.

Jacobson, Anna, Charles Kingsleys Beziehungen zu Deutschland. (Anglistische Forschungen, hg. von J. Hoops, 52.) Heidelberg, Winter. 1917. VIII, 100 S. [Kingsley hat bereits mit 16 Jahren eine Schrift von Krummacher, 'Johannes der Täufer', für die Religious Tract Society übersetzt, die 1833 erschienen war; er hat also früh, schon vor Carlyles Auftreten, und durch religiöse Anregung Deutsch gelernt. Später wurde ihm Carlyle ein wertvoller Weggenosse. Seine Kenntnis unserer Sprache ging so weit, daß sie sich in seinem Stil fühlbar machte; er war nicht bloß in der Literatur unseres Volkes sehr belesen, sondern auch in der Philosophie und Theologie, Geschichte, Sprach- und Naturwissenschaft; er kannte deutsche Malerei und Musik; er schätzte das Germanentum als Schwester des Engländertums mit voller Aufrichtigkeit. All das wird von Jacobson hier klargelegt; daß er auch Ausstellungen erhob, an der heiligen Elisabeth die Askese ablehnte und die Goten deshalb für verloren hielt, weil sie eine sklavenhaltende Aristokratie waren, durfte miterwähnt werden. Auch der künstlerische Einfluß deutscher Schriften auf das Schaffen Kingsleys war bemerkenswert; sein Erstlingswerk z. B., das Elisabethdrama, ist noch niemals mit der Quelle verglichen worden.]

Proesler, Hans, Walter Pater und sein Verhältnis zur deutschen Literatur. Diss. Freiburg i. Br., 1917. 110 S. [Trotz Reisen nach Heidelberg, Dresden und München ist Pater, der niemals unsere Sprache recht lernte, nur ein oberflächlicher Kenner deutschen Geisteslebens von c. 1750 bis 1850 geblieben. Der religionslose Hedonismus und antikisierende Schönheitsdrang, der sein Wesen ausmachte, führte ihn vorbei an unserer Philosophie, Romantik und Volksdichtung; selbst Heine und Nietzsche sagten ihm wenig, nur Winckelmann als Altertumsfreund und hauptsächlich Goethe zogen ihn tiefer an und bestärkten ihn bei seinem Streben, klassische Schönheit zu verlebendigen. Bezeichnend ist es, wie er in Oberammergau die Bildschnitzer studierte und sie mit den Ritualhandwerkern der alten Welt verglich.]

Dick, Ernst, George Meredith als Kritiker englischer Zustände. (Internationale Monatsschrift XI, 11 [1. Aug. 1917], S. 1382—1403.)

Gregory, Lady Augusta, Das Armenhaus. Ein Intermezzo aus dem Irischen von E. L. Stahl. Aus dem Repertoir des irischen Nationaltheaters in Dublin. (Irisches Theater in deutscher Übertragung, 2.) Heidelberg, Gaisberg 89, Selbstverlag des Bearbeiters. 8 S.

Smith, C. Alfonso, O. Henry, Adress delivered in Raleigh, N. C., Dec. 2. 1914. (Proceedings of the Literary and Historical Association of North Carolina. 15 annual session.) 15 S. [Der *Poe Professor of English at the University of Virginia*, bei uns bekannt durch seine Tätigkeit als Gastprofessor in Berlin, beschreibt hier das Leben und den Stil eines Meisters

der 'short story', der 1862 zu Greensboro, N. C., geboren wurde, unter dem Einfluß einer gescheiten Tante literarisches Interesse gewann, mit zwanzig Jahren in die spanischen Staaten gelangte, wo er mexikanisches Spanisch lernte und viel Material sammelte, mit 40 Jahren nach Neuyork übersiedelte und hier binnen acht Jahren fast alle seine 252 Geschichten veröffentlichte. Zur Zeit von Smiths Vortrag sollen mehr als 1 100 000 Exemplare verkauft worden sein. Smith vergleicht seine Technik mit der seiner Vorgänger in dieser Gattung, Irving, Poe, Hawthorne und Bret Harte, und bezeichnet als seinen besonderen Vorzug *a passionate interest in social phenomena.*]

Mackey, Percy, Caliban by the Yellow Sands. New York, Doubledas, 1916. 112 S. Cents 50. [Zur Dreihundertjahrfeier Shakespeares wurde dies personenreiche Maskenspiel gedichtet und im City College Stadion, New York, am 23.—27. Mai 1916 aufgeführt. In Gegenwart von Prospero-Shakespeare und den anderen symbolistischen Personen des 'Sturm' wurden zunächst Hauptgruppen aus Shakespeares Dramen dargestellt. Dann erscheinen Vertreter der abendländischen Kulturvölker und ihrer Dramatik, um Shakespeare zu huldigen. Österreich ist dabei durch das Burgtheater, Deutschland durch Weimars, Deutsches und Lessing-Theater vertreten; auch wird Fausts Begegnung mit Helena vorgeführt und mit einem Tableau von Dürers 'Melancholie' beschlossen. Die Technik soll, laut Vorrede, *to democratic expression* eingerichtet sein; tatsächlich kommen Scharen von Gestalten, unter ihnen viele allegorische, auf die Bühne, und 10 000 Leute konnten zusehen. Ob dabei der einzelne zu viel künstlerischer Leistung oder Freude gelangte, ist fraglich. Der Aufbau der weiten, mehrfach abgestuften Bühnenflächen sowie die Bedeutung der rasch wechselnden Aufzüge und Prozessionen ist durch Tafeln erklärt. Bei der Inszenierung haben mehrere Herren mit deutschem Namen mitgewirkt und ein deutscher Anglist, der als Austauschprofessor während des Krieges drüben bleiben mußte, hat mir ein Exemplar des Textbuches geschickt, das hauptsächlich als uns freundliches Stimmungsbild vom Vorabend des Krieges interessant ist.]

Tauchnitz edition. Collection of British and American authors. Leipzig. B. Tauchnitz. Je M. 1,60.

Nr. 4517. Christopher Marlowe, Doctor Faustus; Edward the Second; The jew of Malta.
„ 4518. J. Stuart Mill, On liberty and the subjection of women.
„ 4519. R. W. Emerson, English traits.
„ 4520. English fairy tales.
„ 4521. Nursery rhymes, 246 S.
„ 4522—23. J. F. Cooper, The last of the Mohicans.

[Der Abdruck der Nursery rhymes aus der bekannten Sammlung in der Percy Society dürfte helfen, das Interesse für diese zum Teil sehr alte eigenartige, oft auch politisch gefärbte Dichtungsart zu beleben. Zunächst müßte natürlich die Textfrage geregelt werden; mehrere Gedichte liegen bereits hier in zwei Fassungen vor.]

Burgess, J. W., The European war of 1914, its causes, purposes and probable results. (Frz. u. Engl. Schulbibliothek, hg. von E. Pariselle u. Gade, A. 195.) Leipzig, Renger, 1917. V, 90. Geb. M. 1. [Der Professorenaustausch mit Amerika war doch nicht ohne Nutzen. Wenn er uns nur diese prächtigen Artikel von Burgess gebracht hätte, die gleich zu Anfang des Krieges unsere Sache jenseits des Ozeans auf das beste interpretierten, so wäre die darauf verwendete Mühe schon belohnt. Solche Artikel und nicht Schmähreden auf Deutschland verdienen bei unserer studierenden Jugend Verbreitung. Vier Artikel werden hier abgedruckt: 1. The occasions of the war; 2. The proximate causes of the war; 3. The unterlying causes of the war; 4. American interests in the outcome of the war. Im letzteren schildert B. zunächst, was der Deutsche bisher für die Vereinigten Staaten getan hat, dann was er für sie gegenwärtig und in der Zukunft bedeutet. Er er-

innert bedeutsam an die Nachbarschaft von Kanada: 'The triumph of the Allies will bind Canada still closer to the European und Asiatic policy of Great Britain, through comradeship in the war, participation in victory, and through the increasing consciousness of the necessity for the parts of the British Empire to stand together against Russia in the final struggle for the possession of Asia.' Nur die Existenz eines starken Deutschlands sei der Schutz Amerikas. Mag die Stimme von Burgess zurzeit von den Kriegshetzern übertönt sein, eines Tages muß sie doch, weil von der Vernunft getragen, in das amerikanische Ohr dringen. Jedenfalls wird dies deutschfreundliche Wort dem Austauschprofessor nicht vergessen werden, der noch bei seinem letzten Aufenthalt in Berlin mit seiner Frau erklärte, nach Aufgebung seines Lehramts bei uns sich niederlassen zu wollen. A friend in need, a friend indeed.]

Johnston, H., Mitteleuropa. ein britisches Friedensziel. 'Gesunder Menschenverstand in der auswärtigen Politik'. Ins Deutsche übertragen von E. du Bois-Reymond, mit einem Vorwort von E. Vossen und 7 farbigen Karten. Berlin, D. Reimer, 1917. VII, 132 S. [Johnston, einstmals britischer Konsul und Gouverneur in Afrika, hat ein Jahr vor Kriegsausbruch sein Buch veröffentlicht, um der Kulturmenschheit ein Ringen ohnegleichen zu ersparen. Sind Machtprobleme durch Vernunft zu regeln? Johnston hat es gehofft und sehr kühn in die Grenzen der Großmächte eingegriffen, um die modernen Gedanken der Volkseinheit, Staatssicherung und Wirtschaftsunabhängigkeit zu lösen. Speziell wollte er uns Deutschen entgegenkommen und hätte uns ein Handelsgebiet von Hamburg bis zum Persischen Golf eingeräumt, um uns die Lebensbedingungen, wie er sie freimütig einräumt, friedlich zu gewähren. Alle seine Vorschläge stehen jetzt auf der Spitze des Schwertes; manche klingen wie Weissagungen, manche widersprechen aufs schroffste dem heutigen Mordgebrüll der britischen Machthaber. Dauernden Wert haben seine Ausführungen über den Nationalcharakter der Franzosen, der nichts weniger als sentimental sei, seine Einschätzung deutschen Wesens, die zwischen Achtung und Unbehagen schwankt, und seine Vorschläge zur Hebung des britischen Auswärtigen Amts, dessen Beamte nach seiner Ansicht mehr moderne und weniger alte Sprachen lernen sollten. Über die niederdeutsche Herkunft der Engländer und Südschotten hat er ein auffallend richtiges Urteil. Vom Feinde in erster Linie haben wir zu lernen — hierzu hat der Verleger selbst in einem mannhaften Vorwort eingeladen, und sicherlich hätten unsere oft sentimentalen Landsleute von dem nüchternen Wirklichkeitssinn dieses Engländers ein gut Teil zu übernehmen, wenn wir überhaupt für äußere Politik etwas Anlage und Denkgeschick besitzen.]

Fehr, Bernh., Der britische Imperialismus des gelben Zeitalters (1890 bis 1900). (Sonderabdruck a. d. Sonntagsbeilage des Dresdener Anzeigers.]

Aronstein, Ph., Die Selbstkritik der Engländer in ihrer Literatur. (Sonderabdruck aus 'Internationale Monatsschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik [11. Jahrgang] 3. Heft, S. 337—355, und 4. Heft, S. 481—510.)

Becker, Gustav, Englische Grammatik für die Oberstufe. Leipzig, Teubner, 1915. VIII, 318 S. Geb. M. 3,60. [In die ne. Schulgrammatik kommt ein frischer Zug. Vorbei ist hoffentlich die Zeit, wo man aus alten Büchern mechanische Regeln ausschrieb und die Väter der Schüler zwang, diese seichten und immer seichteren Abgüsse teuer zu kaufen. Becker sucht die Ergebnisse der historischen und phonetischen Sprachforschung für den Lehrer des Englischen nutzbar zu machen. Er beginnt mit einer vergleichenden Übersicht der deutschen und der englischen Geräuschlaute, was besonders für niederdeutsche Gegenden den Vorteil hat, die Fremdsprache an den heimischen Dialekt anzuknüpfen. Bei der Aussprache der Vokale geht er methodisch aus vom Dehnungsvokal in offener Tonsilbe, z. B. *late, home*, und knüpft daran die Diphthongschreibungen *road, rain*. Im Kapitel über den

Akzent bietet er, namentlich betreffs der Wörter mit zwei gleich starken Akzenten, manches Neue. Was er über die Suffixe sagt, ist auch für den Forscher lehrreich. Bei den Ablautverben versucht Becker, die germ. Typen noch im Ne. auseinanderzuhalten. In der Syntax vermeidet er es, das Denken der englischen Sprache mit den Ausdrücken der lateinischen Grammatik wiederzugeben; er ringt nach historisch gefaßter Formulierung und sammelt dazu Reihen von charakteristischen Beispielen, ähnlich wie es der Holländer Poutsma macht; man begreift diese Zurückhaltung, weil die englische Syntax noch so wenig kodifiziert ist. Besonders reichlich sind die Präpositionen durch Probesätzchen aus natürlicher Umgangsrede aufgehellt. Der Lehrer wird das Buch nützlich finden, um die englische Grammatik sich selber organisch zu verdeutlichen.]

Hausknecht, E., The English scholar. Special edition of 'The English student' in an abridged form. Lehrbuch zur Einführung in die englische Sprache, Landeskunde und Geisteswelt unter Mitwirkung von A. Rohs. 6. Aufl. Leipzig, Sarasin, 1917. VIII, 312 S. [Hausknechts 'English student', der bereits in 16. Auflage vorliegt, ist hier zusammengedrängt zu einem höchst kompakten Unterrichtsmittel, bis an den Rand gefüllt mit nützlichem und interessantem Lehrstoff, dabei so plastisch gedruckt, als es mit Verwendung mehrfach abgestufter Typen nur geschehen konnte. Das Buch hat durchaus die Eigenart bewahrt, nicht bloß in die Sprache einzuführen, und zwar auf möglichst lebendige Weise, so daß der Lehrer von vornherein immerfort Englisch reden kann, sondern auch die Syntax in systematischer Zusammenstellung zu bieten, über englische Literatur und Geschichte zu orientieren, sowie bei jeder Gelegenheit idiomatische Phrasen und Charakteristisches aus der Landeskunde einzuschieben. Mit unablässigem Nachdruck hat der Verfasser im Laufe der Jahre sein Werk nachgebessert, inhaltlich bereichert und pädagogisch vervollkommnet; man kann seine Arbeit nicht gebrauchen, ohne daß etwas von seinem inneren Feuer und seiner Lehrenergie auf den Leser überspringt.]

Schmidt, H., und H. B. Smith, Englische Unterrichtssprache. Ein Hilfsbuch für höhere Lehranstalten. 2. Aufl., durchgesehen und vermehrt von H. Schmidt. Dresden u. Leipzig, C. A. Koch, 1916. 67 S. Geb. M. 1,40. [Anleitung zum englischen Schulunterricht in englischer Sprache; nach Inhalt, Methode und Sprachform empfehlenswert. Inhalt: Lessons, conversation, translation into English and into German, dictation, exercises on the black-board, exercises to be handed in; the teacher gives back the home-work; pen and ink: department in the class: optional subjects, holidays, examination, choice of a career.]

English syntax. Translated from the 'Grammatik der englischen Sprache' by F. N. Gesenius, Fourth edition revised by G. P. Thistlethwaite. Halle, H. Gesenius, 1909. VI, 194 S. [Das Buch steht inhaltlich auf dem Standpunkt, den die englische Syntax vor einem Menschenalter einnahm. Es faßt die Erscheinungen nicht historischer als Mätzner oder Im. Schmidt, steht sogar hinter letzterem an Logik beträchtlich zurück. Schritt für Schritt möchte man den Inhalt mit dem eigentlichen Leben der Sprache mehr in Einklang bringen, was zugleich eine Vereinfachung und für den Schüler eine Erleichterung bedeuten würde. Gesenius war kein Forscher. Aber das Buch ist sorgsam ins Englische übersetzt: darauf beruht sein Wert für höhere Schulen dieser Sprache, in denen der Lehrer den Gebrauch der deutschen Sprache zu meiden vermag. Wer eine englisch geschriebene Syntax des Englischen gebrauchen will, die vom Deutschen ausgeht und für Deutsche berechnet ist, sieht sich so gut wie gezwungen, nach diesem bequemen Schulbuch zu greifen.]

Günther, J. H. A., A manual of English pronunciation and grammar for the use of Dutch students. 3rd edition. Groningen den Haag, J. B. Wolters, 1916. 383 S. Cloth. f. 2,75. [I. Teil: Aussprache- und Leselehre;

II. Teil: Flexionslehre mit syntaktischer Anweisung zum Gebrauch der Formen. Das Beste sind die vorgeführten Beispiele; die Regeln würden durch Heranziehung der historischen Grammatik gewonnen haben. In phonetischer Hinsicht fällt es auf, daß z. B. stimmhaftes *th* S. 75 einfach hinter stimmlosem erscheint, als ob die beiden Laute nicht auch in anderer Weise gesondert wären und auf den vorhergehenden Vokal sondernd wirkten. Bei der Leselehre werden z. B. die verschiedenen Aussprachen von *ea* einfach hintereinandergesetzt, ohne Erklärung, warum der Laut im einen Fall zweigipflig, im anderen Fall eingipflig ist, warum *a* oder *e* oder *i*; selbst aus der beschränkten Zahl Bücher, die die Bibliographie in der Einleitung verzeichnet, wäre diese Sonderung verständlich aus Umgebungsdingen herzuleiten gewesen. Ist es nicht geradezu widergeschichtlich und verwirrend, wenn bei der Lehre vom Gerundium S. 280 angedeutet wird, daß drei ae. Formationen zusammenflossen: flektierter Infinitiv, Partizip Präsens und Substantivbildung mit *-ung*, ohne daß später zwischen Gerundium und Verbalsubstantiv mit klaren Namen geschieden und ersteres seiner Funktion nach ausschließlich auf den flektierten Infinitiv zurückgeführt wird? Gerne lernen wir von den fleißigen und praktischen Schulmännern der Niederlande; aber in der Methode der englischen Grammatik ist Günther noch nicht fortschrittlich.]

Dinkler, R., Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache für Mittelschulen. Unter Mitarbeit von Marie Bernau. I. Teil. 4., fast unveränderte Auflage, mit 4 Vollbildern auf Tafeln, 20 Abbildungen im Text und mit einer Münztafel. VIII, 154 S. Geb. M. 1,80. II. Teil. 3. verbesserte Auflage. Mit 4 Tafeln, 3 Vollbildern, 23 Abbildungen im Text und 1 Karte von Großbritannien. X, 343 S. Geb. M. 3,20. Leipzig, Teubner, 1917.

Fison, E., und Ziegler, M., Select extracts from British and American authors in prose and verse for the use of schools. Intended as an introduction to the study of English literature, chronologically arranged with short biographical notes. Fourth edition. Carefully revised and enlarged by E. Regel and F. Kriete. Halle a. S., H. Gesenius, 1917. VIII, 376 S. [Nach kurzen Proben aus Chaucer beginnt die eigentliche Artikelreihe mit Sidneys Verteidigung der Poesie, ähnlich wie Herrig-Förster. Es folgt zunächst Spenser, der als ein Dichter von *pure and sweet and noble imagination* hingestellt wird, wobei doch zu bemerken wäre, daß er in seinem 'State of Ireland' das brutalste Rezept gegen die unglückliche Nachbarinsel seinen Landsleuten mit allem Nachdruck vorgeschlagen hat. Marlowe wird etwas lapidarisch als ein Meister *of a wild and fiery genius* hingestellt, der für Shakespeare vorarbeitete 'by establishing the use of a lofty and polished blank verse in this place' S. 18 — genug. Das 17. Jahrhundert ist schwach vertreten; man würde aus diesen Proben nicht zu schließen wagen, daß in dieser Zeit die Meisterschaft der ne. Prosa wurzelt. Das Hauptgewicht liegt auf den Romanschriftstellern des 18. und 19. Jahrhunderts. Merkwürdig ist dabei betreffs Anordnung, daß z. B. Smollet fern abgetrennt von Fielding erscheint und Goldsmith in einem ganz anderen Kapitel, daß Thackeray, der doch die Gesellschaftsstudien des Dickens voraussetzt, vor diesem eingereiht wird, sowie beide zusammen vor Carlyle, der ihnen doch zeitlich und im sozialen Denken voranging. Kopfschüttelnd liest man oft die den Autoren gewidmeten Charakteristiken. Bei den Amerikanern finden wir so unbedeutende Schriftsteller wie Bryant und Prescott berücksichtigt, während Hawthorne und Whitman fehlen. Das Buch steht nicht ganz auf der Höhe, und doch ist das Beste, das die Wissenschaft zu bieten vermag, für die Schule gerade gut genug.]

Dinkler, R., und Mittelbach, A., Englische Gedichte und Lieder. Ein Anhang zu jedem Lehrbuch der englischen Sprache. Mit 11 Abbildungen im Text. Leipzig, Teubner, 1917. 44 S. Geh. M. 0,60.

Klapperich, J., Picturesque and industrial England. Für den

Schulgebrauch ausgewählt. (Freytags Sammlung französ. und engl. Schriftsteller.) 2. verm. und verb. Aufl. Mit 32 Abbildungen und 2 farbigen Karten. Leipzig u. Wien, G. Freytag, Tempsky, 1917. 109 S. Geb. M. 1,80. Wörterbuch M. 0,70.

Peita, Th., From the sailing ship to the dreadnought. Sea fights and naval life by various authors. (Freytags Sammlung französ. und engl. Schriftsteller.) Wien u. Leipzig, Tempsky, Freytag, 1917. M. 2.

England and Germany in the war. Letters of the Department of State by R. J. Thompson. Mit Einleitung und Anmerkungen für den Schulgebrauch hg. von H. Gade und A. Herrmann. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1916. 64 S. M. 0,90.

Gade, H., und Herrmann, A., English traits. England's strength and weakness set forth by eminent English and American authors. (Franz. und engl. Schulbibliothek, A. 193.) Leipzig, Renger, 1917. 112 S. M. 1,10.

Right or wrong, my country! or the immorality of English policy confessed by English authors. Auszüge aus den Werken englischer Historiker und Politiker. Zusammengestellt und mit Anmerkungen versehen von A. Herrmann und H. Gade. (English authors. Band 152. Ausgabe B. Mit Anmerkungen in einem Anhang.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1916. 116 u. 76 S. M. 1,20.

How they got their Indian empire, shown by extracts from Macaulay's essays on Clive and Hastings, ed. with notes and glossary by Kurt Lincke. (Diesterwegs neusprachl. Reformausgaben, 52.) Frankfurt a. M., Diesterweg, 1917. 91 S. Geb. M. 2.

Goerlich, E., Vokabular zu den Hoelzelschen Jahreszeitenbildern. 1. Teil: Englisch. 2. Auflage. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1915. 55 S. M. 0,60.

Locke, John, On civil government. Hg. von G. Humpf. English authors, Bd. 149.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1917. 117 S. M. 1,20.

Sea, air, and land. 1. E. Bulwer-Lytton, The coming race. 2. A. Conan Doyle, Danger! 3. Some episodes from the world war. Für den Schulgebrauch erklärt von K. Holtermann. (F. Schöninghs franz. und engl. Schulbibliothek. II. Serie. 13. Band.) Paderborn, F. Schöningh. 101 S. Dazu Anmerkungen 31 S. und Wörterbuch 45 S. M. 1,80.

Gardiner, S. R., The Victorian era. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hg. von A. Graf v. Pestalozza. Mit 4 Abbildungen. (English authors, Bd. 154.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1917. 84 S. M. 1.

Eliot, G., The mill on the floss. Mit Einleitung und Anmerkungen zum Schulgebrauch hg. v. O. Hallbauer. (English authors, Bd. 148.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1916. 129 S. M. 1,10.

Old time tales. By various authors. Historische Erzählungen und Volkssagen. Für den Schulgebrauch bearbeitet von J. Bube. (English authors, Bd. 155.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1917. 104 S. M. 1,10.

Yonge, Charlotte M., The little duke, or Richard the Fearless. Hg. von A. Sturmfels. (English authors, Bd. 156, Ausgabe B.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1917. 118 u. 24 S. M. 1,10.

Conan Doyle, Danger! A story of England's peril. And other sea tales by various authors. Für den Schulgebrauch hg. von F. H. Schild. (English authors, Bd. 150.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1916. 111 S. M. 1,10.

Lea, Homer, The day of the Saxon. Critical problems of the British empire. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch hg. von A. Paul. English authors, Bd. 151.) Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing, 1917. 116 S. M. 1,30.

Homunculi und Androiden.

Übersicht.

I. Die Grundlagen. Die Faustszene und Paracelsus. Mögliche Arten künstlicher Menschen. Klassische Androiden. Pygmalion. Jüdische und jüdisch-christliche Sagen. Mittelalterliche Fabeleien. Märchenmotive. Die Homunculusidee in der Renaissance. Der Ursprung des Golem. Der Automat und die Philosophie des 17. und 18. Jahrhunderts. Geschichtliche Automaten. Literarische Verwendung: die Gräfin d'Aulnoy, Wieland, Gozzi, Goethes *Triumph der Empfindsamkeit,* Jean Paul. Die mechanistische Weltauffassung und das junge Geschlecht (*Werthers Leiden, Anton Reiser,* Tiecks *William Lovell,* Kleist).

II. Homunculi und Androiden in der Zeit der Romantik. Naturauffassung der Romantik (Novalis, Tieck). Zeit der Entstehung der Faustszenen. Vorläufer: Achim von Arnim: *Melück Maria Blainville, Päpstin Johanna, Isabella von Ägypten*; E. T. A. Hoffmann: Androidendichtungen und anderes; Mary Shelleys *Frankenstein*; Brentano, Werner, Fouqué; ein Nachzügler: Tiecks *Vogelscheuche.* Goethes *Homunculus.*

III. Die Epigonen. Abkehr von der Romantik. Immermanns *Münchhausen.* Der Materialismus und Hamerlings *Homunkulus.* Das Zeitalter der Technik und das Automatenwesen. Literarische Belege: France, Chesterton, Seidel. Satirische Verwertung: Andersen, Strobl, Leo Gilbert. Verwenduug als dichterisches Symbol: Spitteler. Die neue technische Romantik. Die Opernbühne. Neue Automatendichtung: Villiers de l'Isle Adam, Strobl. Neue Homunculi: Goldmann, Kino und Oper. Neue Alraunen und ähnliche Wesen: Collodi, H. H. Ewers, Eßwein, Schmitz. Der Golem: Rabbi Löw und der Golem in der jüdischen Sage und deutschen Literatur der vierziger Jahre. Detlev von Liliencron. Holitscher. Meyrink und Auguste Hauschner. Schluß.

I. Die Grundlagen.

Ein Laboratorium 'im Sinne des Mittelalters' mit 'weitläufigen, unbehilflichen Apparaten zu phantastischen Zwecken'; am Herde steht Wagner, den Blick gespannt auf seine Arbeit gerichtet, zitternd und bebend in ungeduldiger Erwartung. Und schon leuchtet es ihm entgegen aus seinem seltsamen Gebräu: wie lebendige Kohle, wie der herrlichste Karfunkel erglüht es in seiner Phiole. Gräbt er immer noch nach Schätzen und ist froh, wenn er Regenwürmer findet? Er hat zugelernt seit der Zeit, da er froh war, von der Kunst, griechische Trauerspiele zu deklamieren, ein Profitlein zu erhaschen; der dürftige Magister ist ein Forscher geworden, der nach einem höchsten Preise seiner Wissenschaft ringt. Nicht um schnöden Gewinn geht es ihm: er sucht nicht den Stein der Weisen, der Blei in Gold wandelt, nicht das Elixier, das dem irdischen Leben ewige Dauer verbürgt — den letzten Sieg über die Natur begehrt er, ihr geheimnisvolles Weben will er durch das verstandesmäßige Experiment beseitigen; der Denker will sich 'ein Hirn, das trefflich denken soll,' machen.

Das große Werk gelingt; in der Retorte gebärdet sich ein artig Männlein in zierlicher Gestalt, und der entzückte Wagner hört sich Väterchen nennen. Die Stunde ist da, die all seinen Wissensdurst zu stillen verheißt, denn nach Paracelsus sind die Homunculi 'grosse Wunderleuht ... die alle heimliche vnd verborgene Ding wissen, die allen Menschen sonst nicht möglich seyn zu wissen. Dann durch Kunst vberkommen sie jhr Leben, durch Kunst vberkommen sie Leib, Fleisch, Bein und Blut, durch Kunst werden sie geboren: darumb so wirt jhnen die Kunst eyngeleybt vnd angeboren, vnd dörffen es von niemandts lehrnen, sondern man muß von jhnen lehrnen'.[1] Wagner hat seine Fragen denn auch schon auf der Zunge; aber ach! ein Philister ist er geblieben mit all seiner Gelehrsamkeit: das Rätsel, das ihm der Homunculus vor allem lösen soll, 'wie Seel' und Leib so schön zusammenpassen, So fest sich halten, als um nie zu scheiden, Und doch den Tag sich immerfort verleiden', das Rätsel kann einem Wagner nun einmal kein Gott lösen, und so muß er sich denn nicht nur den Hohn Mephistos gefallen lassen, des unheimlichen Gastes, ohne den er seinen Triumph nicht erlebt hätte, er muß auch staunend sehen, wie ein ihm ganz unverständlicher Drang zum vollen Leben sein Geschöpf bewegt: der Homunculus dankt für den 'reinern, höhern Ursprung der Retorte', er will die Welt durchwandern, um 'das Tüpfchen auf dem i zu finden', Wagner bleibt verlassen zurück bei seinen Pergamenten und Destillierkolben.

Über Goethes Homunculus ist viel geschrieben worden, und hier soll diese Literatur nicht vermehrt werden. Ich möchte von dem Gedanken der künstlichen Menschenschöpfung selbst reden, möchte zeigen, wie diese Episode des Faust, die so wunderlich anmutet, eine ganze Reihe Parallelen in allen Zeiten und bei vielen Völkern hat. Von Vollständigkeit kann und soll dabei gar keine Rede sein; das Ziel ist zu zeigen, wie überall der gleiche Gedanke auftaucht, den Menschen künstlich zu schaffen; aber mannigfach sind die Wege, die eingeschlagen werden, gar verschieden sind die Geschöpfe, die entstehen, und die Stimmung, aus der heraus sie geschaffen werden.

Goethes Homunculus ist ein Sohn des 16. Jahrhunderts, der Zeit der Alchimie. Wir dürfen nicht erwarten, frühere Jahrhunderte mit den Geräten des Laboratoriums hantieren zu sehen: was Paracelsus mit wissenschaftlichen Methoden erreichen wollte, was er also dem Gelehrten als Ziel wies, das sahen ältere Geschlechter als Sache des Technikers oder Zauberers oder einer Vereinigung von beiden an; den Weg aber, den sie zu gehen hatten, wiesen ihnen in den großen Linien wenigstens die Anlage ihres Volkes,

[1] Zitat nach Goethes *Faust*, hg. von Witkowski II, 314 (4. Aufl.).

wie sie in Mythologie und Religion zutage tritt. Dabei scheiden sich zwei Gattungen künstlicher Wesen: solche, bei denen in irgendwelcher Art der Bildungsprozeß der Natur nachgeahmt wird, sollen hier unter den Sammelbegriff der Homunculi fallen, solche dagegen, die der Techniker baut, Automaten, Puppen, seien, soweit sie Menschen vorstellen wollen, Androiden genannt. Wir werden freilich sehen, daß nicht jeder künstliche Mensch in das Schema hineinpaßt.

Die antike Welt hat vorwiegend an Androiden gedacht, wenn sie sich künstliche Lebewesen vorstellte, entsprechend ihren Sagen von der Entstehung der Menschen. Ein eigentlicher Schöpfungsmythus fehlt; aber immerhin: auf Geheiß des Zeus formt der Gott der kunstreichen Arbeit, Hephästos, aus Erde und Wasser Pandora, die Stammutter der Frauen, auch Prometheus erscheint als der Menschenbildner; der helle und heitere Charakter dieser griechischen Erfindungen wird uns erst ganz fühlbar, wenn wir sie neben den schweren Ernst des jüdischen Mythus stellen. Dort fast ein künstlerisches Spiel, hier krönt der Gott Himmels und der Erde sein Werk mit einem feierlichen Akt: 'Lasset uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei'.

Daraus ergab sich dann eine ganz verschiedene Stellung zum Problem der künstlichen Menschenschöpfung. Dem Volk der Hellenen war die Plastik eine vielbewunderte Kunst: der Meister, der es dem kunstfertigen Hephästos oder Prometheus, dem alten Freunde der Menschen, gleichtun wollte, verdiente Preis ob seines hohen Sinnes; mit ihm wiegte man sich in stolzen Träumen, zu welcher Vollendung Menschenkunst sich wohl noch erheben möchte. Den Juden dagegen und nach ihnen den Christen mußte es ein ängstliches, verwegenes Beginnen sein, wenn das Geschöpf es wagte, nachzuahmen, was das Meisterwerk des sechsten Tages war. So haben wir auf der einen Seite hohe Kunstleistungen, auf der anderen titanisches Frevelwerk. Aber außerhalb der strengen Lehre Moses faßte die orientalische Volksphantasie die Zauberkunst milder auf: der Magier gebot eben über Kräfte, die sich sonst menschlichem Einfluß entzogen, und mit ihrer Hilfe konnte er dann wohl auch dem Leblosen Leben leihen: der Android ist also ein merkwürdiges Zauberkunststück wie andere mehr. Als ein viertes Geschlecht künstlicher Wesen reihen sich endlich diejenigen an, die mit Naturmythen zusammenhängen. Erinnern wir uns beispielsweise an den germanischen Schöpfungsmythus, in dem ein eigentlicher Schöpfer fehlt. Wenn die Erde als Zwitter sich die ersten Menschen gebar, wenn nach anderen Vorstellungen sie dem Urriesen unter den Armen entsprossen, eine Kuh sie aus dem Eis hervorleckte oder sie aus Bäumen gebildet wurden, so erscheint da der Mensch als ein fast zufälliges

Naturerzeugnis, und solch Vorgang kann sich wohl wiederholen: geheime Naturkräfte können ohne Vater und Mutter Lebewesen schaffen, auch in Heide und Feld sind Homunculi zu Hause.

Die ältesten griechischen Androiden finden sich bei Homer als Götterwerk.[1] Hephästos, das 'rußige Ungeheuer', macht Feierabend, wäscht sich, legt den Leibrock an, dann hinkt er zur Tür:

> ... und Jungfrauen stützten den Herrscher,
> Goldene, Lebenden gleich, mit jugendlich reizender Bildung;
> Diese haben Verstand in der Brust und redende Stimme,
> Haben Kraft und lernten auch Kunstarbeit von den Göttern.[2]

Man sieht, die dichterische Phantasie nimmt die höchst denkbare Leistung von vornherein als erreicht an, wenn auch nur in olympischen Höhen; spätere Geschlechter haben sie auf die Erde herabgeholt. Da weiß Pindar von Rhodus zu erzählen, daß dort Automaten auf den Straßen einhergingen; Plato im *Euthyphron*[3] macht den kunstreichen Dädalus zum Verfertiger von Automaten; die *Argonautica*[4] des Apollonius von Rhodus läßt einen Androiden sogar schon eine gewisse selbständige Rolle spielen. Da tritt der Riese Talos auf: Zeus hat einst aus Eschen erzene Menschen geschaffen, und Talos ist ihr letzter. Auf Kreta haben die Argonauten mit ihm zu kämpfen, und er scheint unüberwindlich, weil er unverwundbar ist. Aber Medea kennt sein Geheimnis: am Fußknöchel hat er eine aderartige Röhre, die mit Ichor gefüllt ist; die Zauberin bewirkt, daß ein spitziger Felsen die Ader durchbohrt, und mit dem Ichor fließt sein Lebensprinzip dahin.

Neben diesen in erster Linie technischen Wunderwerken tauchen aber auch bei den Griechen reine Zauberwesen auf, sei es in Verbindung mit volkstümlichem Dämonenglauben, sei es unter dem Einfluß orientalischer Fabeleien. Wunderhübsch ist die Erzählung des Apulejus im *Goldenen Esel*,[5] der ja auf griechischer Quelle beruht und in Griechenland spielt, vom nächtlichen Gefecht seines Helden. Drei starke Männer erliegen unter seinen Streichen, und hochnotpeinlich wird er angeklagt; es ist aber nicht ganz so schlimm: die Hexe Pamphile hat sich zum Liebeszauber Haare eines jungen Böotiers verschaffen wollen, ihre Magd hat ihr aber Ziegenhaare, die der Schere eines Schlauchscherers entfallen sind, gebracht. Der Zauber sollte den Besitzer der Haare zu Pamphile ziehen, und da sie ihre Sache versteht,

---

[1] Vgl. Douglas Bruce, *Human automata in classical tradition and mediaeval romance* (*Modern Philology* X, April 1913).

[2] *Ilias* 18, 417 ff. Dies wie die folgenden Zitate nach Bruce; bei Pindar fehlt die Quellenangabe.

[3] I, 17. [4] IV II 1636 ff. [5] Buch II, III.

haben ihre Beschwörungen auch genützt: die Ziegenbälge sind lebendig geworden, haben ins Haus dringen wollen, und der gute Lucius, der sie für Räuber hielt, hat sie wieder totgeschlagen. Hierher gehört auch Lukians[1] in Ägypten spielender Scherz, der durch Goethes *Zauberlehrling* allbekannt geworden ist. Pankrates nimmt einen Besen, einen hölzernen Türriegel oder sonst ein ähnliches Gerät, legt ihm Kleider an, und wenn er dann seine Beschwörungsformel spricht, wird das Stück Holz allem äußeren Anschein nach ein Mensch wie andere mehr.

Die bisher angeführten Beispiele zeigen den griechischen Geist auf der einen Seite mit dem Gedanken spielend, wie weit sich technische Kunstfertigkeit wohl treiben lasse, auf der anderen Seite launig die Möglichkeiten vollkommener Zauberkunst bedenkend. Vielleicht fänden sich auch Belege, die das Zauberwesen ernster auffaßten, immerhin wird man sagen dürfen, daß all diese klassischen Homunculi und Androiden in künstlerischer Hinsicht nur gelegentliches Beiwerk sind; tieferen Sinn bekommt der Gedanke der künstlichen Menschenschöpfung, soweit ich sehe, nur einmal, in der Pygmalionsage. Hier hat ein Künstler seinem Werke alles gegeben, was er hat: nicht nur was Auge und Hand an Kunstsinn und -fertigkeit von anderen erlernt und selbst erarbeitet haben, nicht nur die Erfindungsgabe und den Schwung seines Geistes, er hat seine Seele, seine innersten Wünsche und Träume in das Kunstwerk gelegt, und so ist ihm das Marmorbild viel mehr geworden als ein Triumph seines Künstlertums. Goethe, von der Pygmaliondichtung Rousseaus sprechend, hat freilich gezürnt über den Helden, der nicht zufrieden, seiner Idee außer sich ein höheres Leben verliehen zu haben, sie in das irdische Leben herabzieht, der 'das Höchste, was Geist und Tat hervorgebracht haben, durch den gemeinsten Akt der Sinnlichkeit zerstören' will. Aber zunächst darf man in Pygmalion doch ein Sinnbild des auf sich selbst gestellten einsamen Menschen und seiner Sehnsucht nach dem zweiten verstehenden Ich sehen: aus ihr heraus ist das Bild der Geliebten geschaffen. Die Götter erhören sein Flehen, unter seinem Hauch belebt sich die Statue — wenn dann freilich Ovid lakonisch hinzufügt, daß Pygmalion die Geliebte heiratet und sie ihm neun Monde später eine Tochter schenkt, dann paßt diese Vorstellung so wenig zum Bilde des nach dem Ideal sich sehnenden Künstlers, daß man doch geneigt ist, Goethes Worte zu wiederholen.

Im Orient werden wir bei den Juden nicht erwarten dürfen,

---

[1] *Der Lügenfreund* Kap. 35 f.; eine italienische Behandlung des Stoffes aus dem 15. Jahrhundert hat Reinhold Köhler besprochen (*Kleinere Schriften* II, 435 ff.).

etwas zu finden, was den griechischen Androiden entspräche; das Gesetz des Sinai hatte ja verkündet: 'Du sollst dir kein Bildnis noch irgendein Gleichnis machen'. Fabeleien von durch Zauber geschaffenen Lebewesen kennt die Bibel: man denke an die ägyptischen Zauberer, deren Stäbe ebensogut Schlangen werden wie der Stab Aarons; aber nach eigentlichen Homunculi muß man außerhalb der Bibel Umschau halten. Die Erzählung von der Art, wie Gott Adam erschuf, war das Vorbild, an das die Phantasie anknüpfte. Eine jüdische Sage läßt Enos zu seinem Vater Seth treten und ihn nach Seths Vater fragen: 'Da sprach Seth: Adam war mein Vater. Wer aber war Adams Vater? fragte wiederum Enos. Sprach Seth: Nicht hatte Adam einen Vater noch hatte er eine Mutter, sondern Gott hat ihn aus dem Acker geknetet. Da ging Enos fort und nahm einen Klumpen Erde und machte ein Bild daraus; dann kam er zu seinem Vater und sprach: Hier ist ein Bild, aber siehe, es kann nicht gehen und kann nicht sprechen. Da sprach Seth: Gott blies Adam den lebendigen Odem in die Nase. Da ging Enos und tat also und blies seinen Odem in des Bildes Nase. Aber da kam der Satan und schlüpfte in die Erdengestalt. Und Enos' Geschlecht folgte dem Satan, und des Herrn Name wurde entweiht.'[1]

Ein schärferer Gegensatz zur Pygmalionsage ist kaum denkbar: dort das hochgemute Schaffen des Künstlers, dem die Götter zulächeln, hier ein dämonisches Wetteifern mit der Macht des Höchsten, ein Nachäffen von Gottes Schöpferkraft, das der Fromme mit unheimlichem Schauder ansehen muß. 'Enos' Geschlecht folgte dem Satan', mit den knappen Worten ist das Urteil gesprochen, wenn schon die Sage die Person des Frevlers an sich noch im Schatten läßt. Und doch mußte gerade sie Anteil erwecken: was mußte das für ein Mensch sein, der es wagte, Gottes Werde über leblosem Staube nachzusprechen! Die Verbindung des Homunculus mit dem gewaltigen Zauberer ist früh genug vollzogen worden, noch im Kreise jüdisch-christlicher Vorstellungen. Im zweiten Jahrhundert ist der älteste christliche Roman entstanden, die *Clementinischen Recognitionen*; sie erzählen vom Zauberer Simon, den ja übrigens judenchristlicher Haß zu einem Zerrbild des Apostels Paulus gemacht hatte, daß er nach seiner Behauptung durch chemische Operationen einen Knaben gebildet, diesen wieder in Luft verwandelt, seine Seele aber als Gehilfen bei seinen Zaubereien benutzt habe.[2]

Das europäische Mittelalter, bestimmt wie es war durch den

---

[1] Micha Josef bin Gorion, *Die Sagen der Juden* I, 153 (Frankfurt a. M. 1913).

[2] Th. Zahn, *Cyprian von Antiochien und die deutsche Faustsage* S. 12.

asketischen Geist des Christentums, konnte das Problem des künstlichen Lebens auch nur vom Standpunkt der Genesis betrachten. Die Pygmaliongeschichte mochte kaum erträglich erscheinen; automatische Nachahmungen des Lebens hatten doch auch etwas Verdächtiges als Erzeugnisse einer Kunstfertigkeit, die dem Schöpfer ins Handwerk zu pfuschen schien. Anderseits hörte man gern von solchen Dingen, lernte in der Zeit der Kreuzzüge aus allerhand Berichten der Orientfahrer, vor allem auch aus den begierig aufgenommenen antiken und orientalischen Erzählungsstoffen, mancherlei Automaten als Verbindung von Zauber- und technischem Kunstwerk kennen, darunter sprachbegabte und vernünftig handelnde Androiden, die als Zeremonienmeister wirken können.[1] Im altfranzösischen *Cleomades* finden wir das hölzerne Zauberpferd, den goldenen Trompeter, der ins Horn stößt, wenn dem Besitzer des Kunstwerkes Gefahr droht, und ähnliche Wunderdinge — wir kennen sie aus den Märchen der Tausendundeinen Nacht,[2] und wie in diesen wird, zwar staunend, aber doch mit aller Ruhe von diesem Zauberwerk berichtet. Es sind eben Dinge, die sich in Wunderländern finden — an sich hatten sie für den Christenmenschen, auch wenn es sich bloß um technische Kunststücke handelte, etwas Unheimliches. Darum sind es im Abendland die großen Zauberer, die sich mit Automatenwerk abgeben: der Marques de Villena, der Zauberer Virgil, Albertus Magnus. Wie bezeichnend ist es doch, daß dieser nach der bekannten Sage in mühevoller Arbeit einen sprechenden Kopf geschaffen hatte, daß aber sein Schüler, der heilige Thomas, das Wunderwerk zertrümmerte: die Überlieferung ist der beste symbolische Ausdruck für die innere Stellung des Mittelalters zu diesen Dingen.

Die eigentliche Homunculusidee finden wir in dieser Zeit innerhalb des Judentums vertreten. Deutsche Dichtungen, z. B. Enikels *Weltchronik*,[3] berichten, daß Vergil den Römern eine künstliche öffentliche Dirne geschaffen habe; die Überlieferung davon stammt aber aus rabbinischer Tradition und steht in Verbindung mit seltsamen Zukunftsträumen. Der wackere Märker Prätorius erzählt in seinem *Anthropodemus plutonicus*:[4] 'Ebendiese gottlosen Buben (die Rabbinen nämlich) tichten auch, wie der Christen ihr Heerführer Armillus seyn werde, darwider

---

[1] Roman de Troie v. 14 399 ff. Dies wie eine Fülle anderer Beispiele bei Söhring, *Werke bildender Kunst in altfranzösischen Epen* (*Romanische Studien* XII); vgl. besonders § 78 ff.

[2] Vgl. außer dem Märchen vom Zauberpferde die Geschichte Djaudars und die (nur im Anfang ähnlichen) Abenteuer Djaudars von Kahirah.

[3] Vgl. Comparetti, *Vergilio nell'medio evo* ²II, 166, Anm. 1 u. 224.

[4] I, 250, Zitat nach Liebrecht, *Zur Virgiliuslegende*, *Germania* X, 414.

ihr Messias streiten soll. Nun beschreiben sie den Armillum folgender Gestalt: daß zu Rom ein großer Marmelstein sey, in Gestalt eines schönen Mägdeleins, der von keines Menschen Hand gemachet, sondern von Gottes Kraft erschaffen sey. Und zu solchem sollten die verzweifeltsten Menschen und bösesten Leute der ganzen Welt zusammen kommen, denselben erwärmen mit ihrem Beyschlaffe, darauf würde Gott etliche Tropfen des Samens mitten im Stein verhalten und drauß ein Kind erschaffen, das eine Menschen-Gestalt gewinnen würde, wenn der Stein bei der Geburt zerberste, und solchen würde man Armillum heißen, der würde ihr Widersacher seyn und die Heyden würden ihn Antichristum nennen.'

Der tiefe Gegensatz in Auffassung und Ausgestaltung zur Pygmaliongeschichte ist mit Händen zu greifen: man fühlt, wie fremd dem Wesen des Judentums die Vorstellung des belebten Steines war, auf welche Abwege eben deshalb die Phantasie geraten konnte. Wo ein Volk durch seine Naturanschauung geneigt ist, auch scheinbar leblose Dinge zu beseelen, braucht die Vorstellung künstlichen Lebens nicht verbunden zu sein mit der unsagbaren Frevels. Wir erinnern uns, wie die germanischen Schöpfungsmythen sich die Entstehung der Menschen dachten; wir denken daran, wie die Edda im Baldurmythus Pflanzen und Steine als verantwortlich handelnde Wesen auffaßt; das Volk und nicht nur das deutsche hat sich diese Vorstellung von der beseelten Natur lange erhalten, seine Märchen bezeugen es. Hier werden wir uns nun weniger auf solche Märchen beziehen, in denen, von Tieren zu schweigen, leblose Dinge handelnd und redend auftreten (Stecknadel und Nähnadel im Grimmschen *Lumpengesindel* bleiben, was sie sind, und wollen keine Menschen vorstellen), aber wir können uns daran erinnern, wie ein weitverbreitetes Märchenmotiv[1] die Seele des Toten in Pflanzen, ja in leblose Dinge übergehen läßt, die dann notwendig etwas Menschliches annehmen. Auch das sind natürlich noch keine Homunculi: aber es lag auch nicht fern, sich umgekehrt vorzustellen, daß Lebendiges im Pflanzenreiche menschliche Gestalt annimmt und dann als unseresgleichen oder doch so ungefähr einherstolziert. Der Glanz romantischer Poesie liegt auf einer berühmten Episode des *Alexanderliedes*: im Frühling erblühen aus den Knospen wundersamer Waldblumen liebliche Mägdlein, im Herbst welken und sterben Mädchen und Blumen; derber ist das *Rübezahlmärchen*: der Kobold schafft seiner Schönen aus schnöden Wurzeln einen gar stattlichen Hofstaat, der nur leider gar kurz-

[1] *Der singende Knochen* bei Grimm; vgl. Reinhold Köhler, *Aufsätze über Märchen und Volkslieder* (Berlin 1894) S. 90 ff.

lebig ist und seiner Herrin eine viel prosaischere Enttäuschung bereitet als die Blumenmädchen den Rittern Alexanders.

Endlich aber gehört in diesen Kreis als das zukunftsreichste Motiv die Alraunsage. Unterm Galgen wird die Alraunwurzel gefunden; wenn ein Dieb gehenkt wird und dabei das Wasser laufen läßt oder den Samen verliert, dann entsteht daraus ein Galgenmännlein. Unter allerhand Fährlichkeiten kann man es, wenn man die Vorschriften genau befolgt, nach Hause bringen; dort muß man es sorgsam pflegen, dann bringt der Alraun dem Besitzer Glück und Geld. So berichtet nach allerlei Quellen Grimmelshausen (in *Simplizissimi Galgenmännlein*); er weiß damit Bescheid, wie man dem Alraun ein menschenähnliches Aussehen verschafft — bei alledem bleibt freilich dieser Wurzelmann nur ein halblebendiges Wesen: zur wirklichen Person hat ihn erst spätere Dichtung gemacht.

So hatte das Mittelalter in Dichtung und Sage Homunculi und Androiden von mancherlei Art geschildert oder doch erwähnt, freilich immer nur gelegentlich als episodisches Nebenwerk. Die Dichtung der Renaissancezeit hat nichts dazu getan, sie ist hier in den Bahnen des Mittelalters geblieben. Es fehlt in den abenteuerreichen romantischen Epen der großen Italiener gelegentlich nicht an Automaten mancherlei Art,[1] auch hier sind es Werke mächtiger Zauberer zu Schutz und Trutz geschaffen — von irgendwelcher Scheu der Verfasser ob so unheimlicher Künste ist freilich hier erst recht nicht die Rede: es sind Spiele einer üppigen Phantasie, die zum Behagen gebildeter Leser allerlei Wunder und Wunderlichkeiten aufhäuft.

Wenn aber die Dichtung der Renaissance unser Motiv nicht förderte, so hat es ihre Wissenschaft um so mehr getan. Der Forschertrieb, den die Kirche so lange eingeschränkt und sorglich geleitet hatte, war zu ungestümem Leben erwacht. Die Wissenschaften blühten nach Huttens Ruf — es waren nicht nur die im engeren Sinne humanistischen. Dies zum Bewußtsein von dem, was Menschsein heißt, erwachte Geschlecht wollte nichts mehr wissen von verbotenen Gebieten; gab es eine heimliche Magie, so wollte man sie meistern. Gewiß, die große Menge sprach noch immer von ruchlosem Treiben und flüsterte allerhand von Bündnissen mit dem Teufel; als den Göttern trotzender Titan kam sich mancher Alchimist, Astrolog oder Magiker vor: die Faustsage ist das Symbol dieser gärenden Zeit. Aus titanenhaftem Vermessen ging denn auch der Gedanke, den Menschen künstlich zu schaffen, in dieser Zeit von neuem hervor: Simon Magus hatte durch Zauberkünste sich einen Homunculus geschaffen, jetzt

[1] Z. B. Bojardo II, 8, 20 ff., ebd. 30, 32; Ariosto 38, 33 ff.

sollte die Wissenschaft einen Triumph erleben. Jetzt handelte es sich auch nicht mehr um Automaten, solch Kunststück mochte einen geschickten Uhrmacher reizen — schon seit dem Ende des 14. Jahrhunderts hatten ja die Wunderuhren der Kirchen und Rathäuser manche Automatenphantasie der Dichtung verwirklicht — nein, jetzt vermaß sich der Alchimist in seiner Küche zu schaffen, was einst Gottvater am sechsten Schöpfungstage gelungen war, was heute nur in den geheimen Tiefen der Natur vor sich geht. Und das Gerücht sagte, daß das Werk auch so manchem schon gelungen sei: ein Scaliger, der portugiesische Botaniker Amatus Lusitanus, der gelehrte Franz Borri, Cardanus,[1] Giulio Camillo[2] — sie alle sollten im Besitz von Homunculi gewesen sein oder doch verläßlich von ihrer Möglichkeit berichten, Paracelsus gab die genauesten Vorschriften, wie man das hohe Ziel erreichen könne — sicher hat in manchem Laboratorium manch Wagner am Herde gestanden, um sein chemisch Männlein zu bereiten: nur Mephisto ist ausgeblieben.

Der Weg der Alchimie wich gänzlich ab von den Vorstellungen, die sich aus der Genesis ergaben; wer göttliche Macht besaß, der brauchte sich doch nicht mit Mischungen und Kristallisationen abzugeben, der mußte auch heute noch dem Ton lebendigen Odem einhauchen können. Die Philosophie drang ins Reich des Geistes, und der jüdischen philosophischen Geheimlehre, der Kabbala, wurde wenigstens nachgerühmt, daß sie den alten Pfad, den Salomo, der Herrscher über die Geister, einst gegangen, wiedergefunden habe. Wer den 'Schem', den Namen Gottes, in der richtigen Weise schreiben kann, der ist eins mit der göttlichen Macht, der kann ihr Werk nachahmen. Die Lehre der Kabbala gehört dem Mittelalter an, aber ihre praktische Anwendung in unserem Sinne wird erst der späteren Renaissancezeit nachgerühmt, um die Mitte des 16. Jahrhunderts taucht der erste G o l e m[3] auf: Rabbi Elijah von Chelm hat ihn aus Lehm geformt, ihm den Schem in den Mund gelegt, und nun wurde der Kloß lebendig und wuchs und wuchs, bis ihm der Rabbi, erschreckt über das Ungetüm, den Schem wieder herausholte und so sein Werk zerstörte.

Aus dem Gesagten wird hervorgehen, wie Mittelalter und Renaissance die Elemente erzeugt haben, aus denen die neuere Dichtung ihre Homunculi geschaffen hat; die Androiden sind trotz ihrer antiken und mittelalterlichen Vorbilder jüngeren Ursprungs. Was diesen Vorstufen fehlt, ist die Beziehung zum

[1] *Faust*, hg. von L o e p e r, 2. Bearbeitung II, XXXII.
[2] *Chronik des Wiener Goethevereins* Bd. 10 (1896), S. 12.
[3] *The Jewish Encyclopaedia* Bd. VI, Art. *Golem.*

Leben; sie sind Zauberwerk oder Kuriosität: über den Gegensatz zwischen dem Leben und dieser seiner künstlichen Vortäuschung zu grübeln, fiel ihren Schilderern nicht ein.

Daß sich das änderte, dazu hat die Philosophie des 17. Jahrhunderts ihr wesentliches Teil beigetragen. Descartes grübelte über Leib und Seele und ihre Verbindung; er lehrte, daß der Mensch sich über das Tier erhebe durch das Geschenk Gottes, die vernünftige Seele, die Tiere aber waren ihm Automaten schlechtweg: gelänge es, künstlich eine Maschine zu schaffen, die in innerer und äußerer Einrichtung den Tierleib vollkommen nachahmte, so wäre die Maschine eben ein Tier wie jedes andere. Man sieht, der Schritt zum Menschen ist nicht gar groß. Descartes selbst braucht das Bild vom Uhrmacher: wie er die Uhr aus Rädern zusammensetze, so daß sie sich selbst zu bewegen vermöge, so Gott die Statue des Menschenleibes aus Erde, nur daß er eben als viel geschickterer Künstler ein besser konstruiertes, zu weit wunderbareren Bewegungen fähiges Kunstwerk zustande bringe.

Der fehlende Schritt wurde von der sensualistischen und materialistischen Philosophie des 18. Jahrhunderts getan: Condillac veranschaulichte 1754 seine Lehre, daß alle Erkenntnis auf der sinnlichen Empfindung beruhe, an der Vorstellung jener menschlich organisierten Statue, in der nach und nach die Sinne erwachen; schon vorher (1748) hatte Lamettrie sein berühmtes oder berüchtigtes Buch geschrieben, dessen Titel genugsam verkündet, was sein Inhalt lehrt: *L'homme machine.* Drin las man, der Verfasser halte es schließlich nicht für unmöglich, daß eines Tages rein mechanisch ein Android erbaut werden könne, der nicht nur gehen und stehen, sondern sogar sprechen und alle menschlichen Gebärden verrichten könne. Im Zusammenhang damit steht dann wohl, daß man bis ins erste Viertel des 19. Jahrhunderts sehr häufig das Körperliche des Menschen einfach als seine 'Maschine' bezeichnet findet.[1]

Um dieselbe Zeit richtete nun auch technischer Ehrgeiz die Aufmerksamkeit des großen Publikums auf das Problem. Nicht als ob es an sich erst jetzt die Techniker gereizt hätte: aus dem Altertum berichten auch Geschichtschreiber von Automaten (die fliegende Taube des Archytas von Tarent; Cassiodors[2] Bericht von Boethius u. a.); die berühmten Uhrmacher seit dem Ausgang des Mittelalters sind schon erwähnt. Das 18. Jahrhundert aber bringt diesen gegenüber etwas Neues: es löst den Automaten los von Rathaus und Kirche, es macht ihn einerseits selbständig als staunenswerte, geheimnisvolle Kunstleistung, anderseits fügt es

[1] Vgl. Grimms Wörterbuch, Maschine. [2] *Variarum Liber* I, ep. 45.

ihn auch wieder spielerisch ein unter die festliche Dekoration seiner Umgebung.

So ziehen sich denn durch die Zeit des Rokoko und Zopf zunächst die genialen Automatenerbauer: Eppinger konstruierte einen flöteblasenden Pan, Vaucanson seinen berühmten Flötenspieler, gewaltiges Aufsehen machte van Kampelen nach 1770 mit dem schachspielenden Türken, andere folgten besonders mit musikalischen Automaten; Sammlungen von solchen Spielwerken wurden Sehenswürdigkeiten der Städte,[1] und bald beuteten Scharlatane die Androiden und ähnliche Erfindungen zu allerhand Hokuspokus aus. In den Zeitschriften der Zeit hat die Mode ihre Spur hinterlassen,[2] Wieglebs *Natürliche Magie* enthält eine ganze Reihe Rezepte dafür, wie man dem Mechanismus nachhelfen und durch ihn menschliches Leben vortäuschen kann. Die meisten dieser Herrlichkeiten haben wohl ein ziemlich klägliches Ende genommen: die Vaucansonschen Automaten fand Goethe[3] z. B. 1805 im Besitz des gelehrten Physikers Beireis in den 'jämmerlichsten Umständen': der Flötenspieler flötete nicht mehr, 'die Ente, unbefiedert, stand als Gerippe da, fraß den Haber noch ganz munter, verdaute aber nicht mehr'. So vergeht der Ruhm der Welt: für uns ist heute manches erhaltene Denkmal dieser Lust am künstlichen Leben wie etwa das mechanische Theater im bischöflichen Lustschloß Hellbrunn bei Salzburg nur eine kühl betrachtete Merkwürdigkeit. Wie die Spielerei aber geradezu zur Mode wurde, mag veranschaulichen, was vom Parke des Grafen Hoditz zu Roswald erzählt wird: da gab es einen 'exotischen' Teil, den wilde Tiere 'belebten', in Wirklichkeit waren es ausgestopfte Puppen, die, dem Drucke einer Feder gehorchend, vor Fremden von Distinktion niederknieten.[4] Eine Novelle in Fouqués und Launs *Aus der Geisterwelt*[5] erwähnt als 'Spielerei' die 'dem Helden oft genug vorgekommenen Automaten': da stieß man im Walde auf eine Hütte mit einem Einsiedler; betrat man sie, so nickte die Figur mit dem Kopf und schlug das Buch auf, das sie vor sich auf dem Betpult liegen hatte.

Das alles soll belegen, welche Anteilnahme man im 18. Jahrh. für das Automatische hatte. Dabei scheint das Leben der Dichtung ein gut Stück vorangegangen zu sein; als poetisches Motiv spielt das Automatenwesen zunächst noch keine größere Rolle. Immer-

---

[1] Man sehe Hoffmanns Erzählung vom Arsenal in Danzig (*Werke*. Ausg. von Ellinger, VI, 85 f.).

[2] Z. B. *Berlin. Monatsschrift*, September 1786.

[3] *Tag und Jahreshefte*. Bd. 16, 160 f. der Heinemannschen Ausgabe.

[4] Man sehe die hübsche Schilderung in George Sands *Consuelo* III, cap. 101 ff., bes. S. 240 ff.

[5] Erfurt 1818, I, 209 f.

hin ist nicht zu vergessen, daß die Zeit orientalischen und mittelalterlichen Erzählungsstoff in großer Menge aufnahm: Galland übersetzte Tausendundeine Nacht, andere folgten mit anderen Sammlungen, Feengeschichten waren eine Zeitlang die große Mode, die *Bibliothèque des romans* erneuerte in ihren zahlreichen Bänden die romantischen Ritterromane — daß hierbei auch die eine oder andere Automatenfabelei wiederholt wurde, ist nur sehr wahrscheinlich. Gelegentlich findet sich aber auch eine Ahnung von künftigen Möglichkeiten: im *Serpentin vert,* einem Märchen der Gräfin d'Aulnoy,[1] kommt die Heldin ins Reich der Pagoden, also der Nickefigürchen; ihre Gastfreunde werden von ihren Todfeinden, den Marionetten, überfallen, und es gibt einen großen Krieg. Das sind ja keine Automaten im strengsten Sinn, aber doch etwas sehr Ähnliches, und die Absicht, menschliches Leben satirisch zu spiegeln, ist unverkennbar.

Im übrigen hat die Pygmalionfabel im 18. Jahrhundert das Motiv vertreten: sie ist recht oft behandelt worden;[2] ein für uns wichtiger Ableger des Pygmalionstoffes ist unseres Wieland unvollendetes romantisches Gedicht *Idris und Zenide,* das aus dem Jahre 1767 stammt. Der Held Idris soll die Gunst der spröden Zenide erlangen, wenn es ihm gelingt, ihr Bild zu beseelen — das ist Pygmalion; neu ist nun aber, daß die Statue von besonderer Art ist:

> Zenidens Bild war sehr von jenen unterschieden,
> An denen sich die Affen der Natur,
> Die Phidias, in hartem Stein ermüden.
> Was unser Aug' an jenen täuscht, ist nur
> Die äußre Form, die wallende Kontur;
> Das Innre bleibet roh: doch dieses glich Zeniden
> Sogar im innern Bau; es hatte Fleisch und Bein;
> Die Seele fehlt ihm nur, um ganz sie selbst zu sein.[3]

Das ist der Automat des Descartes, dem eben nur das Letzte, das Göttliche fehlt, um Mensch zu sein — wie Wieland sein Problem lösen wollte, wissen wir nicht, denn sein Werk ist Bruchstück. Zwar wird in den vorhandenen Gesängen das Bild zweimal lebendig, aber es lebt mit fremdem Leben: eine Salamandrin und dann eine Nymphe benutzen es als Hülle für ihre Persönlichkeit.

Die vom Geist belebte Bildsäule gehört nicht zu unserm Thema, also auch nicht der weltberühmte steinerne Gast; aber das 18. Jahrhundert kannte immerhin auch Statuen, die aus eigenem Recht leben. In Italien brachte Graf Gozzi das Volksmärchen auf die Bühne und mit ihm all seine Wunder bis herab zum

[1] *Cabinet des fées* III (S. 186 ff. der Ausgabe Genf 1785).
[2] Vgl. W. Buske in der *Germanisch-romanischen Monatsschrift* VII.
[3] V, 26.

tanzenden Wasser, singenden Apfel und sprechenden Vogel; er tat es nicht in dem ehrfürchtigen Geist, in dem später Dichtung und Gelehrsamkeit der Romantik zum Volke ging, er suchte wirksame Stoffe, und die Masken der *commedia dell'arte* sorgten dafür, daß die Hauptwirkung ein kräftiges Lachen war. Das gab es denn nun sicher, wenn die Venezianer ihnen wohlbekannte Bildwerke sprechen und handeln sahen, und so ließ Gozzi im *Grünen Vögelchen* auf Befehl Calmons, des Königs der Bildsäulen, die Brunnenstatue von Treviso, aus deren Brüsten Wasser fließt, erscheinen und Zaubertiere tränken, so wurden 'Rioba und seine Gesellen', die Statuen des Campo dei Mori, entboten, um eine widerspenstige Tür offen zu halten. Der Jubel war sicherlich groß, wenn die willigen Helfer als Dank für ihre Dienste vielleicht sehr notwendige Reparaturen erbaten und zugesichert erhielten: damit ist ihre Rolle beendet, tiefsinnige Absichten verfolgte Gozzi mit diesem Motiv sicher nicht; immerhin war sein Dichten für unsere Romantiker von starkem Reiz.

In Deutschland führt aber zunächst von Wielands *Idris und Zenide* ein Weg zu der Posse, mit der in seinen frühen Weimarer Tagen Goethe eine Zeitmode verspottete, zum *Triumph der Empfindsamkeit.* Der Prinz Oronaro liebt eine Puppe, und jene Aufgabe, die Wieland seinem Helden stellte, hat er gelöst: für ihn ist die Puppe beseelt. Mag den Spöttern diese Seele auch aussehen wie ein Sack voll Häcksel und empfindsamer Romane, Oronaro weiß es besser: als man ihm seine Puppe mit dem Urbild vertauscht hat, als das blühende Leben vor ihm sitzt, da fühlt er, wie der Zug, der ihn zu der 'himmlischen Gestalt' zieht, sich verringert, er spürt, daß etwas Fremdes untergeschoben ist. Die Puppe wird wiedergebracht; mit dem begeisterten Ruf: 'Himmel, sie ist's! Seligkeit tauet herab!' wirft er sich ihr zu Füßen, sie ist die Gottheit, die 'ganz sein Herz nach ihrem Herzen zieht' — er ist dem Banne des toten Bildes verfallen.

Nun ist das alles vorläufig Scherz und Satire, Goethe spottet über die unwahre Schwärmerei, die sich nicht an Menschen von Fleisch und Blut hingeben mag, sondern egoistisch nur ihre eigenen Einbildungen, Wolkenwesen liebt — ein spöttischer Hieb gilt auch dem erlogenen Naturempfinden, das sich vor Schnupfen und Mückenstichen ängstigt und sich darum eine künstliche Natur mit 'Stahlfedern und Ressorts' schafft. Parallelen finden sich auch sonst. Jean Paul schilderte 1789 in der *Auswahl aus des Teufels Papieren*, wie man sich aus bloßem Holz eine Frau machen könne,[1] und was das doch in vieler Beziehung für eine angenehme Sache sei; ein anderer Aufsatz desselben Werkes[2] stellt den

[1] Dritte Zusammenkunft, Abschnitt IV. [2] Ebd. Abschnitt X.

'Maschinenmann' vor, nämlich den Mann, der alles durch Maschinen mache. Auf die Frage nach dem wahren Lebensjahrhundert des Mannes antwortet der Verfasser, das sei das achtzehnte, auf die Frage nach seinem Namen gibt er dieselbe Antwort: der Maschinenmann ist der Genius des achtzehnten Jahrhunderts.

Von solchem Scherz zum Ernst aber war schließlich nur ein Schritt: Goethes erlogen empfindsamer Prinz ist zufrieden mit seiner Gliederpuppe und seiner auf Federn gehenden Natur; wenn aber ein wirklich empfindsames Gemüt sich fragte, warum die Natur sich denn so nachahmen ließe, und sich die Antwort gab, daß letzten Endes doch nur eine Maschinerie an Stelle einer anderen getreten sei, dann mochte der Scherz aufhören und die Tragik beginnen.

Solche Gedanken waren auch Goethe nicht fremd. Da ist eine berühmte Stelle von *Werthers Leiden*,[1] sie läßt den vom geselligen Treiben angeekelten Helden seiner Lotte sein Herz ausschütten. 'Ich stehe wie vor einem Raritätenkasten und sehe die Männchen und Gäulchen vor mir herumrücken und frage mich oft, ob es nicht ein optischer Betrug ist. Ich spiele mit, vielmehr ich werde gespielt wie eine Marionette und fasse manchmal meinen Nachbar an der hölzernen Hand und schaudre zurück.' Das war die Auffassung des Lebens und Treibens von Welt und Menschen als einer Maschinerie, wie sie im Geiste der materialistischen Philosophie lag. Goethe selbst hatte sich dieser Auffassung kräftig erwehrt: er hatte in Straßburg[2] das *Système de la nature* des Barons von Holbach zur Hand genommen und es 'so grau, so cimmerisch, so totenhaft' gefunden, daß er davor wie vor einem Gespenst schauderte.

Aber nicht jeder fühlte so gesund, und krankhafte Stimmungen können das reinste Gefühl dem geistigen Einfluß einer sonst abgelehnten Macht ausliefern. Und jene materialistische Philosophie war eine Macht, und in mancherlei Gestalt wurde sie den Zeitgenossen nähergebracht, bemächtigte sie sich doch auch des Pygmalionmotivs. Ist es schon bezeichnend, daß Goethe auf Holbachs Buch unmittelbar von einer Erwähnung des Rousseauschen Pygmalion kommt, so tadelte Bodmer — selbst ein Pygmaliondichter — geradezu die 'materialistische Metaphysik' eines französischen Pygmalionromans von Thémiseul de St. Hyacinthe,[3] und Goethe selbst hat mit jener Wertherstelle, die das Leben als Marionettenspiel auffaßt, stark genug auf die Zeitgenossen eingewirkt.

Eines der treuesten Bilder eines Jünglings der Sturm-und-

---

[1] Buch II, 20. Januar. [2] *Dichtung und Wahrheit* Buch 11.
[3] Nach Buske, *Germanisch-romanische Monatsschrift* VII, 348.

Drang-Zeit ist der Held des *Anton Reiser*, des berühmten Romans von K. Ph. Moritz. Da liest man,[1] wie die Wertherstelle (sie wird ausführlich zitiert) bei Reiser die Erinnerung an ein ähnliches Gefühl weckte, 'das er oft gehabt hatte, wenn er jemand die Hand gab. Durch die tägliche Gewohnheit vergißt man am Ende, daß man einen Körper hat, der ebensowohl allen Gesetzen der Zerstörung in der Körperwelt unterworfen ist als ein Stück Holz, das wir zersägen oder zerschneiden, und daß er sich nach den Gesetzen wie jede andere von Menschen zusammengesetzte körperliche Maschine bewegt. Diese Zerstörbarkeit und Körperlichkeit unseres Körpers wird uns nur bei gewissen Anfällen lebhaft und macht, daß wir vor uns selbst erschrecken, indem wir plötzlich fühlen, daß wir etwas zu sein glaubten, was wir wirklich nicht sind, und statt dessen etwas sind, was wir zu sein uns fürchten'. Andere Stellen finden sich auch sonst: im Gedränge der Menschen verliert Reiser das Gefühl der eigenen Persönlichkeit, er erscheint sich nur als Teilchen einer Masse und ruft, 'welch eine Menge von dieser Menschenmasse, aus welcher Staaten und Kriegsheere so wie aus Baumstämmen Häuser und Türme gebaut werden',[2] als 'bewegliche Fleischmasse'[3] bezeichnet er den einzelnen Menschen.

Was bei *Anton Reiser* immerhin nur gelegentlich auftritt, beherrscht die Lebensauffassung der Helden von Tiecks *William Lovell* (1795 f.). Für Balder, den Freund des Helden, der schließlich dem Wahnsinn verfällt, ist die ganze Welt ein 'nichtswürdiges, fades Marionettenspiel',[4] 'wir adeln aus einem törichten Stolze all unsere Gefühle, wir bewundern die Seele und den erhabenen Geist unserer Empfindungen und wollen durchaus nicht hinter den Vorhang sehen, wo uns ein flüchtiger Blick das verächtliche Spiel der Maschinen enträtseln würde'.[5] An die Wertherstelle erinnert, wie Balder und Lovell die eigenen Gliedmaßen als sich gar nicht angehörig, als fremde Stücke empfinden, bei deren Berührung sie erschrecken.[6] An Lovell schreibt ein warnender Freund: 'Was ist der Mensch nach Deinen Ideen ...? Die nichtswürdigste Verbindung seelenloser Glieder — wer gibt Dir denn nun diesen feurigen Enthusiasmus für Deine Meinung, wenn Du nichts mehr als diese verworfene Maschine bist?'[7] Und Lovell selbst bekennt: 'Das Leben ist das Allerlustigste und Lächerlichste, was man sich denken kann; alle Menschen tummeln sich wie klappernde Marionetten durcheinander und werden an plumpen Drähten regiert und sprechen von ihrem freien Willen.'[8] Er beobachtet kaltblütig den Eindruck, den der Tod eines von ihm

---

[1] III, 94 f. [2] III, 40. [3] III, 41. [4] I, 148 der ersten Ausgabe. [5] I, 149. [6] I, 332; II, 259. [7] II, 92. [8] II, 184.

vergifteten Mannes auf seine Umgebung macht, und findet es gar 'interessant, wie nach und nach die gewöhnliche Trägheit zu jedem zurückkehrte. Sie erschienen mir nun wie unbeholfene Maschinen, die an groben Fäden bewegt werden, sie drehen die verschiedenen Gliedmaßen nach vorgeschriebenen Regeln und setzen sich dann wieder in Ruhe. Keiner schien mir lebendig'.[1] Der Weisheit letzter Schluß ist ihm, als 'klügerer Mensch' die ganze Welt für eine große Fabrik anzusehen, 'in der diese Maschinen hergestellt sind und die er zu seinem Vorteil in Gang bringen muß'.[2]

Die Beispiele ließen sich noch mehren: man sehe, wie in den *Nachtwachen* des Bonaventura der Held, einst selbst Marionettendirektor, Menschen und Vorgänge als mechanische Figuren und Spiele auffaßt;[3] man erinnere sich, wie Kleist sich versenkte in den geheimnisvollen Reiz der mechanischen Bewegung. Die Grazie, so schließt sein Aufsatz *Über das Marionettentheater*, erscheint 'in demjenigen menschlichen Körperbau am reinsten, der entweder gar keins oder ein unendliches Bewußtsein hat, d. h. in dem Gliedermann oder in dem Gott'. Aber das Gesagte wird schon zur Genüge dargelegt haben, wie die Zeit reif geworden war, um das Problem des künstlichen oder mechanischen Lebens als ernsthaftes poetisches Motiv zu würdigen: der Acker war bereitet, er trug seine Früchte.

(Fortsetzung folgt.)

Berlin-Lichtenberg. Albert Ludwig.

[1] III, 86.
[2] III, 148; man vergleiche auch II, 66, 300, 329; III, 181, 192.
[3] Dritte und vierte Nachtwache.

Zu Schillers Don Carlos.

Eine dramaturgische Abhandlung.

Bei aller innigen Verehrung für Schiller, den Menschen und Dichter, darf man sich nicht verhehlen, daß das Drama 'Don Carlos' infolge der übermäßig langen Arbeit und der Unklarheit des Dichters seinem Stoffe gegenüber an drei Hauptmängeln krankt. Statt einen einzigen Konflikt darzustellen, verbindet es drei Motive miteinander, die infolgedessen das Werk nicht zu einer Einheitlichkeit gelangen lassen. Es ist nämlich erstens eine hohe Staatstragödie, zweitens ein Liebesstück und drittens ein Freundschaftsdrama.

Die hohe Staatstragödie beruht darin, daß es einen Tyrannen vorführt, vor dem das Volk zittert, obgleich es, seiner Neigung für den Thronfolger nachgebend, sich einen Augenblick gegen den Gewaltsherrscher erhebt, einen Tyrannen, vor dem sich wirklich alle sklavisch beugen, und einen Gewaltszwinger, der dabei doch den Menschenfreund und Beglücker gelegentlich hervorkehrt und der den tiefsten Schmerz bekundet oder einen solchen zu empfinden vorgibt, da er erkennt, daß Posa als Opfer für seinen Freund gefallen ist.

Das Drama ist sodann ein Liebesstück, und zwar in dreifachem Sinne. Zunächst darin, daß Philipp seine Gattin Elisabeth wirklich liebt, soweit ein solcher Mann überhaupt Liebe zu empfinden weiß, sodann darin, daß Carlos für seine Stiefmutter Elisabeth eine starke Leidenschaft empfindet mit einer gewissen Berechtigung, da er noch nicht vergessen hat und nicht vergessen kann, daß die Gattin seines Vaters seine Braut gewesen ist (über die Gefühle Elisabeths zu Carlos klärt uns der Dichter nicht völlig auf, obgleich er durchscheinen läßt, daß sie trotz aller äußerlichen Treue, die sie dem Gatten bewahrt, nicht unempfindlich ist für die Leidenschaft des ihr in Alter und Gefühlen Näherstehenden, ja von einer starken Sympathie für ihn erfüllt ist). Endlich zeigt sich die Liebestragödie in dem Handel der Prinzessin Eboli, der nicht bloß hervorgegangen ist aus der Sinnlichkeit des hübschen Hoffräuleins, sondern aus der in dem Handschuh versteckten Liebesepistel, die ihr in die Hände gerät und von der sie annehmen muß oder wenigstens gern annehmen will, daß sie an ihre eigene Adresse gerichtet ist. Diese drei Liebesangelegenheiten, obgleich auf verschiedene Personen verteilt, sind doch mit großer Einheit und dichterischer Kunst zu einem Ganzen verwebt.

Endlich ist das Drama ein Freundschaftsdrama: es behandelt die schwärmerische Hinneigung des Fürstensohnes zu einem vor-

nehmen und bedeutenden Manne und dessen anfänglich zurückgehaltene, später stark ausbrechende und nur einen Augenblick infolge der ihm gewährten Machtvollkommenheit zurückgedrängte Anhänglichkeit und Gemeinschaftlichkeit.

Es wäre denkbar, diese drei Motive: Tyrannenwesen, Liebe, Freundschaft zu einem gewaltigen Gemälde zu vereinen; daß es dem Dichter nicht gelang, eine solche Verbindung herzustellen, liegt ganz gewiß nicht in seiner Unfähigkeit, sondern darin, daß er von drei verschiedenen Seiten an den gewaltigen Stoff heranging, daß er in der Tat gesonnen war, drei andersgeartete Gegenstände zu behandeln und, statt sie zu trennen, zu dem seltsamen Auskunftsmittel griff, sie zu verbinden.

Die Stimmung der Zeit und eigene Erlebnisse, dazu selbstverständlich wie immer bei Schiller gründliche Studien des Stoffes hatten ihm diese drei Absichten nahegelegt. Er wollte im Gegensatz zu dem nach Alleinherrschaft und Genuß lüsternen Streber (Fiesco) und zu dem in der Machtfülle und Genuß schwelgenden Fürsten (Kabale und Liebe), zwei Typen, die ihm in der Person seines württembergischen Landesherrn entgegengetreten waren, einen absoluten Herrscher zeichnen, wie sie gerade im 18. Jahrhundert so vielfach auftraten. Nicht als wenn man glauben dürfte, daß er hier geradezu Friedrich den Großen zu schildern beabsichtigte, wohl aber schwebt ihm eine solche Friedrichnatur vor: eine Mischung von Absolutismus und Aufklärung, eine Vereinigung von Liebessehnsucht und Abneigung gegen die Vertreterinnen des anderen Geschlechts, eine Verknüpfung des Aufsichgestelltseins eines einsam Thronenden mit dem sehnsüchtigen Bedürfnis des Fühlenden nach Freundschaft und männlicher Zuneigung.

Und wenn endlich der Dichter als Prediger der Liebe auftrat. so war er zu deren Schilderung einerseits durch seine Lektüre schwärmerischer Dichtungen geführt, wie Rousseaus Roman, anderseits bestimmt durch seine eigenen Lebenserfahrungen. Denn in der Eboli mag manches von den lockenden koketten, auch in der Wahl ihrer Mittel nicht wählerischen jungen Damen stecken, denen der Dichter in Stuttgart und in Mannheim nahegetreten war, und in der Königin und ihrem ganzen Verhältnis spiegelt sich Schillers eigenes Verhältnis zu Charlotte von Kalb wider, der Drang, ein Bündnis zu lösen, das nur durch Gesetz heiliggesprochen, und die Überzeugung, daß nur dasjenige Verhältnis ein wahrhaft gerechtes sei, das durch Gleichheit begründet und durch Leidenschaft gefestigt und verklärt werde.

Sodann war es seine Absicht, ein Gemälde schwärmerischer Freundschaft zu geben. Hier waren es nicht eigene Erlebnisse, die den Dichter auf diesen Weg zwangen, denn er selbst stand

damals den Hohen der Erde völlig fern, und auch nicht Studien des klassischen Altertums, die auf ihn wirkten, da die Berichte jener Zeit uns gewöhnlich gleichstehende Freunde vorführen, sondern entweder die Einwirkung der biblischen Lektüre von Jonathan und David oder möglicherweise die Erinnerung an das Streben damaliger Herrscher, und auch hier wird man wieder an Friedrich den Großen gemahnt, sich an Kindheitskameraden anzuschließen, an das schwärmerische Verlangen solcher Hochgestellten, in geistig Gleichstehenden eine Ergänzung ihres Wesens zu sehen. Man könnte vermutungsweise an den Kronprinzen Friedrich und seinen Jugendfreund Katt denken, dadurch würde man vielleicht auch eine Vorlage empfangen für den Opfertod, den der Fürstenfreund für seinen Herrscher erleidet. Damit eröffnet sich übrigens auch eine ganz neue Perspektive für das Eindringen in Philipps Charakter; Unnahbarkeit des Herrschers, verbunden mit einer gelegentlich hervorbrechenden Sehnsucht nach Menschlichkeit und Zugänglichkeit; Verhältnis zwischen Vater und Sohn, das zwischen Anerkennung und Abneigung schwankt, die Sehnsucht des Sohnes nach Betätigung seiner Kräfte und im Gegensatz dazu den Widerwillen des Vaters, den Sohn aufkommen zu lassen, an dessen Stelle vielmehr erprobte Staatsmänner und Widersacher des Sohnes gesetzt werden.

In Schillers gewaltiger Dichtung werden die Charaktere Posa, Carlos, die Eboli, die Königin, d. h. die Hauptcharaktere außer Philipp, klar gezeichnet, einzelne Nebenpersonen ziemlich deutlich charakterisiert, und nur die wichtigste, die eigentliche Hauptperson Philipp, bleibt trotz allen Bemühens des Dichters unklar. Von den Nebenpersonen treten Domingo und der Großinquisitor kaum aus dem konventionellen Rahmen der starren, unbeugsamen Prälaten heraus, dagegen sind Lerma und Medina Sidonia kurz, aber deutlich erkennbar gezeichnet. Der erstere, der in seiner kurzen Szene mit Carlos in diesem den aufgeklärten Fürsten verehrt und sich freut, daß seine Kinder unter einem solchen Herrscher leben können; der letztere, der Großadmiral, der trotz des Gefühls, seinem Könige und Vaterlande die kostbare Flotte verloren zu haben, das Menschliche nicht aufgibt, in dem Verluste seiner fünf Söhne gewissermaßen ein Entgelt für den von ihm verschuldeten Verlust in die Wagschale zu werfen sich erkühnt. Philipp dagegen bleibt unklar, weil er aus den verschiedensten einander widersprechenden Eigenschaften zusammengesetzt ist. Denn er ist einerseits ein Gewaltszwinger, der kein Bedenken trägt, Gattin und Sohn zu vernichten, der über Blut und Leichen schreitet, den unbedingtesten Gehorsam verlangt. Und doch ist er anderseits wieder menschlich, und zwar in seinem Verfahren gegen den genannten Sidonia, gegen den er kein Wort des Tadels

findet, ja nicht einmal den Gedanken einer Bestrafung aufkommen läßt, und dann in der ganz unverständlichen Szene mit Posa und in seiner Hochschätzung für diesen Charakter. Man wird bei der Lektüre und bei dem Anschauen des Dramas das Unbehagen nicht los, daß ein solcher Charakter weder der Wirklichkeit entnommen noch mit voller dichterischer Freiheit angeschaut ist, sondern daß er durch den Dichter aus den verschiedensten Elementen zusammengeklügelt und trotzdem zu einem Lebensfähigen nicht gestaltet worden ist.

Die Aufführung eines solchen Stückes ist unendlich schwer. Ein solches Drama, das ungekürzt etwa neun Stunden in Anspruch nimmt, kann natürlich an einem und demselben Theaterabend nicht in seiner vollen Ausdehnung gegeben werden; selbst beinahe vier Stunden, wie sie den Vorstellungen des Deutschen Theaters in Berlin seit Anfang Januar 1918 eingeräumt werden, genügen nicht, um den wirklichen Gehalt des Stückes hervortreten zu lassen.

Diese Berliner Aufführung, die von dem Publikum der Reichshauptstadt als wichtiges Ereignis gefeiert worden ist und die wohl Aussicht hat, den Aufführungen in anderen Städten des Reiches zugrunde gelegt zu werden, ist meiner Ansicht nach verkehrt. Verkehrt deswegen, weil auf das Bildermäßige zu viel Wert gelegt ist (zwölf Bilder statt der fünf Akte); sodann aber durch die gänzlich unverständigen und den Zusammenhang zerreißenden Kürzungen. Diese Kürzungen beziehen sich nicht nur auf die Ausmerzung unendlich vieler einzelner Stellen in den übermäßig langen Gesprächen, sondern betreffen die wichtigsten Partien. So sind z. B. aus dem zweiten Akt die Szenen 11 bis zum Schlusse des Aufzuges, aus dem dritten Akt die Szenen 8 bis 9, aus dem vierten Akt fast alles von Szene 10 bis 24, aus dem fünften Akt das Wesentliche der Szenen 5 bis 10 einfach gestrichen. Man wird Herrn Reinhardt nicht übelnehmen dürfen, daß er den Leibarzt der Königin entfernte, und man kann seine Streichung des Großinquisitors, so wichtig auch seine Rolle zur Erkenntnis des Charakters Philipps ist, mit dem Verfahren mancher Vorgänger entschuldigen. Aber die Entfernung der sonst genannten Szenen ist deswegen unbegreiflich, ja verdammenswert, weil dadurch der Zusammenhang des Stückes leidet und sein Fortgang unbegreiflich wird.

Soll eine Carlosaufführung einen wirklichen Eindruck machen, so sind es drei Punkte, an die nicht gerührt werden darf, nämlich erstens das Verhältnis Carlos' zu Posa, zweitens seine Beziehungen zur Königin, drittens seine ganz eigenartige Verbindung mit der Eboli. Wer diese als Nebenperson fast fallen läßt und gar nicht erkennt, daß gerade in ihren Ränken gegen die Königin,

in ihrer Einwirkung auf den König ein wesentliches Moment des Stückes gegeben ist, wer nicht einsieht, daß in der Erschließung der Beziehungen Posas zu Carlos das Hauptinteresse, ja der wahre Kern des Dramas zu sehen ist, so daß es dem Leser und Hörer klar werden muß, wie dieser Denker und Politiker durch den Machttaumel, der ihn ergreift, nachdem er das Vertrauen des Königs erlangt hat, zum Verräter an der Freundschaft und zum Verderber des jungen Fürstensohnes wird, der hat keine Ahnung von dem, was der Dichter darstellen wollte. Da alle diese Dinge in der Vorstellung des Deutschen Theaters zu kurz kommen oder völlig weggelassen werden, so wird durch sie nur eine Reihe von teilweise ergreifenden Bildern durch Schauspieler geboten, die doch nur einigermaßen den wirklichen Anforderungen entsprechen, die aber keineswegs die hohe Lobpreisung verdienen, die ihnen von den Bewunderern Reinhardts gezollt wird. Aber es wird durch die Aufführung keine Ahnung von der großen Bedeutung des Schillerschen Dramas erweckt, die ihm trotz aller Schwächen und Seltsamkeiten zugesprochen werden muß.

Berlin. Ludwig Geiger.

Das Komische in Shakespeares Tragödien und die Maler Reynolds und Hogarth.

Die literarische Kritik hat sich viel beschäftigt mit einer merkwürdigen Eigentümlichkeit des Shakespeareschen Dramas: der Einmischung von Komik in die Tragödie.[1] Man hat Shakespeares Kunst verurteilt, getadelt, entschuldigt, verteidigt und weiß sie heute oft noch nicht recht zu würdigen. Die neuere Zeit hat sich ihre Meinung von der Tragödie an der griechischen Tragödie gebildet und hat Shakespeares Kunst mit antikem Maßstab gemessen. So hat der alte Goethe die komischen Personen in 'Romeo und Julie' verworfen 'im Namen unserer folgerechten, Übereinstimmung liebenden Denkart'.[2] Schiller hat in seiner Bearbeitung des 'Macbeth' die derben Späße des Pförtners ersetzt durch ein frommes Morgenlied. Und Voltaire hat die Totengräberszene im 'Hamlet' gar für das Werk eines betrunkenen Wilden erklärt.

Von der griechischen Tragödie ist allerdings Shakespeares Tragödie grundverschieden. Kein Wunder, daß die Kritik, die von der Antike ausging, nur langsam und schwer den Weg fand zur Beurteilung von Shakespeares Kunst.

'Das Schaffen des Dichters beruht überall auf der Energie des Erlebens. ... Das Lebensgefühl will ausströmen in Klang und Wort und Bild.' 'Was vom Gefühl aus gestaltet ist, erregt das Gefühl wieder, und zwar in derselben, nur geminderten Weise.' Wer ein Kunstwerk beurteilen will, muß mit einigen Funken von dem Feuer geboren sein, das den Künstler belebt hat, dessen Kritiker er sein will. 'Tiefes Urteil über einen Dichter ist etwas dem schöpferischen Vermögen Verwandtes.'[3] Das starke Erleben

[1] Vgl. Hermann Josef Götz, 'Die komischen Bestandteile von Shakespeares Tragödien in der literarischen Kritik Englands'. Diss. Gießen 1917. — E. Eckhardt, 'Die Komik in Shakespeares Trauerspielen' in der 'Zs. f. d. deutschen Unterricht' 21 (1907), 737—752. — J. W. Hales, 'The Porter in Macbeth' in 'Notes and Essays on Shakespeare', London 1884. — Die Erklärungsschriften zu Shakespeares Dramen bieten mancherlei Äußerungen über unsere Frage; vgl. u. a. H. H. Furness, 'A new Variorum Edition of Shakespeare': 'Macbeth' [4] S. 144; F. Th. Vischer, 'Shakespeare-Vorträge' I, S. 86, 432, II, 92. — E. Eckhardt, 'Die lustige Person im älteren englischen Drama', 'Palaestra' 17 (Berlin 1902). — R. M. Alden, 'The Use of Comic Material in the Tragedy of Sh. and his Contemporaries' in 'Journal of Engl. and Germanic Phil.' 13 (1914), 281—298.

[2] Vgl. den Aufsatz: 'Shakespeare und kein Ende' III.

[3] W. Dilthey, 'Die Einbildungskraft des Dichters' in 'Philosophische Aufsätze, Eduard Zeller gewidmet' (Leipzig 1887) S. 340, 421, 429.

macht den rechten Kritiker wie den Künstler, das starke Erleben und nicht die nachträgliche Reflexion. Darum können die Urteile von Dichtern über Dichtungen besonders wertvoll sein. Friedrich Hebbel schrieb einmal: 'Das kritische Talent ist ein Ausfluß des hervorbringenden. Wer selbst etwas machen kann, kann auch das beurteilen, was andere gemacht haben.'[1] Aber nicht immer sind die die besten Beurteiler, die mittendrin stehen. Aus nicht zu weiter Ferne hat man einen besseren Blick. Unbefangener als das Urteil von Dichtern mag die Kritik sein, die Vertreter einer verwandten Kunst üben.

Über Shakespeares Vermischung von Komik und Tragik haben zwei große englische Maler des 18. Jahrhunderts ihre Meinung geäußert: Hogarth und Reynolds, der eine mittelbar, der andere unmittelbar. Auf ihre Meinung werden wir besonders aufmerksam hören müssen.

Die Malerei ist in England spät selbständig geworden. Zur Zeit der Blüte des Dramas war die Malerei ganz vom Ausland abhängig. In der Zeit der Königin Elisabeth, in der England gewaltigen Aufschwung nahm, in dieser jugendlichen Zeit der Tat strömte das gesteigerte Lebensgefühl der Künstler aus in dramatischen Schöpfungen. Weite Kreise des Volkes nahmen teil an der dramatischen Kunst: sie hatten etwas in sich von dem Lebensgefühl, das sich in großen Dichtern zu dramatischen Werken gestaltete. Als Dichter und Volk zu nüchtern geworden waren für das große Drama, wurde der Roman die Dichtung für die Menge. In dieser Zeit entstand auch eine eigentliche englische Malerei. Lange waren die angesehensten Maler in England, die den großen Bedarf an Bildnissen deckten, Ausländer und ihre Schüler gewesen. In der Zeit der Reformation ließen sich die Großen und Reichen von Hans Holbein († 1543) malen; im folgenden Jahrhundert nahm van Dyck (1599—1641) seine Stellung ein. Das Erbe des Flamen traten wieder Ausländer an, unter ihnen ein Deutscher, Gottfried Kneller († 1723). Die Geschichte der englischen Malerei von der Zerstörung der Klöster, ihrer mittelalterlichen Heimstätten, bis zum zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts ist, wie Armstrong[2] sagt, die Geschichte eines Kampfes gegen fremde Invasion (foreign invasion). Erst mit Hogarth und Reynolds wurde die Malerei in England englisch.

---

[1] Zs. f. Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft 11, 102.

[2] Sir Walter Armstrong, 'Art in Great Britain' (London 1909) S. 179. — Über die ältere englische Malerei vgl. besonders R. Muther, 'Geschichte der englischen Malerei' (Berlin 1903) und 'Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert' I. Bd. (München 1893), I. Abschnitt.

Um die Meinung der beiden Maler über die Einmischung von Komik in die Tragödie würdigen zu können, wollen wir uns zunächst vergegenwärtigen, wie die literarische Kritik sich zu unserer Frage stellte. Die Arbeit von Götz (s. S. 159 Anm. 1) bietet uns zu diesem Versuch eine lange Reihe von Zeugnissen.

Bezeichnend für die Stellung des gelehrten Renaissance-Kritikers ist das Urteil von Philipp Sidney. Er war Kritiker und Dichter zugleich, freilich nicht Dramatiker. Für Kritiker, denen das antike Drama den Maßstab gab für die Beurteilung aller dramatischen Kunst, war der Tadel selbstverständlich. Solche Kritiker mußten Stileinheit und Stilreinheit verlangen. Die zeitgenössischen Dramen sind in Sidneys Augen *neither right Tragedies, nor right Comedies,* sondern *mungrell Tragicomedies.*[1] Er regt sich darüber auf, daß Könige und Clowns nebeneinander auftreten. Er verurteilt die Vereinigung von *Horn Pypes* und *Funerals* (eine Vereinigung, die später in 'Romeo und Julie' in eindrucksvoller Weise fast buchstäblich vollzogen wurde).

Gegen das Verdammungsurteil des Kritikers wendet sich der Dramatiker Thomas Heywood 1624, um seine eigne Praxis zu verteidigen.[2] Er geht nicht von Kunstregeln aus, sondern von der Erfahrung, von der Wirkung des Dramas auf die Zuschauer. Die Zuschauer wollen Komisches in der Tragödie (to please all and ... fashion themselves to a multitude); aber Heywood findet auch, daß diesem Verlangen eine gewisse Berechtigung nicht zu versagen ist: 'least the Auditorie should be dulled with serious courses (which are meerely weightie and materiall)'. Was hier Heywood frei gesteht, seine Rücksicht auf die Vorliebe der Zuschauer, das wurde den Dichtern von den Kritikern immer und immer wieder als unverzeihliche Schwäche zum Vorwurf gemacht. Bekannt ist das tadelnde Wort Miltons: *to gratify the people,* das andere Kritiker vielfach wiederholen und abändern.[3]

---

[1] Unter 'Tragikomödien' versteht die ältere Kritik jedes Drama mit bloßem Nebeneinander von Tragik und Komik, nicht nur die eigentliche Tragikomödie. Auch moderne Dichter (Sudermann, Dehmel) verwenden gelegentlich den Namen in diesem weiten Sinn.

[2] Auch Lope de Vega hat die Praxis seiner Tragikomödien verteidigt. In der *Arte nueva* (1609) bekennt er, daß ihm zwar die gelehrte Trennung von heroischer Tragödie und Alltagskomödie nicht fremd ist, daß er jedoch der Neigung des Volkes entsprechend dem überlieferten spanischen Schauspiel treu bleibe, dessen Mischung von Komik und Tragik ebenso ergötzlich wie natürlich sei. Vgl. H. Morf, 'Die rom. Literaturen und Sprachen' in 'Die Kultur der Gegenwart' Teil I, Abt. XI, 1 (Berlin 1909) S. 216.

[3] Dryden: *to gratify the barbarous part of my audience* (Götz S. 21), Gildon: *to satisfy the most unjudging Audience, the very Canaille* (S. 38), Pope: *to please the Populace* (S. 43), *ad captandum populum* (S. 46), Voltaire übersetzt Popes Wort: *on l'a déjà dit: il voulait plaire à la populace* (S. 58), Hammer: *to please the vulgar audiences* (S. 48).

Auf dem Weg, auf dem wir Thomas Heywood finden, schreitet Dryden weiter, als Dramatiker und zugleich als Kritiker. Zunächst verteidigt er die 'Tragikomödie', ja er erklärt sie für die höchste Form der Bühnenkunst. Er wendet sich gegen den Einwand, der Zuschauer könne sich nach einer stark leidenschaftlichen Szene nicht schnell sammeln zum Genuß einer lustigen Szene.[1] Demgegenüber erinnert Dryden daran, daß ja auch das Auge imstande sei, und zwar noch schneller, überzugehen vom Unangenehmen zum Angenehmen, und daß das Angenehme durch das danebenstehende Unangenehme gehoben werde. Er erweitert diese Beobachtung zu dem allgemeinen Satz: 'contraries, when placed near, set off each other.'[2] Auch den Gedanken, den Heywood geäußert hatte, führt er aus: 'a continued gravity keeps the spirit too much bent: we must refresh it sometimes'. Eine komische Szene in der Tragödie wirke wie Musik zwischen den Akten, als Abspannung (relief).

Später ist Dryden von diesen Anschauungen zurückgekommen. Er ist klassizistischer geworden. Scharfe Trennung von Komödie und Tragödie sind ihm jetzt 'the natural true way', aber trotzdem kann er sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Tragikomödie beim Publikum besonderen Anklang findet, sie entspricht eben dem 'genius of the nation'! 'I have observed that the English will not bear a thorough Tragedy: but are pleased that it should be lightened with underparts of mirth.' Und doch! Dieses Einmischen des Komischen in die Tragödie ist nicht Kunst, das ist *gothic*, das ist geschmacklos. Das Studium, das Denken schlägt in ihm den Dichter tot.

Im 18. Jahrhundert geht der Streit in denselben Bahnen weiter. Beachtenswert ist, was Shaftesbury zu sagen weiß, der bei aller Verkennung Shakespeares immerhin ein Auge für das Künstlerische hatte. Wertvoll ist bei ihm vor allem ein Keim vergleichender Literaturbetrachtung: der Hinweis auf die Gewohnheit des französischen Theaters, 'am Ende jeder ernsthaften und feierlichen Tragödie eine komische Farce oder einen Mischmasch auf die Bühne zu bringen, welchen man das kleine Stück nannte'. Der Unterschied des englischen vom französischen

---

[1] Der Einwand war von Howard gemacht worden, und daß Dryden diesen im Auge hat, zeigt die Verwandtschaft im Ausdruck (vgl. Götz S. 19 mit S. 20).

[2] Später hat Fielding in den theoretischen Abschnitten seines *Tom Jones* die Wichtigkeit des ästhetischen Kontrasts nachdrücklich betont. (Vgl. A. Dyroff, 'Zur Geschichte des Kontrastgesetzes', 'Zs. f. Ästhetik' 11 [1916], 1—3.) In Fieldings Romanen spielt der Kontrast eine hervorragende Rolle. — Zu Drydens Satz vgl. F. Th. Vischer, 'Shakespeare-Vorträge' I, 433: 'Das Komische erscheint noch komischer auf der Folie des Tragischen'.

Theater besteht darin, daß die englische Tragödie dieses kleine Stück 'mit dem Hauptplan oder der Fabel, durch alle fünf Akte, vermischt'. 'Dies ist vielleicht deswegen um so mehr vorzuziehen, weil unser Trauerspiel so viel finsterer und blutiger ist als das französische, und daher einer unmittelbaren Auffrischung vermittelst der eleganten Manier der Possenreißerei und des burlesken Witzes bedarf.'

Endlich ersteht Shakespeares Kunst ein bekenntnismutiger Verteidiger in John Upton (1748), der die Angriffe tatkräftig zurückweist. In unserer Frage schließt er sich der älteren Anschauung Drydens an: er findet, daß komische Gestalten und Szenen im ernsten Drama dem Eindruck nicht schaden. 'Nor does the mind from hence suffer any violence being only accidentally called off from the serious story, to which it soon returns again, and perhaps better prepared by this little refreshment.' — Auch hier treffen wir wieder wertvolle Keime vergleichender Literaturbetrachtung. Upton weist darauf hin, daß ein klassischer Dichter wie Virgil Komisches in ein erhabenes Epos einmischt; auch der feierliche Milton liefert Beispiele. Und das verteidigt unser Kritiker nicht nur, das lobt er geradezu: 'these are masterly strokes, and touches of great artists.'

In geschickter Weise wird die Verteidigung fortgesetzt von Samuel Johnson. Er findet in der Mischung von Komik und Tragik einen 'Spiegel des Lebens'. Das ist ein neuer Gedanke. Von den Regeln der Kritik bleibt die Berufung offen an die Natur: Shakespeares Dramen spiegeln das wirkliche Leben wider. Das wird in der Vorrede zu der Shakespeare-Ausgabe schwungvoll so ausgedrückt:

'Shakespeare's plays are not in the rigorous or critical sense either tragidies or comedies, but compositions of a distinct kind; exhibiting the real state of sublunary nature, which partakes of good and evil, joy and sorrow, mingled with endless variety of proportion, and innumerable modes of combination: and expressing the course of the world, in which the loss of one is gain of another; in which, at the same time, the reveller is hasting to his wine, and the mourner burying his friend ...'

Freilich die Frage, wieweit die Kunst einfache Nachahmung der Natur sein darf, wird nicht weiter geprüft. Die Gegner haben es leicht, hier einzuhaken. Hurd erinnert an das Wort Popes: 'That art is nature to advantage dress'd' (Götz S. 63). Die Wirkung des Wechsels von Komik und Tragik faßt Johnson ähnlich auf wie Dryden in seiner früheren Zeit: 'an interchange of seriousness and merriment, by which the mind is softened at one time and exhilarated at another.'

Die Kritiker, die wir seither gehört haben, sind fast alle beschwert von der Tradition in der literarischen Kritik. Unbefangener zeigt sich der Maler Joshua Reynolds in einer Anmerkung, die er zu der Shakespeare-Ausgabe seines Freundes Johnson beisteuerte. Die Anmerkung[1] bezieht sich auf Rowes Einleitung, die Johnson seiner Ausgabe einverleibte.

Reynolds entwickelt die folgenden Gedanken:

Die Kritiker, die die Tragikomödie als barbarisch verwerfen, gehen von vorgefaßten Meinungen aus. Man sollte die Erfahrung befragen (vgl. Heywood!): Was gefällt, und was gefällt nicht? Nun ist es kein Zweifel. daß die Tragikomödie den Hörern besser gefällt als die reine Tragödie.[2]

Wir Menschen haben nun einmal *this passion for variety and contrarieties.* Das ist eine Neigung, die wir alle fühlen; wenn sie auch tadelnswert sein sollte, so muß doch ein Dramatiker, der uns gefallen will, darauf Rücksicht nehmen. Das ist nach Reynolds' Ansicht vollständig in Ordnung. Er sah darin offenbar nicht eine Schwäche gegenüber einem barbarischen Publikum. Ebensowenig wie er es als Schwäche ansah, daß er den Leuten, die sich von ihm malen ließen, angenehme Bilder lieferte, Bilder, die ihnen gefielen. Wir hören nichts davon, daß sie die Bilder zurückwiesen, weil sie nicht 'schön' genug waren, wie es Rembrandt und auch Hogarth begegnete.

Der Theaterdichter darf der Neigung zur Abwechslung nachgeben, nicht aber der Mann der Wissenschaft und auch nicht der Künstler, der nach Vollkommenheit in einer Kunst strebt: 'We are obliged, it is true, in our pursuit after science, or excellence in any art, to keep our minds steadily fixed for a long continuance; it is a task we impose on ourselves; but I do not wish to task myself in amusements.'

---

[1] Die Anmerkung steht in Reeds Neuausgabe der Shakespeare-Ausgabe von Samuel Johnson und George Steevens (Basel 1800) Bd. I, 53. Bei Götz S. 72 ist der Wortlaut vollständig wiedergegeben. — Das wichtigste Buch über Reynolds ist das große Werk von Sir Walter Armstrong, 'Sir Joshua Reynolds', London 1900 (mit vielen vortrefflichen Abbildungen). — Reynolds' literarische Arbeiten, besonders seine *Discourses,* sind herausgegeben von E. Malone: 'J. Reynolds' Works', London 1801, 3 Bände. Ins Deutsche übersetzt sind die *Discourses* von E. Leisching, 'Zur Ästhetik und Technik der bildenden Künste: Akademische Reden von Sir J. Reynolds', Leipzig 1893. — Paul Ortlepp, 'Sir J. Reynolds, ein Beitrag zur Geschichte der Ästhetik des 18. Jahrhunderts in England', Straßburg 1907.

[2] Reynolds weist darauf hin, daß das Dryden unwillkürlich zugegeben habe. Er hat dabei wohl des Kritikers Äußerungen in *A Parallel of Poetry and Painting* im Auge, eine Abhandlung, die den Maler besonders anziehen mußte. In anderen Schriften hat Dryden diese Erfahrung unzweideutig ausgesprochen.

Reynolds ist nicht so sehr, wie die literarischen Kritiker, mit überkommenen Anschauungen und Regeln belastet. Die 'Tragikomödie' gefällt und ist also berechtigt. Reynolds kämpft nicht mit Gesetzen oder Regeln gegen den Geschmack der Zeit, er schlägt nicht mit ererbten Regeln die Kunst tot; er sucht vielmehr aus dem Geschmack der Zeit die Gesetze der Kunst abzuleiten. Er hat wohl eine dunkle Ahnung davon, daß die von der antiken Dichtung abgezogenen Regeln nicht allgemeingültig sind. In dem literarischen Urteil des Malers ist eine gewisse Freiheit und Unbefangenheit unverkennbar.

Merkwürdig ist, daß Reynolds das wissenschaftliche Streben und das Streben nach Vollkommenheit in der Kunst auf eine Stufe stellt; eine niedrigere Stufe nimmt bei ihm die Theaterdichtung ein: sie darf der Neigung nach 'Abwechslung' entgegenkommen, nicht aber die Wissenschaft oder die höchste Kunst. In der wissenschaftlichen Arbeit spielt die bewußte Tätigkeit, die Arbeit des Verstandes, die Hauptrolle. Offenbar nach Reynolds' Meinung auch in der höchsten Kunst.

Im künstlerischen Schaffen ist Unbewußtes und Bewußtes vereinigt. Dilthey (S. 422) spricht von der 'Zweiseitigkeit der poetischen Technik'. 'In ihr wirkt unwillkürliches, unablässiges Bilden und zugleich die Berechnung des Eindrucks sowie der Mittel, ihn herbeizuführen. Beides ist im Dichter vereinbar; denn die verstandesmäßige Technik, welche den poetischen Eindruck hervorrufen will, muß dieselbe Metamorphose der Bilder anstreben, die aus dem unwillkürlichen und nicht voll bewußten Bilden von selber hervorgeht; sie kann dabei die Wirkungen klarer berechnen und schärfer zuspitzen.' Das Unbewußte, Unwillkürliche, Triebhafte, Traumhafte spielt im dichterischen Schaffen eine große Rolle, und auch im freien Schaffen der bildenden Künstler. Goethe bekennt, daß seine Dichtergabe am freudigsten und reichsten unwillkürlich, ja wider Willen hervortrat; er spricht von dem 'nachtwandlerischen Zustand', in dem er dichtet: 'In solchem nachtwandlerischen Zustand geschah es oft, daß ich einen ganz schief liegenden Papierbogen vor mir hatte, und daß ich dies erst bemerkte, wenn alles beschrieben war oder wenn ich zum Weiterschreiben keinen Platz fand.' Auch Hebbel mißt dem Unbewußten und Traumhaften in seinem Schaffen eine große Bedeutung bei.[1] Von Christina Rossetti berichtet ihr Bruder William Michael Rossetti in der Vorrede zu den nach ihrem Tode veröffentlichten Gedichten ('New Poems, hitherto unpublished or uncollected', 1896): 'Christina's habits of composing were eminently of the spontaneous kind. I question her

[1] O. Walzel, 'Hebbel-Probleme' (Leipzig 1909) S. 6 f.

having ever once deliberated with herself whether or not she would write something or other, and then, after thinking out a subject, having proceeded to treat it in regular spells of work. Instead of this, something impelled her feelings, or "came into her head", and her hand obeyed the dictation.'

Die schöpferische Einbildungskraft allein könnte kein großes Kunstwerk zuwege bringen, wenn nicht der leitende und ordnende Verstand hinzukäme. Der Anteil des Unbewußten und des Bewußten ist bei verschiedenen Künstlern verschieden, verschieden auch bei ein und demselben Künstler zu verschiedenen Zeiten. Bei dem Maler Reynolds hat das Bewußte offenbar eine besonders große Rolle gespielt. Der freien Erfindung steht er mißtrauisch gegenüber, wie aus seinen *Discourses* hervorgeht. So sagt er (Leisching S. 84): 'Wenn man die Erfahrung befragt, wird man finden, daß man durch den Verkehr mit den Erfindungen andrer selbst erfinden lernt.' 'Erfindung ist nur um wenig mehr als ein neues Verbinden jener Vorstellungen, die vordem gesammelt und im Gedächtnis niedergelegt worden sind' (S. 19). C. Justi sagt von ihm: 'Kein Gedanke ist Reynolds fataler als der, daß es eine Erfindung im eigentlichen Sinn, ein Schaffen gäbe.'[1] Er war Maler und Kunst-Gelehrter; es ist bezeichnend, daß er sich wiederholt mit der großen Hornbrille vor den Augen malte. Er hat von seinen Vorgängern übernommen, was er brauchen konnte. Er überläßt sich nicht der Inspiration; das ästhetische Denken überwiegt. Das Bewußte ist stärker als das Unbewußte. Armstrong sagt (S. 154): 'His path towards excellence was conscious, discriminative, judicial.' So war es auch im Leben. Nach allem, was wir von ihm erfahren, war er ein Mann, dessen an sich geringe Leidenschaftlichkeit ganz von der Vernunft geregelt wurde. 'He was ... judicial, and non-impulsive' (Armstrong S. 154). 'Never do we find the least touch of excited warmth in anything he wrote or anything he said' (S. 152). Nicht mächtig gesteigertes Lebensgefühl drängte ihn zum künstlerischen Schaffen. Es ist kein Zufall, daß er von Anfang bis zu Ende im wesentlichen Bildnismaler war. Und es ist auch kein Zufall, daß er wissenschaftliche und höchste künstlerische Arbeit auf eine Stufe stellte. 'Das spezifisch Künstlerische ist kein Kombinieren, Komponieren, Kalkulieren. Dergleichen darf nicht fehlen, gehört aber im Grunde genommen unter die wissenschaftlichen Verfahrungsweisen' (M. Dessoir, 'Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft' Stuttgart 1906, S. 238).

---

[1] Zeitschrift für bildende Kunst 7 (1872), S. 3. Vgl. auch Armstrong, 'Reynolds' S. 162, Ortlepp S. 34 ff.

Wie mag William Hogarth,[1] Reynolds' älterer Zeitgenosse, über Shakespeares 'Tragikomödie' geurteilt haben?

Daß Hogarth ein wirklicher Künstler war, hat man erst spät erkannt. Der Gegenstand seiner Bilder hat der Würdigung ihrer Schönheit im Wege gestanden. Wenn man die Betrachter vor dem Hogarthschen Reihengemälde *Marriage à la Mode* in der National Gallery beobachtet, findet man, daß sie alle sofort den Stoff, die Handlung besprechen, über das Komische lachen, vor der krassen Lebenswahrheit sich entsetzen, aber kaum jemals die Schönheit der Formen und Farben beachten. Die Zeitgenossen hielten Hogarths Malerei überhaupt nicht für rechte Kunst. Der vornehme Akademiker Reynolds schaut stolz herab auf die plebejischen Bilder. In einer seiner berühmten Akademiereden sagt er (Leisching S. 40): 'Die Maler, die sich mehr dem niedrigen und gemeinen Leben widmen und mit Genauigkeit die

[1] Das Hauptwerk über Hogarth ist das große Buch von Austin Dobson, 'Hogarth', London 1902 (mit kunstgeschichtlicher Einleitung von Sir Walter Armstrong, mit vielen vortrefflichen Photogravüren und einem Literaturverzeichnis). — Hogarths Bilder in Form von guten Kupferstichen sind veröffentlicht unter dem Titel: 'Hogarths Werke in verkleinerten aber vollständigen Kopien' von E. Riepenhausen, neue Ausg. von H. Loedel, Leipzig, Weicher, o. J. — John Ireland, 'Hogarth Illustrated' I (2. Auflage), London 1793; II (2. Auflage), 1793; III, 1798 (A Supplement to Hogarth Illustrated, compiled from his original Manuscripts). Dieses Werk enthält eine kurze Lebensgeschichte, Erläuterungen zu Hogarths Bildern und außerdem im 3. Band seine Aufzeichnungen. — (J. B. Nichols) 'Anecdotes of W. Hogarth', written by himself, with essays on his life and genius, and criticisms on his works, selected from Walpole, Gilpin, J. Ireland, Lamb, Phillips, and others. To which are added a Catalogue of his prints; account of their variations, and principal copies; lists of paintings, drawings, &c. London, J. B. Nichols, 1833 (Kgl. Bibliothek München). — Hogarths theoretisches Werk *The Analysis of Beauty*, London 1753, abgedruckt auch als 3. Band von W. Hogarth, 'Works', London 1837 (Kgl. Bibliothek München), ist übersetzt von C. Mylius unter dem Titel *Zergliederung der Schönheit*, London u. Hannover 1754 (Hofbibliothek Darmstadt). — W. Hogarths Aufzeichnungen (seine Abhandlung *Analyse der Schönheit*, ergänzt durch Briefe und autographische Erinnerungen), übertragen und herausgegeben von M. Leitner. Berlin, J. Bard, 1914. — Als Erklärung von Hogarths Bildern ist in erster Linie zu nennen: Georg Christoph Lichtenberg, 'Ausführliche Erklärungen der Hogarthischen Kupferstiche', Bd. 9—14 der 'Vermischten Schriften'; Leipzig, Weicher, o. J. Dazu gehören die Wiedergaben der Kupferstiche von Riepenhausen. — Über Lichtenberg vgl. Richard M. Meyer, 'Jonathan Swift und G. Ch. Lichtenberg, zwei Satiriker des 18. Jahrhunderts', Berlin 1886. Meyer hebt hervor (S. 68), wie Lichtenberg durch stete Beobachtung der ganzen Erscheinung sein Auge übte: daher die Vortrefflichkeit seiner Beschreibung der Hogarthschen Bilder und seiner Schilderungen Garricks. — Kurze Darstellungen von Hogarths Leben und Kunst geben Julius Meier-Gräfe, 'W. Hogarth', mit 47 Abbildungen, München u. Leipzig, R. Piper, 1907; und Edward Hutton, 'W. Hogarth', Berlin o. J., vgl. dazu Verf., Anglia-Beiblatt 29 (1918), 140.

verschiedenen Färbungen der Leidenschaft darstellen, die roher Gemütsanlage entspricht — wie wir es an Hogarths Werken sehen —, verdienen großes Lob; aber da sie ihr Talent an niedrige und beschränkte Dinge gewendet haben, muß unser Lob so begrenzt sein wie dessen Gegenstand.' Man sieht, der Maler Reynolds hat über den Dichter Shakespeare treffender geurteilt als über den Maler Hogarth.

Hogarths Kunst gelangte erst zu allgemeiner Anerkennung durch die Ausstellung seiner Bilder im Jahre 1814. Vorher sah man in ihm den Moralisten, Humoristen und Satiriker, nicht aber den Künstler. H. Hettner sagt noch in seiner 'Englischen Literaturgeschichte' (S. 453): 'Hogarth hatte als ausübender Künstler nicht nur keinen Sinn für die Farbe, sondern auch keinen Sinn für Formen.' W. Hazlitt, den die Ausstellung zu einem Aufsatz über Hogarth veranlaßt hat,[1] hat in seiner Beschreibung der Modeheirat auf die Schönheit der Malerei, insbesondere auf die Harmonie und Abstufung der Farbentöne nachdrücklich hingewiesen. Auch der Kunsthistoriker Armstrong hat neuerdings wieder die absolute Schönheit der Hogarthschen Malerei hervorgehoben. Freilich, man darf den Maler nicht nach seinen Stichen beurteilen, die nur einen schwachen Ersatz für die Gemälde darstellen. R. Muther bekennt ('Geschichte der Malerei des 19. Jahrhunderts' I, 19): 'In der National Gallery, die die Originale zur *Marriage à la Mode* besitzt [seit ihrer Begründung 1824[2]], ist man erstaunt über Hogarths technisch-malerische Qualitäten.' Diesen Eindruck wird jeder haben, der Hogarth nur aus den Stichen kannte. C. F. Waagen, Direktor der Gemäldegalerie des Berliner Kgl. Museums, der im Jahre 1835 eine Kunstreise durch England unternahm, gesteht, nachdem er Erfindung, Beobachtung, Humor und dramatische Energie in *Marriage à la Mode* anerkannt hat: 'Was mich aber überraschte, ist der ausgezeichnete malerische Wert dieser Bilder'; er bewundert besonders den 'feinen Sinn für eine harmonische Wirkung' der Farben und die 'seltene Meisterschaft und Leichtigkeit', mit der 'die feinsten Nuancen des Humors in den Köpfen hingeschrieben' seien ('Kunst und Künstler in England' I, Berlin 1837, S. 230).

Reynolds und Hogarth sind sehr verschieden. Man braucht nur ihre Selbstbildnisse zu betrachten. Aus der langen Reihe von Reynolds' Selbstbildnissen z. B. das der Royal Academy, in

---

[1] Hazlitts Aufsatz erschien im *Examiner* von 1814 und ist abgedruckt in *Anecdotes of Hogarth* S. 87* ff., erweitert als Lecture VII (On the Works of Hogarth. — On the grand and familiar Style of Painting) in den *Lectures on the English Comic Writers*: Collected Works, ed. by A. R. Waller and A. Glover (London 1903), VIII, 133 ff.

[2] Vgl. Harmsworth Cyclopaedia unter *National Gallery*.

dem er sich stolz darstellt mit dem roten Talar und dem Barett des Akademiepräsidenten. Die eine Hand liegt fest auf einem Buch, seinen *Discourses*, und auf dem Tisch neben ihm steht die Büste Michelangelos. Ihn hat er wieder und wieder gefeiert als 'den erhabenen Begründer und Vater der modernen Kunst' (Leisching S. 254); seine letzte Rede in der Akademie schloß mit dem Lob des Meisters: 'Das letzte Wort, das ich in dieser Akademie und von dieser Stelle ausspreche, sei der Name Michelangelo!' (S. 264). Reynolds ist Akademiker, Gelehrter, Verehrer und Nachahmer der alten Meister.

Ganz anders Hogarth auf dem bekannten Brustbild der National Gallery. 'Festigkeit und eine gewisse Derbheit des Charakters, große Klarheit des Sinns sind die hervorstechendsten Züge des Kopfs.'[1] Da ist nichts von der Eleganz der zeitgenössischen Bildnismaler, nichts von Prunkgewändern. Auch kein Michelangelo. Hogarth verläßt sich auf seine eigne Schöpferkraft. Statt einer Büste sehen wir neben ihm ein Stück Natur, nicht von idealer Schönheit, aber charakteristisch: einen knurrigen Hund, der zu seinem Herrn paßt. Dieser Hund ist sehr verschieden von den eleganten Hunden, die auf den Bildnissen Reynolds' und Gainsboroughs die Eleganz ihrer Besitzer erhöhen. Er ist zwar immer noch feiner als der Plebejer auf dem bekannten Hundebild von Landseer (*High Life and Low Life*, in der National Gallery), aber er steht ihm doch schließlich viel näher als dem schlanken Aristokraten. Bücher fehlen auch nicht auf Hogarths Selbstbildnis; aber es sind nicht eigene, sondern: Shakespeare, Milton, Swift! Swift und Hogarth kann man sich nebeneinander denken, aber Shakespeare und gar Milton! Die Wahl zeigt auf alle Fälle, daß unser Maler mehr war als bloßer Satiriker und Humorist. Hogarth ist stolz auf seine Kunst: das besagt die Palette mit der berühmten Schönheitslinie, die dem Maler allerdings später Veranlassung gab zu einem eigenen Buch: *The Analysis of Beauty*.

Reynolds und Hogarth sind grundverschieden. Auch ihre Kunst ist grundverschieden. Reynolds ist Bildnismaler, der beliebteste seiner Zeit. Er gibt zwar wiederholt seiner Sehnsucht nach der großen Malerei nach, aber auch seine allegorisch-historischen Bilder sind im Grunde Bildnisse. Hogarth hat auch Bildnisse gemalt; man denke an seine Selbstbildnisse, an das Bild seiner Schwester, des Captain Coram, des Lord Lovatt. Das sind vortreffliche, ausdrucksvolle und eindrucksvolle Bilder, sehr verschieden von den angenehmen und eleganten Reynoldsschen Bildnissen. Hogarth gesteht, daß er wenig Hochachtung hat vor den

[1] So urteilt C. F. Waagen, 'Kunstwerke und Künstler in England' I (Berlin 1837), S. 231.

'glitzernden Schöpfungen der Zeitgenossen' ('Aufzeichnungen' S. 28); er hat die schmerzliche Erfahrung gemacht, 'daß jeder, der in der Bildnismalerei Erfolg haben will, die Art, die Gay in seiner Fabel empfiehlt, befolgen und aus jedem, der ihm sitzt, eine Gottheit machen muß' (S. 31).[1] Auch Hogarth hat den Ehrgeiz der Vielseitigkeit und versucht sich in der hohen Kunst. Aber bei seinem Namen denken wir in erster Linie an die großen Reihenbilder mit ihren Darstellungen menschlicher Schicksale: *The Harlot's Progress, The Rake's Progress, Marriage à la Mode.*[2]

Nach einem Wort des Kunsthistorikers Redgrave[3] bestand das Neue in Hogarths Kunst darin, daß er sowohl Dichter als Maler war. Man stellt ihn gerne mit den Romanschriftstellern des 18. Jahrhunderts zusammen, insbesondere mit Smollett; mit ihm teilt er die ungeschminkte Wiedergabe der Wirklichkeit mit allem, was daran lächerlich oder abschreckend ist.[4]

Hogarth ist aber mehr malerischer Dramatiker als malerischer Erzähler. Er sagt selbst (Ireland 3, 27): 'I wished to compose pictures on canvas, similar to representations on the stage; and farther hope, that they will be tried by the same test, and criticised by the same criterion ... (29). I have endeavoured to treat my subject as a dramatic writer; my picture is my stage, and men and women my players, who by means of certain actions and gestures, are to exhibit a dumb show.' Reynolds spricht in seiner 14. Rede beiläufig von Hogarths 'neuer Art dramatischer Malerei' (Leisching S. 237). Die Reihenbilder sind Dramen, die einzelnen Bilder sind die Akte des Dramas. Jedes einzelne Bild stellt einen besonders wichtigen Augenblick der Handlung dar. Eine aufmerksame Betrachtung tut uns kund, was zwischen den einzelnen Bildern sich abspielt.

Das Dramatische, das den englischen Dichtern von der Elisa-

---

[1] Die Anspielung (Ireland 3, 57) geht auf die Fabel von Gay: *A Painter who pleased everybody and nobody.* Die wahrheitsgetreuen Bildnisse gefielen den Bestellern nicht. Da ändert der Maler seine Praxis:

> Two bustos, fraught with every grace,
> A Venus, and Apollo's face
> He placed in view; — resolv'd to please,
> Whoever sat, he drew from these.

[2] Abkürzungen: HP, RP, MM.

[3] Angeführt bei R. Dohme, 'Kunst und Künstler des Mittelalters und der Neuzeit' VI, Nr. 103, S. 11.

[4] In einer französischen Romanzeitschrift, auf die mich Herr Kollege D. Behrens aufmerksam gemacht hat: *Bibliothèque Universelle des Romans.* ouvrage périodique, Octobre 1776, second volume, S. 5 ff., werden Hogarths Bilder als 'stumme Romane' betrachtet.

bethanischen Zeit im Blut lag, macht sich auch in nichtdramatischer Dichtung geltend. Das zeigt Miltons *Paradise Lost*, das nach des Dichters Plan ursprünglich ein Drama werden sollte, freilich ein Drama mit allegorischen Figuren und einem Chor. Der Roman, der das Drama als Dichtung für das Volk ablöste, hat in seiner Technik sehr viel vom Drama übernommen; das werden eingehende Untersuchungen im einzelnen noch zu zeigen haben.

In dem Maler Hogarth lebt das Dramatische wieder auf. Man bezeichnet ihn gerne als Komödienmaler, als Molière der Malerei.[1] Viele von seinen Bildern sind allerdings rein komisch oder wesentlich komisch. Aber die eigentlich dramatischen Bilder, die großen Reihenbilder, die den Lebenslauf der Dirne, des Wüstlings und des modischen Paares darstellen, sind nicht gemalte Komödien,[2] sondern gemalte Tragödien. Hier ist es sicher nicht der Hauptzweck des Malers, zum Lachen zu reizen. Hogarth hat eben ein lebhaftes Gefühl zugleich für das Tragische und für das Komische, wie Shakespeare. Charles Lamb sagt in seinem begeisterten Aufsatz über Hogarth[3] sehr richtig: 'To deny that there are throughout the prints I have mentioned (H P, R P) circumstances introduced of a laughable tendency, would be to run counter to the common notions of mankind; but to suppose that in their ruling character they appeal chiefly to the risible faculty, and not first and foremost to the very heart of man, its best and most serious feelings, would be to mistake no less grossly their aim and purpose.'

Die Dichtkunst ist nicht die einzige Kunst, die Tragisches zur Darstellung bringen kann. Die Tonkunst, die überhaupt 'Meisterin im Ausdrücken von Stimmungen ist', 'kann auch die tragische Gefühlsweise in allen Gestalten und Wandlungen bis ins Individuellste und Intimste verleiblichen' (J. Volkelt, 'Ästhetik des Tragischen', München[3] 1917, S. 19). Und auch die bilden-

[1] Horace Walpole nennt ihn 'a writer of comedy with a pencil' und sagt: 'Hogarth composed comedies as much as Molière' ('Anecdotes of Painting' 3, 453, vgl. Nichols' 'Anecdotes of Hogarth' S. [86). Richard Payne Knight: 'he composed comedies' ('Anecdotes of Hogarth' S. 86). Bartsch († 1821), 'Anleitung zur Kupferstichkunde', nennt Hogarth den Aristophanes der Maler ('Anecdotes' S. 152). Vgl. auch Ireland 3, 28 und Muther, 'Malerei des 19. Jahrhunderts' I, 20.

[2] H. Schneegans, 'Geschichte der grotesken Satire' (Straßburg 1894) S. 484 1 meint, Hogarths Bilder, z. B. Harlot's Progress, seien 'illustrierte Komödien'.

[3] Ch. Lamb, 'On the Genius and Character of Hogarth', zuerst im *Reflector* 1811; abgedruckt in Lamb, 'Works' (London 1840), S. 540 ff. und 'Anecdotes of Hogarth' S. 91 ff.

den Künste können Tragisches zum Ausdruck bringen. Darüber sagt Volkelt (S. 16): 'Völlig gewachsen freilich zeigen sich die bildenden Künste dem Tragischen nicht. Denn diese Künste vermögen in jedem einzelnen Kunstwerk den Gegenstand immer nur so, wie er in einem bestimmten Augenblick beschaffen ist, darzustellen. Das Nacheinander ist ihnen unzugänglich; so viel Bewegungsillusion der Gegenstand auch durch die Darstellung des Künstlers erhalten mag, so kann er doch immer nur als in einem einzigen Zeitpunkt zusammengedrängt zur Anschauung gebracht werden. Das Tragische nun aber ist ein Entwicklungsvorgang: aus gefährlichen Keimen in Charakteren und Lagen entspringen unheildrohende Zwiespälte und Kämpfe, Leiden und Frevel; es finden mannigfaltige Wendungen, Wechselfälle, Verknotungen im Gange der unheilvollen Ereignisse statt; die Entwicklung des äußeren und inneren Verderbens durchläuft zahlreiche Stufen der Steigerung, bis endlich der Zusammenbruch unvermeidlich ist. Und diese Entwicklung nun samt den in ihnen liegenden ursachlichen Verhältnissen ist kein unmittelbar darstellbarer Gegenstand für Bildnerei und Malerei. Nur an einem einzigen Punkte seiner Entwicklung vermögen diese Künste das Tragische zu fassen.'

Dieser Schwierigkeit suchte gerade Hogarth zu begegnen dadurch, daß er mehrere Bilder zu einer Einheit zusammenschloß; jedes von ihnen hält einen besonders wichtigen Augenblick in der langen Entwicklung des Tragischen fest. Damit der Betrachter die einzelnen Bilder der Reihe und den Zusammenhang zwischen ihnen leicht erfaßt, entnimmt Hogarth seinen Stoff aus dem Leben seiner Zeit: Dem Zeitgenossen waren die Menschen und die Lagen bis ins einzelnste sofort klar, w i r freilich müssen uns mancherlei erst deuten lassen und bedienen uns gern der Erläuterungsschriften Irelands und Lichtenbergs.

Ein tragisches Bild auch aus dem Leben ist das Ölbild 'Found'[1] von Dante Gabriel R o s s e t t i. Es ist, wie der Maler selbst berichtet, eine Schußweite von Hogarths Grab gemalt, und offenbar von dem verehrten Meister angeregt. Das Bild erinnert an die letzten Akte von Hogarths Lebenslauf der Dirne. Ein Bauer fährt früh am Morgen in die Stadt, um sein Kälbchen zu verkaufen. Da findet er an der Brückenmauer ein Weib kauernd, seine ehemalige Geliebte, die in der Großstadt zur Dirne geworden, und die in Reue und Verzweiflung sich in die Themse stürzen will. Die Entwicklung bis zu diesem tragischen Abschluß wird

[1] Wiedergaben bei Arthur Symonds, 'D. G. Rossetti' S. 58 (= 'Kunst der Gegenwart' 2. Jahrgang, Bd. 3, Berlin o. J.) und Jarno Jessen, 'Rossetti' (Bielefeld u. Leipzig 1905) S. 12 (vgl. dazu S. 24).

nicht vom Maler dargestellt; wir müssen sie uns hinzudenken, hinzuvorstellen, und wenn auch unsere Vorstellungen noch so deutlich sind, so können sie doch nicht die Verkörperlichung durch den Künstler ersetzen. Ein Vergleich von Rossettis tragischem Bild mit Hogarths gemalten Tragödien zeigt die Überlegenheit der Reihenbilder; nur das Reihenbild kann einigermaßen mit der Dichtkunst wetteifern in dem Versuch, die Entwicklung des Tragischen zur Geltung zu bringen.

Das Tragische in Hogarths großen Reihenbildern kommt übrigens nach meinem Empfinden in Lichtenbergs berühmten Erläuterungen nicht genügend zum Ausdruck: der Witz des geistreichen Erklärers läßt das Tragische nicht recht zur Geltung kommen.

Nicht nur der ganze Aufbau der Hogarthschen Reihenbilder ist dramatisch, sondern auch mancher Einzelzug. Da erinnert vor allem die Einmischung des Komischen in die gemalten Tragödien an Shakespeares Dramen. Nicht nur in den ersten Szenen der dramatischen Reihenbilder wimmelt es von Komik, auch die letzten Szenen, die die Tragik auf dem Höhepunkt zeigen, sind nicht frei davon.

The Harlot's Progress, der Lebenslauf der Dirne, stellt das tragische Schicksal dar, das Molly Hackabont in London erlebt. Auf dem ersten Bild naht der 'unschuldigen, derben Dorfmamsell', die gerade im großen Reisewagen in London angekommen ist, die Verführung. Das zweite Bild zeigt uns Molly, die zur eleganten Mätresse eines reichen Juden aufgestiegen ist, als Mittelpunkt einer dramatischen Szene. Lebhafteste Handlung folgt hier auf die Ruhe der ersten Szene. Der folgende Auftritt bildet wieder einen Kontrast: die Dirne im armseligen Zimmer, mit ihrer Magd, beim späten Frühstück um $^3/_4$12 Uhr; das Idyll wird gestört durch Polizisten, die kommen, um sie zu verhaften. Das folgende vierte Bild zeigt uns Molly in feinster Kleidung im reichbesetzten Zuchthaus beim Hanfschlagen.

In der fünften Szene — und das ist die Szene, die uns angeht — liegt Molly im Sterben in einer trostlosen Dachkammer. Aber Hogarth malt kein rein pathetisches Bild. Er mischt krause Komik ein. Da sind zwei Quacksalber, die sich heftig streiten um den Wert ihrer Arzneimittel, statt sich um die Sterbende zu kümmern. Schon das Nebeneinander der beiden ist komisch: ein über die Maßen Dicker, der phlegmatisch auf seinem Stuhl sitzt, und ein Dünner, Langer, der in der Aufregung aufgesprungen ist, wobei 'Stuhl und Tisch und Teller und Löffel und Tintenglas, alles ... über den Haufen stürzt' (Lichtenberg IX, S. 187). Auch Shakespeare macht sich gelegentlich den Kontrast in der äußeren

Gestalt zunutze: im 'Sommernachtstraum' steht die kleine Hermia neben der langen Helena, ein *minimus, of hind'ring knotgrass made* (ein Zwerg, gemacht aus wachstumhemmendem Knöterich) neben dem *painted maypole* ('der bunten Bohnenstange') III, 2. Man glaubt wohl, daß der Dichter diese Rollen bestimmten Schauspielern auf den Leib geschrieben habe, aber das tut im Grunde nichts zur Sache. — Auf unserem Bild haben wir noch einen Kontrast: auf der einen Seite der Tod, auf der anderen all der Tand und Flitter, den die Sterbende früher getragen, und den die Hauswirtin, 'der man wohl etwas an Zinsen und für Auslagen schuldig sein mag' (S. 193), auspackt, unbekümmert um den Tod und um den Lärm der Quacksalber.

Es folgt noch eine sechste Szene: die Trauerversammlung am Sarg der Toten. Lichtenberg nennt dieses Bild 'eine Nachkomödie hinter dem Trauerspiel' (S. 228). Er scheint an das Satyrspiel der Griechen zu denken oder an die (von Fielding bekämpften) F a r c e n, die in Frankreich und England den Tragödien sich anschlossen.[1] Von diesen Nachkomödien unterscheidet sich Hogarths Bild schon dadurch, daß es innerlich aufs engste mit den vorhergehenden Bildern zusammenhängt.[2] Aber ist es wirklich eine Komödie? Trifft hier Lichtenberg, der so tief in Hogarths Geist eingedrungen ist, das Richtige? Ist er nicht zu sehr von Vorgängern (wie Rouquet und Trusler) abhängig? Und fehlt dem Satiriker nicht der Blick für das tief Tragische in Hogarths Werk? Charles Lamb scheint mir den Sinn dieses letzten Bildes richtiger zu beurteilen (S. 541). Und auch Dobson nimmt den Maler gegen seine Kritiker in Schutz (S. 46).

Eine Tragödie ist auch *The Rake's Progress*, der Lebenslauf des Wüstlings. Der junge Rakewell, der seinen reichen Vater beerbt, stürzt sich in ein wüstes Leben und stößt seine treue Geliebte von sich. Er sinkt immer tiefer. Er wird auf freier Straße wegen Schulden verhaftet. Um wieder zu Geld zu kommen, läßt er sich mit einer häßlichen alten Frau trauen. Bald ist auch ihr Vermögen in der berüchtigten Spielhölle verloren.

In der siebenten Szene finden wir ihn verzweifelt im Schuldgefängnis. 'Ist es möglich, Kummer, Elend und erwachtes Gewissen mit seiner ganzen zweischneidigen Qual von Furcht und Reue in einem liederlichen Taugenichts stärker zu zeichnen als hier?' (Lichtenberg X, S. 117.) Doch fehlt es daneben nicht an

[1] Götz, S. 39, 47.

[2] Das griechische Satyrspiel k o n n t e allerdings auch zu der Tragödie inhaltliche Beziehungen aufweisen, wie der an die Orestie sich anschließende Proteus (vgl. U. v. Wilamowitz-Moellendorff, 'Griechische Tragödien' [übersetzt] II. 301).

komischen Zügen. Da ist ein armselig gekleideter Insasse des Gefängnisses mit einigen beschriebenen Rollen. Auf einer stehen die Worte: Being a new scheme for paying the Debts of the Nation by T. L. now a prisoner in the Fleet; also von einem Verfasser, der seine eigenen Schulden nicht bezahlen kann. Und dann im Hintergrund der Alchimist, der nichts hört und nichts sieht von dem, was um ihn herum vorgeht, der hier im Schuldgefängnis den Goldmacherofen, der ihn hierhergebracht hat, weiter in Betrieb setzt.

Die Tragik ist auf der Höhe im achten Bild: Rakewell, dem die Verzweiflung den Verstand geraubt hat, ist ins Irrenhaus gebracht worden. Er liegt fast ganz nackt am Boden, mit dem herzzerreißenden Lachen des Verrückten im Gesicht. Er wird gerade angekettet. Sein guter Engel, der ihm seither schon bei jedem Schicksalsschlag nahe war, das Mädchen, das ihn in seiner guten Zeit geliebt hatte, folgt ihm nach ins Unglück — wie Kent dem König Lear (Lamb S. 541). Der Maler stellt eine wirkliche Tollhausszene vor uns hin, ein erschütterndes Bild! Und doch fehlt es auch hier nicht an einem Anflug von Komik. Da sind zunächst die 'comic lunatics' (Lamb S. 543). Aber wirken diese Gestalten wirklich komisch? Früher wirkten sie vielleicht eher so, als man die Insassen des Irrenhauses mit anderen Augen anzusehen pflegte als heute (vgl. unten S. 176). Auf alle Fälle komisch erscheint mir das Benehmen der beiden Damen in reicher Seide vor der Zelle des nackten politischen Phantasten mit der Strohkrone. Es sind Besucherinnen, die Neugierde und Sinnlichkeit nach Bedlam geführt hat. 'Die eine schmiegt sich an die andere an und findet sich durch diese Unterstützung stark genug, anzusehen, was sie für sich allein nicht einmal zu denken gewagt hätte. ... Was wollen diese Damen hier? ... Wie Sarah Young (die mitleidige Geliebte) die Nackten kleiden? Oder die Nackten bloß sehen, und dann so allerliebst tun, als sähe man sie nicht?' (Lichtenberg S. 138.)

Auch in der Verwendung der Tollhausszene zeigt Hogarths Malerei Beziehungen zum Drama. Der Wahnsinn ist im englischen Drama oft dargestellt worden. Die erste Anregung gab Senekas *Hercules furens*, den Höhepunkt bildet *King Lear*. Lamb denkt bei unserem Bild an die Sturmnacht, in der Lear, der Narr und der als Tollhäusler verkleidete Edgar umherirren. Viel näher liegen die wirklichen Tollhausszenen im älteren Drama. Shakespeares jüngeren Zeitgenossen genügt es nicht, einen Wahnsinnigen darzustellen, sie bringen ganze Szenen aus dem Tollhaus auf die Bühne. Das tat Dekker in seinem Lustspiel *The Honest Whore* (gedruckt 1604); andere Stücke folgten nach, von denen Websters *Duchess of Malfi* am bekanntesten

ist.[1] Die Anregung zu diesen Szenen gab den Dichtern offenbar die Beobachtung der Wirklichkeit. Es war früher Brauch, das Irrenhaus zur Belustigung aufzusuchen. Das eben erwähnte Drama von Dekker stellt dar, wie ein Herzog mit seinen Begleitern ein Irrenhaus besucht, um sich das Treiben der Insassen anzusehen. In Fletchers *Pilgrim* führt ein Bürger einen (angeblichen) Pilger in das Irrenhaus, um das Gemüt des 'sad pilgrim' aufzuheitern. Henry Carey († 1743), der über das Erlebnis berichtet, das ihn zu seinem Gedicht *Sally in our Alley* anregte, erzählt: 'A shoemaker's apprentice making holiday with his sweetheart, treated her with a sight of Bedlam, the puppet shows ...' (Chambers's 'Cyclopaedia of Engl. Literature' II. 331). — Aus der Geschichte der Irrenanstalt in Lübeck (im 17. und 18. Jahrhundert) wird berichtet[2]: 'Die Anstalt stand jedem Neugierigen zur Besichtigung offen und wird vom Publikum als eine Merkwürdigkeit, gleichsam als eine Sammlung wilder Tiere betrachtet, die zur Ergötzlichkeit besehen und selbst Fremden gezeigt zu werden verdiente. Nach einem alten Herkommen hatte der Speisemeister sogar die Freiheit, seinen wandernden Gästen Bier zu Schinken und Brot zu reichen (bis 1705) ... Es ward Volkssitte, in den ersten drei Fastnachtstagen zur Belustigung das Unsinnigenhaus zu besehen ... Dieser Unfug ... ward erst 1803 ... abgeschafft.'

Einmischung von Komik in die Tragik finden wir auch in den letzten Blättern von *Marriage à la Mode* (Modeheirat). Dieses Bild vom Leben des liederlichen jungen Ehepaares (er ist der entartete Sohn eines armen Adligen, sie die Tochter eines reichen Kaufmanns) gilt als Hogarths Meisterwerk. Das wird vom malerischen Standpunkt richtig geurteilt sein. Die Kraft der Zeichnung des Furchtbaren und Tragischen scheint mir allerdings in Rake's Progress größer zu sein.

Das fünfte Blatt stellt eine Sterbeszene dar: der Ehemann stirbt, erstochen von dem überraschten Liebhaber. 'Blut, Mord, Todeskampf und Verzweiflung — in der Tiefe der Mitternacht!' (Lichtenberg S. 229.) Die Szene spielt sich ab in einem 'lächerlich möblierten' Zimmer eines Bagnios. Der erschreckte Wirt und hinter ihm der dicke Konstabel, über deren Köpfen man die Laterne des vorsichtigen Nachtwächters sieht, stürzen ins Zimmer. Der Liebhaber springt, vom Hemd schlecht bedeckt, durch das hohe Fenster hinaus in die Winternacht. Wieder kontrastiert

[1] Vgl. W. Berghäuser, 'Die Darstellung des Wahnsinns im englischen Drama bis zum Ende des 18. Jahrh.' (Diss. Gießen 1914) S. 3 u. 51—58.

[2] Theodor Kirchhoff, 'Grundriß der Geschichte der deutschen Irrenpflege' (Berlin 1890) S. 147. Die Kenntnis dieses Buches verdanke ich Herrn Kollegen R. Sommer.

mit dem Tod der Maskentand, der am Boden herumliegt. Der Maler 'hat sich unmöglich enthalten können, auch hier seiner munteren Laune Raum zu geben. Allein diese Züge sind (den großen Zug dort im Fenster etwa ausgenommen [gemeint ist der fliehende Liebhaber]) alle so versteckt, daß sie wirklich gesucht werden müssen und daher auch häufig übersehen worden sind. Sie stören daher den Haupteindruck so wenig, daß, gerade umgekehrt, sie vielmehr eben dieses Haupteindrucks wegen so wenig bemerkt werden' (Lichtenberg S. 231).

Auch das sechste und letzte Blatt ist eine Sterbeszene: der letzte Akt der Tragödie. Die leichtsinnige Frau des ermordeten Mannes stirbt; sie hat sich vergiftet, nachdem sie das Schicksal ihres Geliebten erfahren hat: ein Flugblatt mit seiner Galgenrede besagt genug. Neben ihr steht ihr Vater, der reiche Geizhals, 'eine Bildsäule von granitmäßiger Unerschütterlichkeit' (Lichtenberg S. 252); er ist so vorsichtig, der Sterbenden den kostbaren Ring vom Finger zu streifen.[1] — Wie in der Sterbeszene der Dirne sich ein dicker und ein dünner Quacksalber streiten, so hier der dicke Apotheker, dem die Kleider zu eng werden, und der halb blödsinnige Diener in der viel zu großen Livree. Ein Streit ist es eigentlich nicht; der Apotheker hat den kläglichen Menschen am Kragen und macht ihm heftige Vorwürfe: er sei schuld an dem Tod der Herrin, denn er habe das Flugblatt und das Gift ins Haus gebracht. Der 'herrliche Kontrast' zwischen den beiden wird von Lichtenberg ausführlich ausgemalt (S. 255 f.). — Noch auf eine andere lächerliche Seite ist hinzuweisen: auf den majestätischen Abzug des schnell herbeigeholten Arztes, der nur gekommen ist, um zu sehen, daß er zu spät gekommen ist. — Während in HP die Vermieterin den Tod Mollys benutzt, um ihren Kleiderkoffer zu durchsuchen, beutet hier der kläglich ausgehungerte Hund des alten Geizhalses die Gelegenheit aus, um sich gütlich zu tun an dem Mittagsmahl seiner Herrschaft. Dieses Mahl ist äußerst dürftig. Dafür hat man aber vom Mittagstisch einen wundervollen Blick durch das geöffnete Fenster auf die Themse und die London Bridge. — Die Bilder an der Wand vermehren noch die komischen Züge in dieser tragischen Szene.

Es ist wohl kein Zufall, daß die komischen Züge in den tragischen Bildern einem französischen Kritiker schon früh besonders auffielen. Die *Bibliothèque des Romans* vom Oktober 1776, II (s. S. 170 Anm. 4) findet in der Einmischung des Komischen in das Tragische englische Eigenart. Sie bemerkt (S. 17) zu

[1] 'The thought is parallel to Molière's, where the miser puts out one of the candles as he is talking' (Walpole, vgl. Nichols' 'Anecdotes' S. 69).

M M, Blatt 6: 'Enfin le sixième et dernier tableau offre la catastrophe la plus noire et la plus terrible, mêlée, à l'Angloise, de quelques circonstances singulières et ridicules. ... M. Hogarth n'a pas craint d'égayer cette scène par les grimaces d'un Apothicaire, et la figure d'un grand chien étique qui va manger le dîner de l'Échevin.' Zu H P, Blatt 5 wird bemerkt (S. 8): 'Cette planche et la suivante représentent deux situations bien tristes; mais l'Auteur a égayé ces deux scènes tragiques par les détails les plus singuliers.'

Hogarth bietet uns wie Shakespeare das ganze Weltbild, Tollheit und Ernst und Scherz bunt gemischt. Er stellt seine tragischen Helden mitten hinein in das volle Leben, er gibt ihnen eine Fülle von Nebenfiguren, jede einzelne scharf gekennzeichnet, zur Seite. Sogar die Hunde dienen zur Charakterisierung von Personen und Situationen. Man beachte auf der Trauszene (R P, Bl. 5) den Köter neben der einäugigen Hündin als Parallelgruppe zu dem ungleichen Brautpaar; oder im Hochzeitsvertrag (M M, Bl. 1), durch den die Tochter des reichen Kaufmanns an den Sohn des verarmten Edelmannes verkauft wird, die Parallelszene aus dem Hundereich: das angekettete Hundepaar (vgl. dazu Lichtenberg S. 160); und schließlich ist in der Sterbeszene (M M, Bl. 6) das Hundegerippe des geizigen Kaufmanns nicht zu vergessen: der Hund verstärkt die Charakteristik, die sein Herr von sich selbst gibt.

Neben der lebendigen Umgebung wird die tote bis ins kleinste ausgemalt. Das geschieht nicht, um das Bild zu füllen. Die Möbel im Zimmer, die Bilder an der Wand dienen dem Maler als Charakterisierungsmittel.

In dem reichen, fast überreichen Beiwerk versinkt jedoch der tragische Held nicht, ebensowenig wie der tragische Held bei Shakespeare. In R P, Bl. 6, wo der Wüstling in der Spielhölle verzweifelt die Hände ballt, zieht er zunächst allein das Auge des Betrachters auf sich und läßt es lange nicht los; erst allmählich finden wir Zeit, die Nebenfiguren, das Beiwerk zu betrachten. Ähnlich ist es im Blatt 7, wo der Unglückliche im Schuldgefängnis sitzt. Und noch stärker nimmt er das Auge des Betrachters gefangen in der Tollhausszene (Bl. 8). Das erreicht der Maler einmal durch seine große Charakterisierungskunst, weiter dadurch, daß er die Hauptperson in den Vordergrund stellt und überdies hell beleuchtet. Die helle Beleuchtung ist ein Hilfsmittel, das Hogarth trefflich anzuwenden weiß, um die Aufmerksamkeit auf die Hauptperson zu lenken. In der Tollhausszene (sie scheint mir Hogarths größte Leistung zu sein) heben sich von der Gruppe im Vordergrund der Wahn-

sinnige und seine rührend mitleidige Freundin durch helle Belichtung ab; die beiden Wärter bleiben im Dunkel, ebenso wie manche Insassen des Hauses; dagegen scheinen die beiden Besucherinnen wieder heller beleuchtet.

Man bekommt von Hogarths Kunst erst den rechten Eindruck, wenn man statt der Kupferstiche die ursprünglichen Gemälde sieht.[1] Wenn man die Stiche betrachtet, wird man leicht verwirrt durch die Fülle der Einzelheiten, die alle in gleicher Stärke und Farbe sich dem Auge aufdrängen. Im Gemälde ist das Beiwerk durchaus der Hauptsache untergeordnet. Da befolgt Hogarth die Lehre, die der weise Reynolds in der Theorie aufstellte (Ortlepp S. 47). Freilich mit ganz eigner Methode. Die Kunst des Malers hebt die tragische Hauptperson heraus aus der Umgebung, sie läßt die Umwelt zurücktreten. Deshalb stören auch die komischen Züge in den tragischen Bildern nicht. Sie kommen erst zur Geltung, wenn der tragische Held schon zu uns gesprochen hat. So wird das scheinbare Nebeneinander zu einem Nacheinander.

Wir beobachten bei Hogarth dieselbe wuchtige Überlegenheit der Hauptperson über die Umgebung wie in Shakespeares Tragödien. Auch in Shakespeares Dramen flutet — anders als in der griechischen Tragödie — reiches Leben um den Helden. Und trotzdem steht seine Tat, seine Seele im Mittelpunkt. Wenn Macbeth ringt mit seinem Gewissen, da löst er sich los von seiner Umgebung, da steht er ganz allein vor uns. Den Kampf zwischen Leidenschaft und Gewissen kämpft er aus im Monolog. Die bedeutungsvollen Monologe erscheinen mir bei Shakespeare viel eindrucksvoller als im griechischen Drama, weil sie sich so stark abheben von den personenreichen Szenen. Wie Shakespeare hat Hogarth seine eigenen Mittel, um die Hauptperson in den tragischen Szenen zunächst allein zu uns sprechen zu lassen.

Wie erklärt sich die Verwandtschaft von Hogarths Bildern und Shakespeares Dramen? Die selbständige, echt englische Malerei ist jünger als das Drama. Hogarth hat ja erst die englische Malerei selbständig gemacht: painting has been revived by seeking earth (Armstrong, 'Art in Great Britain' S. 181). 'Die fortschrittlichen Ideen Hollands

[1] Das Original von MM ist in der National Gallery, das von RP im John Soane Museum in London. Von HP ist das Original nicht mehr vorhanden. Einen gewissen Ersatz der Originale bieten die Photogravüren in dem großen Hogarth-Werk von Dobson. Die Abbildungen bei J. Meier-Gräfe (s. S. 167[1]) sind nach diesem Werk hergestellt.

sprangen mit der Revolution, mit Wilhelm von Oranien und Anna nach England über.'[1] Dazu kommt der Einfluß der Literatur. 'Die Poesie als ältere Schwester erzieht die anderen Künste', sagt Gustav Freytag.[2] So könnte denn die Mischung von Komik und Tragik bei Hogarth durch das Vorbild des Dramas veranlaßt sein. Daß der Maler Shakespeare verehrte, deutet er durch den Shakespeare-Band auf seinem Selbstbildnis an; seine Bekanntschaft mit ihm zeigen einzelne Bilder: Garrick in der Rolle Richards III. (Riepenhausen Nr. 82), Falstaff mustert seine Rekruten (Nr. 83); in M M, Bl. 5 sehen wir ein Bild an der Wand, das vielleicht Bardolph darstellt, dessen Nase im Dunkeln glüht wie eine Kohle, so daß ein anderer sich sein Pfeifchen daran ermuntern will (Lichtenberg S. 265). Von Goethe wissen wir, welch großen Einfluß die bildende Kunst auf seine Dichtung ausübte. Bei Hogarth hätte umgekehrt die Dichtung auf die bildende Kunst gewirkt. Warum aber gerade bei Hogarth?

Wie ist Hogarth dazu gekommen, Dramen zu malen? Spuren einer Verbindung von Zeichnung und dramatischer Handlung sind schon vor ihm zu beobachten, z. B. bei Jan Steen (1626 bis 1678).[3] Ob Hogarth ihn gekannt hat? Steen kam in England erst in Mode, als Hogarth den Weg für ihn bereitet hatte.[4] In seinen Aufzeichnungen, in denen Hogarth von der Entstehung seines ersten gemalten Dramas berichtet, nennt er keinen Vorgänger. Er nennt diese neue Gattung 'a field not broken up in any country or any age' (Ireland 3, 27).

Hogarths erstem Reihenbild *The Harlot's Progress* von 1733 sind Dramenillustrationen vorausgegangen: Szenen aus *Beggar's Opera* 1729 und aus Drydens *Indian Emperor* 1731. Diese Illustrationen könnten eine Art Brücke bilden. Aber es ist ein großer Schritt von Szenenabbildungen zu gemalten Tragödien eigener Schöpfung. Dramenillustrationen sind nicht gerade etwas Seltenes, aber gemalte Dramen sind etwas Einzigartiges!

Vielleicht dürfen wir hoffen, den Maler besser zu begreifen, wenn wir die Art seines Schaffens betrachten, wenn wir uns bemühen, ihn von innen heraus kennenzulernen. Er sagt uns einiges über sein Schaffen in seinen Aufzeichnungen, leider nicht genug. Vor allem erfahren wir, daß schon in frühester Jugend

[1] Muther, 'Malerei des 19. Jahrhunderts' I, 14.

[2] Otto Ludwigs gesammelte Werke, mit einer Einleitung von G. Freytag (Berlin 1869), I. Bd., S. XIII.

[3] Auf Jan Steen verweist schon G. F. Waagen, 'Kunstwerke und Künstler in England' (Berlin 1837) II, 144; außerdem C. Justi, Zs. f. bildende Kunst 7 (1872), 48 und Armstrong bei Dobson S. 9.

[4] A. Philippi, 'Die großen Maler in Wort und Farbe' (Leipzig o. J.) S. 96.

eine Neigung zum Malerischen und zugleich zum Dramatischen in ihm rege war. Er bekennt, daß er von Haus aus einen Hang zum Zeichnen und Vergnügen an kindischem Nachäffen hatte (mimickry). Jede Art von Komödienspiel (shows of all sorts) bereitete ihm eine ungewöhnliche Freude (Ireland 3, 3). 'Ein früher Besuch bei einem benachbarten Maler zog meine Aufmerksamkeit vom Theater ab, und von nun an war Zeichnen meine Lieblingsbeschäftigung' (S. 4). Wie zeichnete er? Er liebte es nicht, nach der Natur oder nach Vorlagen zu zeichnen, 'kalt zu kopieren' (coldly copying on the spot, S. 12). Er berichtet selbst (S. 11 f.): 'I endeavoured to habituate myself to the exercise of a sort of technical memory, and by repeating in my own mind, the parts of which objects were composed, I could by degrees combine and put them down with my pencil.' So bildete sich früh die Gewohnheit aus, 'of retaining in my mind's eye ... whatever I intended to imitate'. Und noch einmal erzählt Hogarth von seiner Arbeitsweise (S. 31): 'In pursuing my studies, I made all possible use of the technical memory which I have before described, by observing and endeavouring to retain in my mind lineally, such objects as best suited my purpose; so that be where I would, while my eyes were open, I was at my studies, and acquiring something useful to my profession. By this means. whatever I saw, whether a remarkable incident, or a trifling subject, became more truly a picture than one that was drawn by a *camera obscura*. And thus the most striking objects. whether of beauty or deformity, were by habit, the most easily impressed and retained in my imagination. A redundancy of matter being by this means acquired, it is natural to suppose I introduced it into my works on every occasion that I could.'

Offenbar hatte Hogarth ein vortreffliches Gedächtnis für das Gesehene, ähnlich wie Goethe, der ein so starkes sinnliches Auffassungsvermögen besaß, daß er — wie er sagt — 'alle Umrisse und Formen aufs schärfste in der Erinnerung behielt'.[1]

Hogarth sah nicht nur mit den Augen, er erlebte, was er sah: '... the most striking objects that presented themselves, either comic or tragic, made the strongest impression on my mind'. Hogarth sah nicht nur das Komische. sondern ebensogut

[1] Dilthey, 'Erlebnis und Dichtung' [2] S. 173. — Von dem wunderbaren Gedächtnis Adolf Menzels und Hans Makarts erzählt Volkelt, 'Ästhetik' 3, 56, Anm. — Mozart sagt in seinem Bekenntnis über sein künstlerisches Schaffen (Otto Jahn, 'Mozart' III, 425): 'Was nun so geworden ist, das vergesse ich nicht leicht wieder, und das ist vielleicht die beste Gabe, die uns unser Herrgott geschenkt hat.' Und er fährt fort: 'Wenn ich hernach einmal zum Schreiben komme, so nehme ich aus dem Sack meines Gehirns, was vorher, wie gesagt. hineingesammelt ist.' Also ganz ähnlich wie Hogarth!

das Tragische! Dieses Bekenntnis ist wichtig. Hogarth war nicht ein gemütloser Satiriker. Er verstand es, sich 'einzufühlen' auch in die tragischen Vorfälle des Lebens. Er malte aus innerem Drang Tragödien wie Komödien.

Die Bedeutung des Unbewußten und Unwillkürlichen in Hogarths Schaffen hat besonders Charles Lamb deutlich empfunden. Sein Aufsatz: *Barrenness of the imaginative Faculty in the Productions of modern Art* ('Works', London 1840, S. 457) beginnt mit den Worten: 'Hogarth excepted, can we produce any one painter within the last fifty years ..., that has treated a story imaginatively? By this we mean, upon whom his subject has so acted, that it has seemed to direct him — not to be arranged by him? Any upon whom its leading or collateral points have impressed themselves so tyrannically, that he dared not treat it otherwise, lest he should falsify a revelation?' Auch Armstrong nennt Hogarth 'instinctive creator' (Dobson S. 10).

Daß der freien Entfaltung von Hogarths Kunst der Zeitgeist entgegenwirkte, sei hier nur angedeutet: eine starke Hemmung bedeutete einmal die moralisierende Neigung. wie sie sich in der Literatur so deutlich zeigt (man denke an die moralischen Wochenschriften, den bürgerlichen Roman Richardsons, die bürgerliche Tragödie Lillos), und dann die Neigung zur Reflexion. Es ist schwer auszudenken, wie sich Hogarths Kunst ohne diese Fesseln hätte gestalten können.

Daß Hogarth nicht zum berufsmäßigen Bildnismaler taugte, ist leicht zu begreifen. Er bekennt: 'As to portrait painting, the chief branch of the art by which a painter can procure himself a tolerable livelihood, and the only one by which a lover of money can get a fortune; a man of very moderate talents may have great success in it, as the artifice and address of a mercer is infinitely more useful than the abilities of a painter. By the manner in which the present race of professors in England conduct it, that also becomes *still life*[1] ... Admitting that the artist has no

[1] Manche von Reynolds' Bildnissen haben einen einigermaßen dramatischen Zug. So das Bildnis des Admirals Keppel von 1753, das den Seemann zeigt in der Ausübung der Tat, die ihn bekannt gemacht hat: sein Schiff war bei der Verfolgung eines französischen Kriegsschiffes im seichten Küstengewässer aufgelaufen und geborsten; wir sehen den Admiral an Land, vor dem stürmischen Meer, mit dunklen Gewitterwolken im Hintergrund; mit angespannter Willenskraft und doch mit innerer Ruhe gibt er seine Befehle, die das Unglück minderten. Armstrong, 'Reynolds' S. 34 f., legt auf 'die dramatische Darstellung' großes Gewicht (Muther, 'Engl. Malerei' S. 32, spricht von 'bramarbasierender Pose'). Aber Armstrong scheint mir die Stärke und auch die Ursprünglichkeit dieses Zuges in Reynolds' Bildnissen zu übertreiben. Er selbst findet Spuren von dramatischer Auffassung in Bildnissen vor Reynolds. Aber wichtiger ist es vielleicht, daß es außerhalb der Bildnismalerei doch auch nicht an dramatischen Zügen

farther view than merely copying the figure, this must be admitted to its full extent; for the sitter ought to be still as a statue, — and no one will dispute a statue being as much still life as fruit, flowers ...' (S. 38).

Das Stilleben ist nach Hogarths Meinung der Zweig des Malers, der die geringste Achtung verdient. Das Stille im Bild behagte ihm nicht. Die Fülle der Bilder, die er in seiner Phantasie angesammelt hatte und zu neuen Schöpfungen frei verknüpfte, die Bilder, die er innerlich erlebt hatte, mochten sie nun komisch oder tragisch sein, diese Bilder waren offenbar nicht ruhig wie Bildsäulen, sondern in lebhafter Bewegung und Handlung.

Auch Konversationsstücke, wie er sie einige Jahre lang malte, befriedigten Hogarth nicht auf die Dauer, obwohl sie der Phantasie 'viel Spielraum ließen'. Dieser Zusatz ist bezeichnend für unseren Maler. 'Konversationsstücke waren auch nicht so einträglich, daß er davon seine Familie hätte erhalten können.' Deshalb wandte Hogarth sich schließlich einer neuen Art von Kunst zu (Ireland 3, 27): 'I therefore turned my thoughts to a still more novel mode, viz., painting and engraving modern moral subjects, a field not broken up in any country or any age. The reasons which induced me to adopt this mode of designing were, that I thought both writers and painters had, in the historical style, totally overlooked that intermediate species of subject, which may be placed between the sublime and grotesque.' So kam er dazu, auf seine Art zu zeichnen, d. h. seinen Stoff zu behandeln wie ein Dramatiker.

Auf diese Weise entstanden nach Hogarths eigenem Bekenntnis die dramatischen Reihenbilder; sie sind weder rein erhaben noch rein grotesk, sondern stellen eine Zwischenstufe dar, eine Mischung des Erhabenen und des Grotesken.

Jetzt, nachdem wir Hogarths Selbstzeugnisse kennengelernt haben, wiederholen wir unsere Frage: Wie kam Hogarth dazu, Dramen zu malen? Hogarth sah allem Anschein nach die Gestalten, die ihn in der Phantasie umschwebten, nicht nur mit dem Auge des Malers in Formen und Farben, sondern zugleich mit dem Auge des dramatischen Dichters, das sieht, wie das Schicksal des Menschen sich entwickelt aus Charakter und Umständen. So wird denn die Ähnlichkeit der Bilder Hogarths und der Tragödien Shakespeares auf innerer Verwandt-

fehlte; Reynolds brauchte sie nur auf das Bildnis zu übertragen, ähnlich wie Shakespeare die Doppelhandlung des Lustspiels in die Tragödie ('King Lear') übernommen hat, oder wie die englischen Romandichter so viel von der Technik des Dramas sich angeeignet haben.

schaft der Künstler beruhen, nicht auf Entlehnung. Die Frage, ob Entlehnung oder Verwandtschaft, scheint mir übrigens im Grunde unwesentlich zu sein: ohne die Verwandtschaft hätte Shakespeares Tragödie nicht auf Hogarth gewirkt. Wenn ich von Verwandtschaft rede, so wird damit kein Werturteil über die beiden Künstler ausgesprochen, Hogarth also nicht etwa auf die stolze Höhe Shakespeares emporgehoben.

Die Mischung des Komischen und Tragischen in Hogarths Bildern und die ähnliche Mischung in Shakespeares Dramen sind parallele Ausflüsse aus der gleichen Quelle. Ähnliche Parallelerscheinungen in bildender Kunst und Dichtung haben F. Panzer und F. von der Leyen für das deutsche Mittelalter, O. Walzel für die neuere Zeit und endlich F. Winter für das griechische Altertum mit scharfem Blick beobachtet.[1]

Daß der Zusammenhang zwischen bildender Kunst und Dichtkunst tief begründet ist, geht schon daraus hervor, daß manche Künstler beide Künste pflegten (wie William Blake, Dante Gabriel Rossetti), daß andere lange im Zweifel waren, welche von beiden ihr wahrer Beruf sei. Rossetti, der Dichter und Maler, läßt, scheint mir, in seinen Gedichten den Einfluß der Malerei deutlich erkennen: das Bildmäßige seiner Dichtung verdanken wir dem bildenden Künstler. Die bildmäßige Darstellung im zweiten Teil des 'Faust' erklärt sich daraus, daß Goethe, der sich lange Zeit zum Maler berufen glaubte, und der sich sein Leben lang mit bildender Kunst beschäftigte, einst geschaute Darstellungen bil-

[1] F. Panzer, 'Dichtung und bildende Kunst des deutschen Mittelalters in ihren Wechselbeziehungen' in den 'Neuen Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur' 7 (1904), 135—161. Der feinsinnige Aufsatz bietet eine Fülle von wertvollen und sicheren Beobachtungen. — F. von der Leyen, 'Deutsche Dichtung u. bildende Kunst im Mittelalter', in: 'Abhandlungen z. deutsch. Literaturgesch., Festgabe f. F. Muncker', Münster 1916. — Max Herrmann, 'Forschungen z. deutsch. Theatergeschichte des Mittelalters und der Renaissance' (Berlin 1914) S. 240 (Literaturnachweise für gegenseitige Anregung von Theater und bildender Kunst im Mittelalter S. 273). — O. Walzel, 'Shakespeares dramatische Baukunst' im 'Shakespeare-Jahrbuch' 52 (1916). 3—35 (weitere Literatur wird dort S. 34 nachgewiesen!); dazu Max J. Wolff, 'Shakespeare als Künstler des Barocks' in der 'Internationalen Monatsschrift' 11 (1917), 995—1019. — O. Walzel, 'Wechselseitige Erhellung der Künste', Berlin, Reuther & Reichard, 1917 ('Philosophische Vorträge, veröffentlicht von der Kant-Gesellschaft' Nr. 15). Man beachte auch O. Walzels anregendes Schriftchen: 'Die künstlerische Form des Dichtwerks' (Berlin, S. Mittler, 1916) und seinen Aufsatz: 'Wölfflins kunstgeschichtliche Grundbegriffe' in der 'Internat. Monatsschrift' 11, 699—726. — F. Winter, 'Parallelerscheinungen in der griechischen Dichtkunst und bildenden Kunst' in 'Einleitung in die Altertumswissenschaft', hg. von G. Gercke und E. Norden, Bd. II (Leipzig 1910), S. 161—187. Der Abschnitt ist in der 2. Auflage weggelassen. An Winters Ausführungen knüpft an Eugen Petersen, 'Die attische Tragödie als Bild- und Bühnenkunst' (Bonn 1915) S. 10 ff.

dender Kunst im Gedächtnis hatte.[1] 'Wie er sich "von allen Geistern, die er jemals angelockt, rings umsessen, ja umlagert" fühlte, so mögen ihn in unendlichem Reichtum die Bilder umschwebt und umgaukelt haben, die er je bei seiner lebenslänglichen Beschäftigung mit der Kunst geschaut und sich eingeprägt hatte.'[2]

Neben den Dramatiker Shakespeare und den Maler Hogarth stellt sich der Erzähler Dickens: er liebt es, neben die groteske Komik eine düstere Tragik zu stellen. 'Es gehört für Dickens wie für Shakespeare zum wahrheitsgetreuen Abbild des Lebens, daß in möglichst engem Rahmen das Fröhliche und das Schauerliche miteinander vereint sind' (Dibelius, 'Shakespeare-Jahrbuch' 52, 79). Auch hier beruht die Ähnlichkeit auf innerer Verwandtschaft.

Dem Dramatiker, dem Erzähler und dem Maler gesellt sich der Tonkünstler zu. Auch die Musik ist imstande, Tragisches und Komisches zu verflechten. Sie kann sogar tragische und komische Stimmungen 'so intim verweben, wie dies selbst Shakespeare nicht gelingt' (Volkelt S. 19). Man hat das z. B. an der Musik von Mozarts 'Don Juan' beobachtet.[3]

Der Baukünstler schließlich vermag zwar kaum das Tragische zum Ausdruck zu bringen (Volkelt S. 14). Wohl aber ist er imstande, seine ernsten, erhabenen Werke mit kleinen Scherzfiguren zu durchsetzen.

Im Vorbeigehen sei auf einen weiteren Zug bei Hogarth hingewiesen, der an die Literatur erinnert: in R P, Bl. 4 (Kupferstich). Der junge Verschwender läßt sich, hochelegant gekleidet, in einem Tragstuhl durch die Straßen tragen, um bei Hof seine Aufwartung zu machen. Aber ein schwerer Schlag trifft ihn auf dem Weg. Der feine Herr wird auf offener Straße festgenommen: er hat Schulden gemacht und kann nicht zahlen. Er ist wie vom Blitz gerührt. 'Der Haarbeutel hebt sich vom Rücken ab, die

[1] J. Collin, 'Die Mittel der dichterischen Darstellung im zweiten Teil von Goethes Faust' im 'Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts' (1905) S. 247 bis 263. — Max Morris, 'Gemälde und Bildwerke im Faust' in 'Goethe-Studien' 2. Auflage (nicht in der 1. Auflage) (Berlin 1902), S. 114 bis 152. — Willy F. Storck, 'Goethes Faust und die bildende Kunst', Leipzig 1912 (mit Bilderbeigaben und Schriftenverzeichnis). — Daß die Einbildungskraft des Euripides, der anfangs Maler gewesen sein soll (U. v. Wilamowitz, 'Einleitung in die griechische Tragödie', Berlin 1907, S. 19), vielfach durch die Malerei angeregt worden ist, macht wahrscheinlich J. H. Huddilston, 'Greek Art in Euripides, Aischylos, and Sophocles'. Diss. München 1898.

[2] Collin, a. a. O. S. 254.

[3] Volkelt, S. 20, unter Hinweis auf H. G. Hotho, 'Vorstudien für Leben und Kunst' (1835), S. 74.

Finger gehen wie Büschel auseinander, und das Auge starrt, ohne zu sehen' (Lichtenberg X, S. 68). In diesem Augenblick spaltet ein Blitzstrahl den Himmel, ein Blitz so recht aus heiterem Himmel (der St.-James-Palast ist hell von der Sonne beschienen). Es sieht so aus, 'als habe ein Strahl des Himmels ihn ganz unfigürlich getroffen'.[1] Die Natur nimmt teil an der Handlung. Wie so oft bei Shakespeare: man denke an den wilden Aufruhr in der Natur in der Mordnacht im 'Macbeth', im 'Julius Cäsar', an die Sturmnacht im 'König Lear'. Herder[2] hat das fein beobachtet und begeistert zum Ausdruck gebracht: 'O Shakespear! Zu jedem Deiner Ereignisse, seyen sie Gräuel oder edle Taten, stimmt die ganze Natur bei, frohlockend oder schaudernd. Das Ungewitter in Lear, da der Himmel seinen ganzen Zorn wegen des Undanks der Töchter ausgießt, trifft das nackte Haupt des unbedachten Dachlosen Vaters, der an seinem Unglück selbst Schuld ist. Das Klopfen an Macbeths Tür, sobald der König ermordet ist, und was der Wächter dabei saget; die Furcht-Ereignisse nach König Hamlets Tode, sonst jede Zustimmung der Natur zu der von dir dargestellten Tat ...' Wenn es auch möglich ist, daß die Verwendung des Blitzstrahls bei Hogarth literarischer Anregung zuzuschreiben ist, so ist das doch nicht nötig, ja nicht einmal wahrscheinlich. Es ist eine allgemein menschliche Vorstellung, daß man bei ganz ungeheuerlichen Begebenheiten eine Teilnahme der Natur erwartet, daß man sich nicht denken kann, die Natur könne kalt und ruhig mitansehen, was den Menschen im Innersten aufwühlt. Bei Christi Tod zerriß der Vorhang im Tempel von oben bis unten, und die Erde erbebete, und Felsen zerrissen, und die Gräber taten sich auf (Matthäus 27, 51. 52). Wie im Evangelium die Natur teilnimmt am Schmerz über Christi Tod, so nimmt sie in Miltons *Paradise Lost* XI, 780 ff. teil am Schrecken über den Sündenfall:

> ... her rash hand in evil hour
> Forth reaching to the fruit, she pluck'd, she eat:
> Earth felt the wound, and nature from her seat
> Sighing through all her works gave signs of woe,
> That all was lost ...

[1] Auf der Photogravüre ist der Blitzstrahl nicht zu sehen. Der Kupferstich weist auch noch andere Unterschiede gegenüber dem Gemälde auf. Hogarth liebte es, an seinen Werken Änderungen anzubringen. Darüber geben Nichols' 'Anecdotes' im *Catalogue of Prints* ausführlich Auskunft; für unseren Fall vgl. S. 191. — Es ist eine Sache für sich, daß der Blitzstrahl noch eine besondere Bedeutung hat, daß er seinen Weg nimmt in Whites Kaffeehaus, 'die Quelle tausendfachen Unheils und Jammers, der Duelle, der Verzweiflung, des unheilbaren Wahnsinns, der Raserei und des Selbstmords' (Lichtenberg S. 72).

[2] Im 4. Stück des zweiten Bandes der 'Adrastea' (1801); vgl. Herders sämtliche Werke, hg. v. B. Suphan, 23, 373.

Es besteht meines Erachtens eine zu große Neigung, Entlehnung anzunehmen. So meint Dobson ('Hogarth' S. 44), ein Aufsatz von Steele im *Spectator* (Nr. 266) könne dem Maler vielleicht die Anregung gegeben haben zu dem Lebenslauf der Dirne. In der Wochenschrift wird freilich wie bei Hogarth erzählt, daß ein junges Mädchen vom Land im Reisewagen in die Stadt kommt, und daß sofort eine scheinheilige Kupplerin sich an die Unerfahrene heranmacht. Das ist aber auch alles. Selbst wenn die Ähnlichkeit noch weiter ginge, würde ich Bedenken tragen, an eine wirkliche Beziehung zu glauben. Die literarhistorische Forschung, die sich gewöhnt hat, die literarische Verwandtschaft und Tradition mit scharfem Blick zu erfassen, vergißt allzu leicht die Bedeutung des äußeren und namentlich des inneren Erlebens für das künstlerische Schaffen. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß z. B. manches von dem, was man im englischen Roman der literarischen Tradition zuschreibt, auf solchem Erleben der Dichter beruht.

Der Maler Reynolds hat seine Meinung über das Komische in Shakespeares Tragödien ausgesprochen. Der Maler Hogarth hat sich nicht unmittelbar über diese Frage geäußert, wir erfahren jedoch sein Urteil aus seinen Bildern: sie sind eine beredtere und nachdrücklichere Würdigung Shakespeares als alle Worte der literarischen Kritiker.

Die älteren und manche neueren Kritiker finden in der Mischung von Komik und Tragik ein schwereres Problem. Ich verweise auf die Urteile, die Götz gesammelt hat. Viele Kritiker bemühen sich — soweit sie nicht die komischen Szenen kurzweg für unecht erklären[1] —, Shakespeare zu entlasten dadurch, daß sie sagen, er habe, als Dichter der Volksbühne, dem unausgebildeten Geschmack des Volkes nachgegeben. In Shakespeares Dramen sind sicher manche Züge anzutreffen, die als Überreste des alten Volksstücks anzusehen sind. Aber zu diesen Eierschalen des Volksdramas wird doch z. B. die künstlerisch hochentwickelte Verwendung des Komischen im 'Macbeth', im 'Lear', im 'Hamlet' nicht gehören.

Die Ästhetik hat häufig das Tragische und das Komische untersucht, seltener die Verbindung und Verschmelzung des Tragischen und Komischen. Für diese Frage ist vor allem auf den Abschnitt über das 'Tragikomische' zu verweisen, den J. Volkelt

[1] Sogar Coleridge hält die Pförtnerszene im 'Macbeth' für interpoliert ('written for the mob by some other hand')! Vgl. Furness, 'Macbeth' [4] S. 144; Götz S. 95.

seiner *Ästhetik des Tragischen* seit der 2. Auflage (² 1905, ³ 1917, S. 495—508) einverleibt hat.

Was die Wirkung des Komischen in der Tragödie angeht, scheint mir die Erfahrung so viel sicherzustellen, daß das ästhetische Verhalten verschieden ist nicht nur bei verschiedenem Bildungsgrad, sondern auch verschieden nach der Art des Empfindens der einzelnen Menschen, die derselben Zeit, demselben Volk und derselben Bildungsschicht angehören.

Es gibt unter uns gebildete Männer und Frauen, die das Komische in der tragischen Handlung, wie sie sagen, als störend empfinden. Anderen wiederum bringt es nach ihrem eigenen Bekenntnis eine willkommene Entspannung, eine Erleichterung. Jean Paul sagt ('Vorschule der Ästhetik' I, 249): 'Nach jeder pathetischen Anspannung gelüstet der Mensch außerordentlich nach humoristischer Abspannung.' Was Jean Paul *Abspannung* nennt, nannten unsere englischen Kritiker *relief* oder *refreshment*.

Die Wirkung ist weiterhin verschieden nach dem Grad der Vereinigung von Komik und Tragik. Das Komische kann neben dem Tragischen hergehen; es kann aber auch eine Verschmelzung, ein Ineinander des Komischen und Tragischen vorhanden sein: man spricht dann von tragischem Humor, humoristisch gebrochener Tragik, Tragikomik (Volkelt S. 500 ff.). Ein Beispiel für das Nebeneinander bietet 'Romeo und Julie' (Amme, Mercutio), für das Ineinander der 'Hamlet' (in der Totengräberszene).

Das Komische und das Tragische sind übrigens nicht so gegensätzlich, wie man bei oberflächlicher Betrachtung meint. Volkelt hat vielmehr gezeigt, daß Humor und Tragik wesensverwandt sind: 'Beide entspringen aus den Schranken, Härten, Zerrissenheiten, Widersprüchen der Welt. Aber sie geben sich dazu eine gründlich andere Stellung. Der Tragiker nimmt das Üble, mit dem er es zu tun hat, bitter ernst, er ist davon erschüttert; der Humorist dagegen behandelt das Üble in spielender Mischung von Ernst- und Nichternstnehmen. ... Wegen ihrer inneren Verwandtschaft und ihres zugleich bestehenden bedeutsamen Gegensatzes fordern beide Gestaltungen geradezu auf, sie miteinander zu verbinden. Und diese Paarung, so sagt man sich von vornherein, muß nicht nur eigenartig und fruchtbar sein, sondern auch etwas Tief-Ausschöpfendes für die Deutung von Leben und Welt in sich schließen. ...' (S. 500).

Die Frage der Wirkung des Komischen in der Tragödie bedarf noch einer eingehenden Untersuchung, die sich meines Erachtens in ausgedehntem Maße der 'Ausfragemethode'[1] bedienen

[1] Zu dieser Benennung vgl. Karl Groos, Zs. f. Ästhetik 9, 189.

müßte. So viel kann man schon jetzt sagen, daß der Gedanke, die Trennung des Komischen und Tragischen sei durchaus die höhere Entwicklungsstufe, abzuweisen ist. Und auch davon bin ich überzeugt, daß heute noch viele nur deshalb sich gestört fühlen durch das Komische in Shakespeares Tragödie, weil ihr literarischer Geschmack — mittelbar oder unmittelbar — von der Antike stark beeinflußt ist.

Auch wenn wir uns nicht als Genießende beobachten, sondern uns in die Seele des schaffenden Künstlers versetzen, erscheint uns die Mischung von Komik und Tragik verständlich. In der unbewußt, unwillkürlich, traumhaft arbeitenden Einbildungskraft des Künstlers ist die Mischung ganz natürlich, leicht beieinander wohnen da Scherz und Ernst, ohne Schwierigkeit wechseln die Bilder. Dryden weist bei seiner Verteidigung der Tragikomödie einmal darauf hin (s. S. 162), daß das Auge ohne Mühe von unangenehmen Dingen den angenehmen sich zuwenden könne. Viel leichter noch als das äußere Auge kann es das innere. zumal das innere Auge des Dichters:

> The poet's eye, in a fine frenzy rolling,
> Doth glance from heaven to earth, from earth to heaven.

Shakespeares Drama ist, wie zuerst wohl Dr. Johnson gesagt hat, 'ein Spiegel des Lebens'. Wie oft steht im Leben dicht neben dem Tragischen das Komische und das Groteske![1] Das Erhabene kommt in der Wirklichkeit selten genug rein zur Geltung. nur zu oft wird es durch komische Züge unterbrochen. Wie in der Wirklichkeit Scherz und Ernst, Komik und Tragik nebeneinander hergehen und miteinander sich verflechten, so und noch viel, viel leichter vereinigen sie sich in der Phantasie des Dichters, die ja doch allerletzten Endes aus dem Erlebnis ihre Nahrung zieht.

In diesem Lichte betrachtet ist der einheitliche und reine Stil der griechischen Tragödie auffallend. Nicht die Mischung von Komik und Tragik erscheint erklärungsbedürftig, sondern die Scheidung im griechischen Drama. Und da erhebt sich die Frage: Woher kommt diese 'die Übereinstimmung liebende Denkart' der Griechen? Woher kommt es, daß die ernste Erhabenheit durch die ganze Tragödie hindurch festgehalten wird? Die griechische Tragödie nimmt eine Sonderstellung ein gegenüber dem älteren deutschen und englischen, spanischen und indischen Drama.[2] Die Fran-

[1] Vgl. dazu F. Th. Vischer, 'Shakespeare-Vorträge' I, S. 433.

[2] Zum spanischen Drama vgl. S. 161 [2]. Im indischen Drama ist der Viduschaka, der oft an Shakespeares Narren erinnert, Träger der Komik; in der Sakuntala spielt Mathavja diese Rolle.

zosen haben in ihrer klassischen Tragödie als rechte Nachahmer die antike Stileinheit noch gesteigert.

Die Scheidung des Komischen und Tragischen ist auch im griechischen Drama nicht ursprünglich. Das scheint mir eine Tatsache zu sein, die besondere Beachtung verdient. 'Unantastbar fest steht durch das Zeugnis des Aristoteles, daß auch die Tragödie ursprünglich heitere, wir würden sagen komische Elemente enthielt.'[1] Das ist aus dem Ursprung des griechischen Dramas leicht verständlich. So scheint Phrynichos, der ältere Zeitgenosse des Äschylus, in seiner verlorenen Alkestis einen an sich ernsten Stoff satyrhaft behandelt, mit burlesken Zügen ausgestattet zu haben.

Bei allem Gefühl für Stileinheit und Stilreinheit fühlten übrigens auch die Griechen der klassischen Zeit das Bedürfnis, 'die tragische Erhabenheit durch den Kontrast des Burlesken zu heben' (U. v. Wilamowitz-Moellendorff).[2] Personen niederer Sphären werden mit derben Zügen charakterisiert[3]: Äschylus 'vertieft durch Beifügung humoristischer Nebenfiguren die Lebensperspektive in Shakespearescher Art' (Christ I ^{6}, 305), so in der Orestie in der Rolle des Wächters, des Herolds und besonders der alten Wärterin; Sophokles 'nähert sich in Nebenfiguren wie dem Wächter in der "Antigone", dem Boten im "König Ödipus" mit glücklichem Humor dem Realismus' (Christ I ^{6}, 320). Am ausgeprägtesten ist wohl der realistisch-humoristische Zug in der alten Wärterin in den 'Choephoren' (Orestie), sie ist mit der Amme in 'Romeo und Julie' etwas verwandt und hat U. v. Wilamowitz[4] an den Pförtner im 'Macbeth' erinnert.

Zu den allerdings im ganzen sehr spärlichen realistisch-

---

[1] A. Körte, 'Die griechische Komödie' (Leipzig 1914) S. 4. Gemeint ist, wie mir Herr Kollege K. Kalbfleisch freundlich mitteilt, die Stelle in der Poetik des Aristoteles c. 4. p. 1449a 19: ... *λέξεως γελοίας διὰ τὸ ἐκ σατυρικοῦ μεταβαλεῖν ὀψὲ ἀπεσεμνύνθη.* — Th. Gomperz, 'Aristoteles' Poetik', übersetzt und eingeleitet, S. 9: 'Was das Wachstum ihrer Großartigkeit anlangt, so hat sich das Trauerspiel im Gegensatz zur ursprünglichen Kleinheit der Fabeln und der zum Possenhaften neigenden Artung der Diktion ihres satyrhaften Ursprungs wegen erst spät zu höherer Würde erhoben.'

[2] U. v. Wilamowitz-Moellendorff, 'Einleitung in die griechische Tragödie' (Berlin 1907) S. 92, und 'Griech. Tragödien', übersetzt, III, 84; R. Schöne, 'Über die Alkestis des Euripides', Akademische Rede (Kiel 1895), besonders S. 20; dazu A. Dieterich, 'Pulcinella' (Leipzig 1897), S. 69[1].

[3] Vgl. U. v. Wilamowitz, 'Griech. Tragödien', übersetzt, III, 11 f. und W. Christ, 'Geschichte der griechischen Literatur' I (6. Aufl. von W. Schmid), S. 301 f., 320; F. Winter bei A. Gercke und E. Norden, 'Einleitung in die Altertumswissenschaft' II (1. Aufl.), 179; über den Boten vgl. J. Fischl. 'De nuntiis tragicis'. Diss. Wien 1909 (Diss. philol. Vindobonenses X, 1 [1910]); Erich Henning, 'De tragicorum Atticorum narrationibus'. Diss. Göttingen 1910.

[4] U. v. Wilamowitz, 'Griech. Tragödien', übersetzt, II, 151.

komischen Zügen innerhalb der griechischen Tragödien kommt das Satyrspiel,[1] das Schlußstück der tragischen Tetralogie: statt die Komik einzumischen, läßt man sie nachfolgen. Wir vergessen diese von der Tragödie ausgesonderte Komik leicht, da wir die griechischen Tragödien ohne die Nachspiele lesen, die bis auf wenige Reste verlorengegangen sind (Euripides: Kyklop, Sophokles: Spürhunde).[2]

Die griechische Tragödie ist einheitlich und erhaben geworden. Wie das gekommen ist, das ist eine Frage, deren Beantwortung ich den klassischen Philologen überlassen muß.

Gießen. Wilhelm Horn.

---

[1] Vgl. Christ I 6, 375; U. v. Wilamowitz, 'Griechische Tragödien', übersetzt, III: Einleitung zum Kyklopen.

[2] Das Satyrspiel konnte übrigens vertreten werden durch ein heiteres Spiel, in dem der Chor nicht von Satyrn gebildet war: das zeigt die Alkestis des Euripides mit ernsthaftem Anfang und burleskem Schluß. Vgl. Christ I 6, 355 f.

La Beaumelles *Mes Pensées.*

(Schluß.)

8. Die großen Männer.

La Beaumelle hält es für möglich, eine Pflanzschule und Brutstätte zur künstlichen Züchtung großer Männer anzulegen, und im festen Glauben an die Erblichkeit der Eigenschaften des Geistes und des Herzens baut er sich wie so viele Philosophen und Dichter seinen Utopistenstaat auf.[1] Er begründet und beschreibt denselben mit großer Ausführlichkeit, und es sei daraus einiges wiedergegeben. Der Gesetzgeber müßte da für die Mütter gleich nach ihrer Empfängnis die entsprechende körperliche und seelische Diät einführen. Man müßte der Natur nach Art der Brahmanen 'nachhelfen und sie liebkosen'; man müßte 'den ersten Schwung der Kindesseele belauschen und aus diesen frühesten Flügelschlägen die Geschichte seines Lebens erkennen'. Die Lehrer müßten einen ihrer Bedeutung und ihrer Weisheit würdigen Rang einnehmen. Es müßte darüber gewacht werden, daß sich der junge Mann bei der Wahl seiner Lebensgenossin nicht bloß von seiner sinnlichen Leidenschaft, sondern auch von der Rücksicht auf die bürgerliche Gesellschaft leiten lasse. Die eheliche Verbindung zweier einander zu sympathischer Naturen sei ebenso von Übel wie die zweier einander antipathischer. Den ehelichen Genüssen sollten sich die Gatten nur in jenen flüchtigen Augenblicken hingeben, in denen sie mit ihren Gattinnen 'an Geist, Herz und Gefühl ganz gleichgestimmt' (*à l'unisson*) sind. Der Ehebruch wäre mit dem Tode zu bestrafen. In diesem Staate mit seiner zielbewußten Züchtung einer natürlichen Aristokratie gäbe es wohl einen persönlichen, aber keinen Erbadel. 'Die Güter dürften aber nicht gemeinsam sein, da die natürlichen Anlagen verschieden sind und diese doch ein Äquivalent haben müssen'. Die Gesetze und die Ärzte wären in einer solchen Gemeinschaft überflüssig. Eine 'reine Religion' und ein einfacher Kultus, von allem Aberglauben gesäubert, dürften nicht fehlen. Mißratene und verdorbene Elemente dieses Staates (also gebe es trotzdem auch solche?) müßten ausgestoßen werden. 'Wären aber die Entarteten dieses Staates nicht die Tugendhaftesten anderer Länder?' Und so könnten diese zur Amelioration der Bevölkerung anderer Staaten noch immer mit Erfolg verwendet werden. — Im übrigen erkennt La Beaumelle richtig, daß der große Mann seinen Reichtum nicht in dem erworbenen Vorrat seines Gedächtnisses besitzt, sondern in

---

[1] P. 84.

dem, was er aus sich selbst und seinem eigenen Gefühl herauszuholen vermag, und er sagt mit Recht,[1] man brauche große Genies, um zu befehlen, man brauche mehrere, um zu erfinden, und könne ihrer nicht genug haben, um zu denken. Gerade in Ländern, die sich in schweren politischen Krisen befinden, werden große Männer geboren, denn das Bedürfnis schaffe[2] die Helden. Richtig ist zweifellos auch die Bemerkung, es sei ein Irrtum,[3] daß man nur in einem gewissen, vorgerückten Alter ein großer Mann sein könne, denn die Erfahrung mache wohl weise, aber nicht den großen Mann. — Von großer Beobachtungsgabe zeugen folgende Gedanken:[4] Nur der große Mann besitze jenen Scharfblick, der beim ersten Wurfe den Grad der Möglichkeit (*le point de possibilité*) der Ausführung für große Handlungen richtig abschätzt. — Man wisse es,[5] wenn man ein geschickter Mensch, man fühle es aber, wenn man ein großer Mann ist. — Es gebe Nebeltage für den Geist[6] wie für die Natur, und der Mann, der am meisten Genie hat, sei zwanzigmal im Tage ein Dummkopf. — Es gebe wenig große Menschenleben im Detail,[7] die großen Männer seien es nur en gros. — Man würde die großen Männer nicht sehr achten,[8] wenn man wüßte, wie gering sie sich selbst achten. — Mancher erscheine groß,[9] solange er vereinzelt dasteht, und werde wieder klein, wenn er zur Menge zurückkehrt. — Nicht in jedem Lande verstehe man den Wert eines bedeutenden Menschen zu würdigen, und man verzeihe nicht genug Fehler den großen Männern.[10] — La Beaumelle beweist seine Offenherzigkeit mit dem Geständnis:[11] 'Ich weiß nicht, ob das nur mein individueller Geschmack ist, aber mir erscheint man nicht groß, wenn man mich fühlen läßt, daß ich klein bin.' — Anführenswert sind noch folgende *Pensées*: 'Man muß sich darüber wundern, daß es bei unserer verkehrten Erziehung und bei der großen Menge der menschenverderbenden Schmeichler auch nur noch so viele große Männer[12] gibt.' — 'Wenn ein großer Mann Gemeinheiten begeht, rechnet er darauf, sich dafür durch hochherzige Handlungen zu entschädigen.'[13]

9. Die Könige und Fürsten.

Sehr hübsch sagt La Beaumelle, der Herrscher brauche nur den Menschen in sich wirken zu lassen, um sich leicht unsterblich zu machen.[14] Ganz ähnlich dichtet unser Friedrich Rückert:

---

[1] P. 270. [2] P. 98. [3] P. 185. [4] P. 140. [5] P. 141. [6] P. 151. [7] P. 153. [8] P. 163 [9] P. 154. [10] P. 146.

[11] P. 78. Robert Hamerling dagegen sagt einmal, wenn er einen Menschen zu beurteilen habe, berücksichtige er nicht, was dieser von ihm, sondern was er von diesem halte.

[12] P. 147. [13] P. 247. [14] P. 256.

Die leichteste Kunst für dich, Fürst, ist geliebt zu werden:
Nur liebreich brauchst du dich, nur menschlich zu gebärden;
Viel schwieriger fällt es euch, daß ihr verhaßt euch macht,
Und doch, in dieser Kunst habt ihr's so weit gebracht! —

Im allgemeinen ist er auf die Monarchen sehr schlecht zu sprechen: 'Gott wäre das schlechteste aller Wesen, wenn er nicht das beste aller wäre: wenn die Fürsten nicht die tugendhaftesten in ihren Ländern sind, sind sie die schlechtesten darin.'[1] — Von paradoxem Fanatismus erfüllt, leistet er sich die folgende beinahe kindische Verteidigung der Hinrichtung Karls I. von England:[2] 'Warum sollten wir über den Königsmord Karls schaudern? Karl ist auch so schon tot; es ist also heute sehr gleichgültig, ob er geköpft wurde oder in seinem Bette starb. Für England aber ist dies nicht gleichgültig, denn sonst wäre das Vaterland der Freiheit das Vaterland der Sklaverei' usw. In recht zynischer Weise sagt er,[3] er könne nicht begreifen, daß der dritte Stand bei den Ständesitzungen von 1615 ein Gesetz unter heftiger Opposition des Klerus und des Adels durchsetzen wollte, das den König zu ermorden, zu verhaften, abzusetzen verwehrt; der Eifer des dritten Standes sei ja löblich, aber sein Eigensinn lächerlich; der König wollte den Fanatikern die Möglichkeit, ihn zu ermorden und den Päpsten die ihn abzusetzen nicht nehmen, 'mir scheint, daß man ihm das nicht verwehren könne'. — Über die Cäsarmörder Brutus und Cassisus hingegen urteilt er sehr abfällig,[4] sie hätten anstatt der Tyrannei nur einen Tyrannen vernichtet. Ganz ähnlich sagt Friedr. Hebbel über die Ermordung Cäsars, es sei das alte Schauspiel: die Irren, die ihren Arzt erschlagen. — 'Mit welchem Rechte', fragt La Beaumelle,[5] 'verkaufen kleine Fürsten wie der Herzog von Gotha ihre Untertanen, um für eine Sache zu kämpfen, die sie nichts angeht? Man hat sich ihnen ja anvertraut, um von ihnen geschützt, nicht aber, um verkauft zu werden'; die Revolution werde unausbleiblich sein,[6] wenn die mit Steuern überlasteten Völker nichts als das nackte Leben übrigbehalten werden, und auch das nur, 'weil Seelen sich nicht versteigern lassen'. ... 'Was sollen die Fürsten noch niederschlagen? Alles liegt schon danieder.' — Trotzdem ist er gerecht genug in der folgenden *Pensée*:[7] 'Wenn ich König wäre! ... Wenn du König wärest, würdest du den Staat ebenso schlecht wie dein Haus regieren! Montaigne sagt: Keiner von uns wäre mehr wert als die Könige, wenn er wie diese unaufhörlich durch die Kanaille der Schmeichler verdorben würde! — Unanfechtbar und ein Beweis von La Beaumelles im ganzen gesundem Urteil ist es, wenn

---

[1] P. 304. [2] P. 210. [3] P. 200. [4] P. 199. [5] P. 114. [6] P. 113. [7] P. 148.

er meint,[1] ein Reich werde immer mehr dabei gewinnen, von einem Bürger als von einem Helden regiert zu werden, und die Herrschaft des gesunden Menschenverstandes werde ihm zu größerem Vorteile gereichen als die eines Genies. — Einen tiefen Einblick verraten die Aussprüche: 'Auf dem Throne handelt es sich weniger darum, zu sein, als zu scheinen'[2] und: 'Man muß die großen Könige sehen, sie anbeten und — fliehen.'[3] Der letzte Gedanke ist sicher der Enttäuschung über seine persönlichen Erfahrungen am Hofe Friedrichs d. Gr. entsprungen. — Auf diesen bezieht sich auch die *Pensée*: 'Ein König ohne Mätresse ist sehr achtenswert, wenn er gleichzeitig frei von Frömmelei ist.'[4] — Nur zu berechtigt ist die Warnung: 'Beamte (*gens en place*), nehmt den Namen eures Herrn nicht umsonst in den Mund: die kleinen Leute werden täglich im Namen der Großen unterdrückt, ohne daß diese es wissen.'[5] — Aus der Erfahrung geschöpft sind die Worte: 'Die Könige regieren die Völker, die Minister die Könige, die Könige regieren die Minister, die Leidenschaften regieren die Frauen: das ist der politische Kettenschluß. Ich bin, sagt Agathon, der erste Grieche, ich regiere Aspasia, Aspasia regiert den Perikles, Perikles die Stadt Athen, Athen Griechenland.'[6] — In der Gegenwart erweist sich erst so recht als wahr: 'Die kleinen Fürsten sind nie souverän, und die kleinen Staaten haben nur eine prekäre Freiheit.'[7] — Bei den Worten 'Ein König, der alles regiert, ist nur fleißig; der Kopf muß arbeiten, beim arbeitsamen Fürsten aber arbeitet die Feder, und der Beschäftigte ist oft nur ein Taglöhner'[8] dachte La Beaumelle vielleicht an den vielschreiberischen Kanzleihelden Philipp II. von Spanien. — Wir schließen diesen Abschnitt mit den *Pensées*: 'Die Umstände entwickeln die Menschen: die Fürsten haben zu urteilen, welche Umstände man zu dieser Entwicklung jedesmal anwenden soll.'[9] — 'Es gibt Fälle, in denen der Fürst gezwungen ist, sich über die Gesetze zu erheben, sie wollen zu machen, was er will, sie zu mildern oder gar zu vergewaltigen; wenn er weise ist, wird er das Gemälde nicht zerreißen, sondern nur wenden.'[10] — 'Nehmet dem Parlamente das Recht, zu warnen, so heißt das dem König eines seiner Augen ausstechen.'[11]

10. Die Völker.

Auf die Frage, warum der Norden Europas, den man einst ein Völkermagazin nannte, heute so entvölkert sei, antwortet er,[12] die moralischen Ursachen hemmen die Macht der physischen, und wenn die deutschen fürstlichen Menschenhändler so fortführen, würden sie 'ihr Gewerbe aus Mangel an Ware bald einstellen

[1] P. 63 u. 362. [2] P. 99. [3] P. 371. [4] P. 162. [5] P. 46. [6] P. 242. [7] P. 85. [8] P. 190. [9] P. 72. [10] P. 311. [11] P. 391. [12] P. 115.

müssen'. — Neben dem überhandnehmenden Luxus hemme auch der Umstand die Volksvermehrung, daß der moderne Mensch erst heirate, 'nachdem er schon abgenützt ist und so ohne Nachkommen stirbt'.[1] — Mit dem Satze 'Der Charakter des Volkes hängt so sehr vom Klima ab, daß er unveränderlich ist'[2] folgt La Beaumelle Montesquieu, der bekanntlich die Theorie entwickelte, der zufolge Menschen und Völker lediglich Produkte des Landes sind, das sie bewohnen und dessen Charakter sie annehmen müssen. — Man wird La Beaumelle auch beipflichten, daß der Reichtum und die Freiheit einem Volke den stolzen Sinn verleihen, beide zu verteidigen,[3] daß ein der Freiheit würdiges Volk das Recht habe, frei zu sein, und auch stets die Mittel finde, frei zu werden.[4] Aber ebenso berechtigt ist sein Warnungsruf: 'Könige, fürchtet alles von einem Volke, das nichts zu verlieren hat!',[5] und sein Ausspruch: 'Wenn man dem Volke erlaubt, zu murren, hindert man es an Taten: wo es weder Vaudevilles noch Pasquinaden gibt, da gibt es keine Freiheit.'[6] Der letzte Satz drückt die Erkenntnis aus, daß man mit der Knebelung der öffentlichen Meinung das letzte Sicherheitsventil beseitigt. — Die im 16. Jahrhundert viel diskutierte Frage, ob es den unterdrückten Völkern erlaubt sei, gegen ihre Herrscher eine Revolution zu machen, beantwortet er etwas ausweichend:[7] 'Es wäre zu wünschen, daß die Fürsten glaubten, daß die Völker dieses Recht haben, und daß die Völker glaubten, es nicht zu besitzen. — Psychologisch richtig sind gewiß auch die beiden folgenden *Pensées*: 'Es ist gefährlich, ein Volk von seinem Wahne (*chimères*) und seinen Verkehrtheiten zu bekehren, wenn diese den Kern seines Wesens ausmachen und dieses Wesen gut ist. Mancher Wahn ist mehr wert als manche Weisheit',[8] und: 'Berühre nur die Ohren des Engländers mit dem tönenden Worte der Freiheit, die des Spaniers mit dem der Religion, die des Franzosen mit dem des Ruhmes, so wird der Zauber dieses Wortes sie den Inhalt dem einfachen Namen opfern lassen: der Engländer wird sich in die Knechtschaft stürzen, um die Freiheit zu retten, der Holländer wird seine Industrie im Stiche lassen, um seinen Reichtum zu erhalten, der Spanier wird sich in die schönste Gottlosigkeit verrennen und die Menschen aus lauter Liebe zu Gott vertilgen, der Franzose wird der Ehre wegen die niedrigsten Handlungen begehen.'[9] Man erinnert sich da lebhaft an ein treffliches Wort Goncourts: 'Die Worte, die Worte! Man hat im Namen der Barmherzigkeit verbrannt, im Namen der Brüderlichkeit guillotiniert: Im Theater der menschlichen Dinge sagt der Zettel stets das Gegenteil des Stückes.' —

[1] P. 117 und 118. [2] P. 82. [3] P. 325. [4] P. 330. [5] P. 44.
[6] P. 305. [7] P. 102. [8] P. 249. [9] P. 252.

Eine rechte Absurdität aber ist die Schwärmerei La Beaumelles für die Gründung von Verbrecherkolonien[1] zur sittlichen Aufbesserung der Menschheit, wobei er die Behauptung wagt: 'Eine von einem Cartouche gegründete Republik würde weisere Gesetze haben als die Solons und vielleicht raschere Erfolge aufweisen als die des Romulus. Die Qualitäten, die die großen Helden und großen Verbrecher ausmachen, sind dieselben, und die Seele des großen Condé gleicht der eines Cartouche.' Allerdings hat auch Balzac die großen Verbrecher samt und sonders als große und im Grunde edle Männer dargestellt, wenn auch mit dem Bedauern, daß sie ihre schöne Kraft nicht besser verwendeten. — Zum Schlusse sei wegen ihrer brennenden Aktualität noch in aller Kürze die *Pensée* zitiert,[2] die mit den Worten schließt: 'Unter diesem (merkantilen) Gesichtspunkte sollte heute Europa England als den fürchterlichsten Feind der Freiheit ansehen. Ist der wahre Monarch nicht derjenige, der dessen ganzen Handel in der Hand hat?' Dabei muß man beachten, daß La Beaumelle sonst für die englischen Zustände geradezu begeistert ist.

11. Die Beamten.

Wenn man sieht, wie oft plötzlich ein aus einem ganz anderen Wirkungskreise kommender unfähiger Minister in sein neues Ressort hineingelotst wird, sagt man mit La Beaumelle: 'Im allgemeinen verlangt man für das kleine Amt zuviel und für das große zuwenig Talent.'[3] — Ebenso aus der Wirklichkeit geholt ist: 'Was einen in Ungnade gefallenen Minister am meisten bedrückt, ist nicht der Verlust seiner Freunde, die Entziehung der Gnade, die Verbannung vom Hofe, die Unverschämtheit der Leute, die mit dem Unglücklichen immer grausam sind, sondern das Fernsein von den Geschäften. Er beklagte sich, Tag und Nacht überbürdet zu sein, und nun ist seine Strafe, ihrer ganz ledig zu sein' usw.[4] — und: 'Beamte sind gegen begabte Menschen mißgünstig.'[5] — Dem portugiesischen Sprichworte *Cobra beo fama, face o que vizeres* entspricht die *Pensée*: 'Um Großes zu erreichen, vergißt man sich selbst, geht man aus sich heraus, opfert man die schlimmsten Leidenschaften der Tugend und dem allgemeinen Wohle: ist man am Ziele, wird man wieder Mensch, vernachlässigt seine Pflichten und bezieht alles auf sein Ich. Sobald man in einer Stellung festsitzt, entschädigt man sich für alles, was man an Uneigenützigkeit geleistet, was man auf Freiheit, auf Vergnügungen, auf Phantasie, auf Haß verzichtet hat, um auf sie zu gelangen.'[6] — Ebenso bewährt sich: 'Die Bescheidenheit erhält die

[1] P. 83. [2] P. 415. [3] P. 225. [4] P. 178. [5] P. 253. [6] P. 251.

Großen in ihrer Stellung, aber die Frechheit hilft ihnen in sie hinein.'[1] Hier muß man allerdings, um die letzten beiden *Pensées* nicht einander widersprechend zu finden, die 'Bescheidenheit' nur als eine erheuchelte auffassen. — Ein Wahrwort ist: 'Ein Unterbeamter läßt die Leute länger im Vorzimmer warten als der Minister; staune nicht darüber: der Eigendünkel füllt die Leere aus.'[2] — Recht sarkastisch endlich ist die Bemerkung: 'Die Großen, welche die Leistungen ihrer Untertanen mit Auszeichnungen, Höflichkeiten und Titeln belohnen, gleichen ziemlich dem ehrwürdigen Priester Bacbuc bei Rabelais, der seinen Gästen frisches Wasser kredenzt und schmunzelnd sagt: *Or imaginez et buvez!*'[3]

12. Die Höflinge.

An die Unterweisung des Polonius erinnert stark die *Pensée*, die sich 'das Testament eines Höflings'[4] nennt, aus dem wir hier nur einige wenige Sätze wiedergeben können: ... 'Verbirg dein Talent unter dem Schleier einer glücklichen Mittelmäßigkeit ... mit Geist wirst du gehaßt, ohne Geist wirst du verlacht werden. ... Die Ungnade wäre zu ertragen, wenn man sich über sie trösten könnte im Schoße der Freundschaft. ... Bei Hofe kommt das Verdienst manchmal aus Gemeinheit, Böswilligkeit und Unverschämtheit. Krieche also nur schamlos! ... Wenn du es mit einem Höfling zu tun hast, laure auf den Augenblick, in dem er ehrlich ist. Sei immer bescheiden, nie servil! Die Bescheidenheit ist die Eigenschaft eines anständigen Menschen, der Servilismus die eines Feiglings.' Man wird hier, um innerhalb dieser *Pensée* nicht einen krassen Widerspruch zu finden, zu einer zu gesuchten und gekünstelten Auslegung seine Zuflucht nehmen müssen. — 'In den Augen des Höflings ist derselbe Unterschied zwischen Gnade und Ungnade wie in den Augen des Philosophen der zwischen Sein und Nichtsein.'[5] — 'Es kann in einem Lande Ehrgefühl geben, in dem die Lakaien sich emporschwingen: es gibt aber weder Ehre noch einen Schein oder einen Keim von Ehre in einem Lande, in dem das Lakaientum sich breitmacht.'[6] — 'Man wird den talentierten Menschen selten im Vorzimmer sehen: die Talente machen die Seele, indem sie sie erheben, steif.'[7] — Einen tiefen Einblick in die Hofintrigen beweist die *Pensée*: 'Bei Hofe hört die Freundschaft erst auf, wenn der Haß erklärt ist; in der Welt gibt man Unzufriedenheit vor, um Verrat zu spinnen, bei Hofe, um ihn zu färben.'[8] — Bitter ist folgender Vergleich: 'Ein Höfling, der seinen Fürsten lobt, gleicht fast immer einem Lieb-

[1] P. 225. [2] P. 156. [3] P. 193. [4] P. 58. [5] P. 195. [6] P. 382. [7] P. 197. [8] P. 232.

haber, der von seiner Geliebten Schlechtes spricht. Wenn es Fürsten gebe, die sich nicht gerne schmeicheln lassen, was würde da aus den Höflingen, die nichts als zu schmeicheln verstehen?'[1]

13. Die Frauen.

Man wird sich nicht wundern, wenn der Mann, der mit der Cocchius und der Schweicker[2] so traurige Erfahrungen gemacht hatte, kein Lobredner der Frauen geworden ist. Er war aber trotzdem kein grundsätzlicher Gegner der Ehe. Schon im Jahre 1757 war er nahe daran sich zu verheiraten. Er schreibt am 9. Dezember dieses Jahres aus Valleraugue an Maupertuis, er habe auf ein Mädchen mit dem Namen und Wappen des Marineministers Peyrenc de Moras ein Auge geworfen. Sie sei weder garstig noch dumm, er liebe sie zwar nur mäßig, würde sie aber heiraten, wenn er nicht das Bedenken hätte, daß sie ihm zwar in Paris einen Minister zum Verwandten geben, ihn aber in Valleraugue in eine Vetterschaft mit allen Bauern, Barbieren, Perückenmachern und sogar seinem jetzigen Friseur bringen würde. Er schreibt weiter, er wisse zwar noch nicht, was er tun. möchte aber wetten, daß er es bereuen werde. Er gab dieses Heiratsprojekt beinahe schon auf, bevor er noch das Fräulein und ihre Eltern ihn näher kennenlernten. Als sich die Vermögensaussichten des Mädchens immer verschlechterten, schreibt er am 5. April 1758 aus Nîmes an Maupertuis, er riskiere, Bettler in die Welt zu setzen, er sei in großer Verlegenheit, denn er liebe nicht nur Fräulein Thimiel, sondern er habe sich auch von ihr lieben lassen, in der Meinung, die auch alle Welt hatte, daß sie eine reiche Partie sei. In einem weiteren Briefe aus Nîmes vom 2. Juni 1758 ist das Verhältnis schon gelöst, und er schreibt an Maupertuis, er habe sich soeben 'als treffliches Präservativ gegen die Ehe' die dicke Christine *haute en couleurs ... la jarreton des arènes* usw. aus einem Kabarett ins Haus genommen.[3] Es blieben ihm aus dieser Heiratsepisode auch die Nachwehen nicht erspart, da er durch sie mit den Brüdern seiner gewesenen Braut in einen

---

[1] P. 400.

[2] Es sei noch nachträglich bemerkt, daß diese Dame (die er in den Briefen an seine Freunde unter dem Namen *Eglé* bezeichnet, während er ihr selbst unter der Adresse einer 'Baronin Norbeck schreibt) ihm auch in Paris drei *Pensées*-Exemplare veruntreute. (Vgl. hierüber Taphanel l. c. S. 104.)

[3] Ich entnehme dies der Korrespondenz zwischen Maupertuis und La Beaumelle (Le Sueur l. c.). Seltsamerweise erwähnt der sonst so gewissenhafte Taphanel diese Beziehungen mit keinem einzigen Worte. — Vgl. auch *Académie de Sciences de Toulouse. Memoire.* Série 8_3, 1. 2 (1881), S. 310.

sehr ärgerlichen Geldprozeß verwickelt wurde.[1] Im Jahre 1764 aber heiratete er die zwar schon dreißig Jahre alte, aber ebenso schöne und geistreiche als vermögende und mit ausgezeichneten Charaktereigenschaften begabte Rose Victoire de Lavayasse, mit der er in einer sehr glücklichen Ehe lebte.

Im Hinblick auf seine so reichen Erlebnisse muß man sich eigentlich wundern, daß er uns über die Frauen nur wenige und nicht eben bedeutende *Pensées* hinterlassen hat. Es seien einige derselben hier angeführt: 'Die Männer haben in den Ländern, in denen die Frauen keinen Geschmack haben, keinen Kunstsinn.'[2] — 'Warum haben die tugendhaften Frauen immer weniger Geist als die, welche es nicht sind?'[3] — 'Es gibt eine Gegend, in der man weder Serails noch Riegel kennt und die Frauen trotzdem weder die Gelüste des Lasters noch den Ruhm der Tugend haben.'[4] — 'Wenn man Ihnen die Wahl frei ließe, eine Frau zu sein (ich meine eine hübsche, anmutige, junge, geistreiche Frau), was würden Sie vorziehen? Ein geistreicher Mann des vorigen Jahrhunderts gestand, er wollte lieber Me. de Montespan sein als Ludwig XIV. und lieber Ninon de l'Enclos als Me. de Montespan. Mäcenas hätte gezögert zwischen Augustus und Julia.'[5] — Endlich sei schon wegen ihrer dunklen Beziehung noch die folgende *Pensée* angeführt: 'Das vergangene Regime bot Europa ein überraschendes Phänomen: man sah ein Mädchen ohne Protektion über eine mächtige Kabale triumphieren, ein Mädchen ohne Anmut einem Hofe von Soldaten gefallen, ein Mädchen ohne Geist einen Staat regieren, in dem sie fremd war, ein Mädchen ohne Grundsätze ihren äußersten Willen in alle Provinzen erstrecken, ein Mädchen ohne Ehrgeiz auf den höchsten Gipfel der Gunst gelangen, ein Mädchen ohne Empfindsamkeit ihren Einfluß durch eine Ehe, die die Empfindsamkeit vermehrte, zerstören.'[6]

8. Menschenkenntnis.

Einen besonders tiefgründigen Gedanken prägt La Beaumelle mit großer Prägnanz in folgenden Worten aus: 'Das Gefühl hat immer richtige Ideen, weil es nicht Zeit hat, Reflexionen anzustellen.'[7] Es ist nämlich zweifellos, daß der innerste Kern des

---

[1] Lenel entrüstet sich etwas zu sehr über dieses Verhalten La Beaumelles, und doch war bekanntlich kein Geringerer als Immanuel Kant ein Gegner der sogenannten Liebesehen, die jede Fürsorge für die materielle Zukunft der Familie außer acht lassen. Schlimmer ist, daß La Beaumelle seine Braut (in einem Schreiben vom 18. Dezember 1757) als 'eine Masse Fleisch, die ihrem Cousin (dem Marineminister) nicht präsentabel sei', bezeichnet.

[2] P. 80. [3] P. 230. [4] P. 194. [5] P. 239.

[6] P. 189. — Ich gestehe, nicht sicher angeben zu können, wer hier eigentlich gemeint ist.

[7] P. 63. — Am schärfsten drückt die Rahel diesen Gedanken aus: 'Das

Menschen nicht im Denken und Erkennen, sondern tiefer liegt und sich aus dem Drange dunklen Fühlens und Strebens zu selbstbewußtem Wollen und Erkennen erst herausgestaltet, daß das Gefühlsleben am nächsten an den unbewußten Urgrund unseres Wesens grenzt, dem auch jede schöpferische Tätigkeit entstammt, und daß den ersten impulsiven Entschließungen, bei denen nicht der kühlen, wägenden Reflexion, sondern dem Gefühl die Entscheidung zufällt, oft die edelsten sind. Allerdings muß trotzdem gefordert werden, daß sich ein solcher Gefühlskomplex der Analyse nicht ganz entziehen dürfe. — Den Fluch des skeptischen Grübelns drückt folgende *Pensée* aus: '... Man kann nicht glauben, sagte mir ein Denker, wie sehr mich meine Seele drückt, oder wie sehr ich meine Seele drücke. Montaigne wünscht sich eine Seele *à double, à triple étage,* er besaß sie.'[1] — Wie meisterhaft er die Ironie zu verwenden versteht, zeigt La Beaumelle in dem Gedanken: 'Das Duell hat sich gegen den gesunden Menschenverstand behauptet, gegen die Religion, gegen die Gesetze, sogar gegen das Schamgefühl: es wird also nicht aussterben.'[2] — Aus dem Leben gegriffen ist: 'Die Dummköpfe wollen die geistreichen Leute dadurch herabsetzen, daß sie ihnen solche vorhalten, die noch mehr Geist haben als sie. Wenn aber von einem bedeutenden Geiste zu einem großen Manne noch weit ist, kann man doch sagen, daß der Abstand zwischen einem geistreichen und einem dummen Menschen unermeßlich ist.'[3] — Eine hohe Selbsterkenntnis beweist der Satz: 'Das Lob eines Dummkopfes schmeichelt mir fast ebenso sehr wie das eines geistreichen Menschen. Solange er mich lobt, ist er ein nur gerechter Richter.'[4] — Etwas fragwürdiger ist die Richtigkeit des Satzes: 'Es gibt wenige Menschen, denen man für ihre Tugend Dank sagen muß; es gibt wenige, deren Laster man hassen muß': eine Betrachtung, die geeignet ist, uns nachsichtig und bescheiden zu machen.[5]

Damit wollen wir diesen Abschnitt schließen, des Wortes eingedenk:

Claudite jam rivos pueri, sat prata bibere!

und für die schwächeren Gedanken La Beaumelles Nachsicht erbitten, indem wir daran erinnern, daß g e i s t r e i c h e L e u t e t r ä g e s i n d u n d i h n e n i h r e r s t e r E i n f a l l i m m e r d e r l i e b s t e b l e i b t.

Herz ist ganz im Dunkeln, ganz allein, möchte man sagen; es weiß ganz allein alles besser; nur dann, wenn man dahin sieht, findet man Erkenntnis, weil die verwirrenden Lichter der ganzen Welt nicht hingelangen und es wie ein Maß einer anderen Welt in uns lebt, als ein Ja oder Nein, sonst nichts.'

[1] P. 240. [2] P. 398. [3] P. 150. [4] P. 227. [5] P. 157.

Von den verschiedenen Ausgaben der *Pensées.*

Ich gebe zunächst die verschiedenen Ausgaben der *Pensées* wieder, wie sie Joly nach den Mitteilungen St-Ybarrs verzeichnet:[1]

1. édition. Kopenhagen 1751, gr. in 12, ohne Namen des Buchhändlers, III — 407, p. 11, 240 *Pensées.* Auf Seite 69, Nr. 49 findet sich die fatale *Pensée* gegen Voltaire. In dieser Ausgabe gibt es weder Lücken noch rätselhafte Punkte.

2. édition. Berlin 1752, pet. form. in 12, 240 *Pensées* Wiederabdruck der Ausgabe von Kopenhagen.

3. édition. Hamburg, Febr. 1752. La Beaumelle selbst erwähnt diesen Wiederabdruck in seiner *Lettre sur mes démêlées.*

4. édition. Frankfurt, September oder Oktober 1752, mit starker Vermehrung der *Pensées,* mit oder ohne Rätselpunkten. Auf diese Ausgabe bezieht sich Voltaire in seinem Briefe an Roques (vom 22. XI. 52), in seinem Briefe an Formey (vom 17. I. 53), in seinem *Supplément* (1753) und in seinen *Honnêtetés littéraires* (1767). Er nennt sie mit Unrecht die zweite Ausgabe. In einem Briefe an Roques vom 16. XII. 1752 erzählt er, daß die Behörde die Auflage, die La Beaumelle von seinem Buche in Frankfurt machte, konfiszieren ließ; La Beaumelle habe nur wenige Exemplare *dans ce goût-la* abgezogen ..., er habe dafür in anderen Exemplaren andere Blätter eingesetzt.

5. édition. Leyden oder Amsterdam oder Trévoux oder Brüssel oder gar Frankfurt; denn La Beaumelle sagt in seiner *Réponse* 1754, daß von seinen *Pensées* eine Ausgabe in Brüssel, eine in Frankfurt, eine in Leyden, eine in Amsterdam und eine in Trévoux gemacht worden sei. Trotzdem gibt er nur zwei Ausgaben, die von Kopenhagen und von Frankfurt, als von ihm gemacht zu; er dementiert sich aber selbst,[2] da er in seiner *Lettre sur mes démêlées* Voltaire erklärt, daß er im Februar 1752 in Hamburg eine Ausgabe seiner *Pensées* veranstaltete. Es waren also nach La Beaumelles eigenem Geständnisse mehr als sechs Ausgaben, obzwar er die sechste nicht erwähnt.

---

[1] In der *Notice sur deux livres rares* in den *Mémoires de l'Académie des Sciences de Toulouse,* 7. série, Tome II, 1870, par M. Joly.

[2] Diese Bemerkung Jolys stimmt nicht ganz. Denn die Stelle lautet: 'Macht Ihr nicht zu Hamburg die 2. Auflage?' (So fragt Voltaire La Beaumelle, worauf dieser antwortet:) Ja! Man macht daselbst eine, allein 'Ihr werdet nicht dahinein kommen' usw. Diese Worte lassen eher vermuten, La Beaumelle wolle damit andeuten, diese Hamburger Ausgabe sei wie die meisten anderen Editionen der *Pensées* zwar nicht ohne sein Wissen und Willen, aber doch nicht durch seine persönliche Initiative veranstaltet worden; nur für die in Kopenhagen und Frankfurt erschienenen stehe er persönlich ein.

6. édition. Gedruckt in London bei Nourse 1752. 'Um mehr als die Hälfte vergrößert.' 242 Seiten, 422 *pensées*. Auf dieser Ausgabe finden sich zum ersten Male die Worte Heinrichs IV.: *Je ne voudrais pas facher un homme pour avoir dit la vérité.* Diese Ausgabe wurde im selben Jahre von demselben Buchhändler wieder abgedruckt und hatte in dem Wiederabdruck 325 Seiten und 455 *Pensées*.[1]

7. édition. Berlin 1753. Hatte dieselbe Aufschrift wie die sechste, kleines Format, 436 Seiten und 522 *Pensées*. Für diese Ausgabe charakteristisch ist, daß sich in ihr die vorkommenden Lücken und Rätselpunkte in einem am Ende angefügten Heft von 22 Seiten ausgefüllt finden. Diese 7. Ausgabe wurde in Paris bei Rolin 1753 reproduziert in einem kleinen Format von 347 Seiten und 502 *Pensées*.

Im selben Jahre 1753 druckt man in Berlin ein *Supplément* zu *Mes Pensées* oder einen Anhang von der 6. zur 5. Ausgabe, die zweifellos die von La Beaumelle gemachten Zusätze zu seiner 2. Ausgabe enthielt, und die bestimmt war, einen Wiederabdruck der 1. Ausgabe zu ergänzen. Tatsächlich steht auf dem Rücken des Bandes: *Mes Pensées, tom. II.* Er enthält 267 *Pensées* und 139 Seiten. Die beiden Bände vereinigt würden also 507 Gedanken und überdies die *Conclusion* enthalten haben.

8. édition. Berlin 1755. Sie reproduziert die 240 Gedanken der 1. Ausgabe. Durch einen besonders paginierten Supplementbogen, unter dem Titel eines der 6. zur 5. Ausgabe angefügten Anhangs, gibt sie die in dem *Supplément* von 1753 enthaltenen Gedanken; der Band enthält also im ganzen 507 Gedanken.

10. édition. Berlin 1761. Gleich der vorangehenden mit dem Unterschiede, daß der Supplementbogen nicht besonders paginiert ist.

11. édition. Amsterdam, Joli, 1768; 3 Teile in 12. Der 3. Teil enthält den *Supplément*, der 255 Gedanken umfaßt, außerdem noch einen Anhang von 4 Seiten und 12 Gedanken.

So wurde, wie man sieht, das Buch der *Pensées* von La Beaumelle immer wieder umgearbeitet. Der Autor starb in Paris am 17. XI. 1773. Sein Werk wurde aber 1780 wieder abgedruckt in Berlin und Kopenhagen. Es erlebte also wenigstens 12 Auflagen. — In dieser von St-Ybarr zusammengestellten Liste fehlt eine Ausgabe, von der Joly nur die sechs letzten Blätter besitzt,[2]

---

[1] In der Vorrede dieser Ausgabe (*A mon frère*) unterschreibt sich La Beaumelle: *Gonia de Palaios* (griechische Übersetzung seines Namens Anglivi el).

[2] Hier widerspricht sich Joly, denn in einer Anmerkung am Beginn seiner *Notice* gibt er an, nur die 'fünf letzten Blätter' dieser Ausgabe zu besitzen.

und die 302 Seiten und 450 Gedanken enthält. Die mit den Nummern 445, 446 und 447 weisen Lücken auf, welche von dem Autor nicht ausgefüllt wurden. Die letzte *Pensée* lautet: *Si Montesquieu avait écrit en Angleterre son livre seroit plus vrai et par consequant moins bon. N. J.*[1]

Ich konnte von den oben angeführten Ausgaben nur zwei zur Vergleichung heranziehen. Wenn dies auch selbstverständlich zu einer erschöpfenden Textkritik nicht ausreicht, meine ich denn doch, einige sich aus der Vergleichung dieser beiden Ausgaben ergebende Wahrnehmungen, die mir für die Erkenntnis der *Pensées* belangreich scheinen, hier wiedergeben zu dürfen.

Die erste dieser beiden Ausgaben habe ich bereits am Beginn dieser Arbeit kurz angeführt. Das Exemplar befindet sich in der hiesigen k. k. Hofbibliothek und ist mit der in der obigen Liste als sechste Edition bezeichneten Ausgabe identisch. Für diese Ausgabe charakteristisch ist der befremdende Umstand, daß in ihr die 49. so bedeutungsvoll gewordene, ihre Spitze gegen Voltaire richtende *Pensée* vollständig fehlt. Diese allen französischen Forschern entgangene Tatsache muß um so mehr auffallen, als (wie wir gleich hören werden) La Beaumelle sich gerade dieser Ausgabe als eines (uns noch erhaltenen) Handexemplars bediente, um darin seine Verbesserungen, Ergänzungen und Nachträge für die nächsten Ausgaben anzubringen.[2] Ist es nicht geradezu überraschend, daß La Beaumelle den Ausfall eben dieser 49. *Pensée*, die doch die Haupterregerin des zwischen ihm und Voltaire ausgebrochenen, so intensiven Streites und für den ersteren geradezu schicksalsbestimmend geworden ist, in seinem Handexemplar nicht bemerkt haben oder nicht wenigstens irgendwo erwähnt haben sollte? Trotz aller überstürzten Hast, mit der die Auflagen der *Pensées* aufeinander folgten, ist doch nicht daran zu denken, daß eben diese 49. *Pensée* aus zufälliger Flüchtigkeit des Herausgebers ausgefallen ist. Aber auch ihre absichtliche Unterdrückung als eine Voltaire zuliebe gewährte Konzession ist wohl ausgeschlossen, da ja, wie wir gehört haben, La Beaumelle Voltaire sogar seine Bitte, der nächsten Auflage auf die Abschwächung der 49. *Pensée* berechnete Kartons einkleben zu lassen, entschieden abschlug. Wenn die Eliminierung dieser 49. *Pensée* durch La Beaumelle aus Konnivenz gegen Voltaire erfolgt wäre,

[1] Mit derselben *Pensée* schließt auch die 6. Ausgabe. Nur ist es daselbst die 423.

[2] Joly nennt dieses Exemplar *une épave sauvée du naufrage*. Er will es bei Me. Aglaé Gleizis, der Tochter La Beaumelles, in einer Fensterecke ihres Salons in verstaubtem Zustande gefunden haben.

hätte er auch die 75. *Pensée,* die einen nicht minder scharfen Ausfall gegen Voltaire enthält (sie schließt mit den Worten: 'Ludwig XIV., dieser so oft mit verschiedenen Farben geschilderte Mann, ist noch zu schildern. Sein letztes Porträt (in Voltaires *Siècle*) ist das schlechteste von allen, denn es sollte das beste sein: man erkennt darin weder Ludwig noch Voltaire wieder') streichen müssen. Tatsächlich ist aber diese Stelle in der 75. *Pensée* in diesem Handexemplar La Beaumelles stehengeblieben. Man wird, wenn man sich nicht mit Selbsttäuschungen erfüllen will, zugeben müssen, daß man da vor einem ungelösten Rätsel steht.

Die andere mir näher bekannt gewordene Ausgabe ist ebenfalls im ersten Teil dieser Arbeit ('Bibliographisches') erwähnt. Sie ist 1752 in Berlin erschienen[1] und enthält 240 *Pensées* und einen *Conclusion* auf 212 Seiten. Sie ist von der 6. Édition grundverschieden, insofern in ihr weder die Reihe der Auflage noch ein Name des Verlegers angegeben ist. Sie enthält auch fast keine einzige sichtlich eliminierte und nur durch Anfangsbuchstaben und punktierte Linien markierte Stelle, während solche in der 6. Auflage zahlreich vorkommen. Sie umfaßt, wie gesagt, 240 *Pensées*, während die 6. 423 solche enthält. Sie ist trotzdem reichhaltiger als diese, weil in ihr mehrere in der 6. Ausgabe gesondert numerierte *Pensées* in eine einzige verschmolzen sind. Auch die *Conclusion* am Schlusse fehlt der 6. Ausgabe. Sie ist aber in der Vorrede enthalten. Dagegen enthält diese Berliner Ausgabe des Jahres 1752 zahlreiche ganz neue *Pensées*. Sie unterscheidet sich aber von der im Verzeichnis Jolys als 7. Ausgabe (Berlin 1753) auch dadurch, daß, wie bemerkt, in ihrem Text die rätselhaften Anfangsbuchstaben und Punkte völlig fehlen, während sie in der letzteren noch enthalten und nur in dem Anhang von 22 Seiten (*Lacunes*) aufgeklärt sind.

Die in dem von Joly als Fragment aufgefundenen Handexemplar La Beaumelles von diesem eigenhändig angebrachten Notizen sind nach Jolys Angabe teils nie veröffentlicht, teils zur Anfertigung der *Lacunes* der 7. Berliner Ausgabe (1753) benutzt worden. Von den 292 ursprünglich vorhandenen Seiten seien, meint Joly, wohl mehr als die Hälfte verlorengegangen; dank einem glück-

[1] Sie kommt in der oben wiedergegebenen Liste Jolys, wie man sehen kann, nicht vor und ist nicht mit der 7. Berliner Ausgabe von 1753 zu verwechseln. Sie enthält wieder die in der Londoner Ausgabe unterdrückte XLIX. *Pensée* der ersten Ausgabe, in der Voltaire mit den Lustigmachern und Zwergen verglichen wird, die, wie man weiß, so viel Staub aufwirbelte.

lichen Zufalle seien aber allem Anscheine nach die meisten eigenhändigen Notizen La Beaumelles gerade in den erhaltenen Blättern gewesen. Joly berichtet endlich: *J'ai, quelques feuillets*[1] *(les 5*[2] *dernières) d'une édition imprimée je ne sais où, ni en quelle année qui renferment 450 pensées. Celles qui portent les chiffres 445, 446 et 447 présentent des lacunes qui, je crois, n'ont jamais été expliquées. Dans le but de donner une idée du système adopté par l'auteur pour l'expression de ces pensées que pour une raison quelconque, politique ou autre, il désirait couvrir d'un voile peu transparent il me suffira de transcrire 2 ou 3 d'entre elles:*

Pensée 369, p. 261, 6. édition, Londres 1752:	*Pensée* 369, p. 263, 7. édition, Berlin 1753:
Je vous conseille Monseigneur disoit le Cardinal du Bois au duc d'Orléans d. v. e. de C. p. de p. m. elle d. u. t. g. p. & moi q. v. p. j. e. v. f. t. d. v. f. a. r.	*Je vous conseille, Monseigneur, disoit le Cardinal du Bois au duc d'Orléans de vous emparer de cette place de premier ministre. Elle donne un très grand pouvoir et moi qui vous parle, j'ai été vingt fois tenté de vous faire arrêter.*

Non rétablie dans mon édition.

Pensée 390, p. 263, 6. édition, Londres 1752:	*Pensée* 389, p. 268, 7. édition, Berlin 1753:
La nob. .. est c. p. l. s. J. c. n. l. f. q. ..... d'Israël.	*La noblesse est consacrée par l'Écriture sainte: Jésus-Christ n'est le fils de Dieu que parcequ'il descend d'un des meilleurs, gentilhommes d'Israël.*

Joly gibt nun in zwei nebeneinanderstehenden Kolumnen einerseits den Wortlaut der in der 6. Auflage (London, Nourse, 1752) von La Beaumelles eigener Hand angebrachte Notizen und anderseits den Text des ihm von St-Ybarr geliehenen Exemplars (Berlin, 1753, 7. Édition), um durch Vergleichung beider die vorgenommenen Veränderungen ersichtlich zu machen. Wir können diese Nebeneinanderstellung schon aus Raumrücksichten hier nicht wiedergeben und beschränken uns darauf, daraus die Deutung der in der Fassung der 6. Auflage unverständlichen 399. *Pensée* mitzuteilen:

Il est bon que le duel existe pour nous avertir q. n. n. p. t. été e. s.	*Il est bon que le duel existe pour nous avertir que nous n'avons pas toujours été esclaves.*

Alles in allem erscheinen uns die von La Beaumelle angebrachten Randglossen nicht allzu bedeutsam. Sehr wesentlich dagegen sind die Verschiedenheiten des Textes zwischen der 6. Londoner Auflage von 1752 und der Berliner Ausgabe des-

[1] In der obenerwähnten Liste ist diese Ausgabe schon kurz erwähnt; in dieser spricht er aber, wie schon bemerkt, von sechs Blättern.

selben Jahres (ohne Angabe des Verlegers). Nicht nur sind, wie schon bemerkt, in letzterer mehrere Gedanken der ersteren öfters zu einer einzigen *Pensée* vermauert, so daß dadurch die aphoristische Form beinahe aufgegeben erscheint, sondern manche *Pensées* haben sich zu förmlichen Essays ausgewachsen. Überdies enthält diese Ausgabe eine sehr beträchtliche Anzahl neuer *Pensées*. Wir können es uns nicht versagen, einige dieser neuen Gedanken ihrem Hauptinhalte nach mitzuteilen:

Pensée 20: Es ist unmöglich, die Arbeit zu lieben, wenn man nicht das Vergnügen liebt.

P. 25: Der Unterschied zwischen dem größten Staatsmann und dem ungeschicktesten Minister besteht in dem größeren oder geringeren Fernblick. *Le premier décide le succès et le succès décide le second.*

P. 48 wendet sich gegen die engherzige Ausschließung der Ausländer. 'Wem dankt England seine bedeutende Wollmanufaktur? Den Wallonen, die sich unter Elisabeth hinflüchteten. Wem dankt Irland seine Leinenindustrie? Franzosen, die aus Armut einwanderten. Wem Preußen seine Krone? Fremden' usw. 'Sie sind trotz ihrer Liebe zu ihrem alten Vaterlande doch treue Untertanen des neuen und verschmelzen bald mit den Einheimischen ... Der Bodenwert steigt ja ebenfalls durch die Einwanderer. Warum hassen Sie also diese Fremden? Was liegt an ihrer Religion?' usw.

P. 68 enthält eine sehr lange und abfällige Charakteristik Mazarins und ist auch dadurch bemerkenswert, daß am Schluß Verse Voltaires zitiert sind.

P. 81: Wenn man den Höfling so ans Dienen gewöhnt sieht, möchte man ihn als zum Befehlen ungeeignet halten. Das wäre falsch. Bei Hofe darf man nämlich die Menschen nicht nach dem beurteilen, was sie scheinen, *il faut les y deviner ... Chenille à Versailles, aigle aux Champs de Fontenoi.*

P. 82: *L'esprit faux et le cœur bas se dégoutent du monde. Avec de la santé et des sentiments c'est à dire pourvu qu'on soit fait pour lui, plus on le connoît plus on s'y plaît etc.*

P. 100: Der Esprit ist nur für die gut, die keine große Bestimmung zu erfüllen haben, er gestaltet eine Konversation glänzend, dagegen usw.

P. 114: 'Der 100jährige Graf Goldestein sagte: Alle Leute haben in gleicher Weise Politik, Listen, Kniffigkeit, mein Küchenjunge ebensogut wie ich.'.

P. 116: 'Der Mensch ist nur unglücklich aus Langeweile: ich würde gerne aus meinem Leben alle Augenblicke beseitigen, in denen ich mich langweilte, und da wäre mein Leben *abrégé des trois quarts et demi*. Was heißt sich langweilen? Bemerken,

daß man lebt. Was heißt glücklich sein? Nicht bemerken, daß man existiert. Aus der Einförmigkeit entsteht Langeweile, aus der Langeweile die Reflexion, aus der Reflexion der Überdruß an unserer Existenz, aus diesem Überdruß ein Unglück, das sie alle verkürzt.'

P. 120: 'Man sagt, daß ohne Descartes Newton nicht existiert hätte, und ich sage: Auch Descartes wäre nie gewesen ohne Luther und Kalvin. Voltaire sagt wiederholt, es sei traurig, daß so mittelmäßige Köpfe wie Luther und Kalvin so viele Proselyten gemacht hätten' usw.

P. 161: 'Man vertraut Euphemon eines der wichtigsten Departements der Regierung an. Er besitzt Fähigkeiten, und das freut mich; er ist aber der Fähigste, und das wurmt mich.'

P. 165 enthält eine lange, eingehende Erörterung über das dänische Theater.

P. 205: 'Isabella von Kastilien empfand frühzeitig, wie wichtig es für Fürsten sei, nicht durchschaut zu werden ... Sie wollte, daß man vergesse, daß sie ein Weib sei: sie besiegte ihre Natur und überwand gleichmäßig das Vergnügen und den Schmerz.'

P. 208 behandelt die Kleinmeisterei der Könige, die Bagatellen feierlich behandeln und die wichtigsten Angelegenheiten leicht nehmen. La Beaumelle erweist sich hier als Meister der feinen Charakterisierung.

P. 220: 'Talente werden nur von Talenten protegiert, und nur der König von Preußen kann mit einem Maupertuis, Voltaire und Algarotti vertrauten Umgang pflegen. ... Es ist schwer, die Künste nicht zu lieben, wenn man so vieles vollführt, was wert ist, durch sie verherrlicht zu werden.' *Carmen amat quisquis carmina*[1] *digna fecit.*

P. 222: 'Was mus der Erfinder des Hofzeremoniells für ein geschickter Mensch gewesen sein! ... Er bemächtigte sich des Fürsten durch die Etikette, er wollte aus ihm einen Automaten machen.'

P. 136: 'Friedrich der Große sagte einem fremden Diplomaten: Sagen Sie Ihrem Herrn, daß der einzige Ratgeber des Königs von Preußen der Kurfürst von Brandenburg ist!'

P. 145: *Il n'y a nul inconvénient qu'un État se doive à lui-même, c'est la main gauche qui doit et qui rend à la droite. Mais il faut que la dette soit sure, que le paiement soit exact, sans quoi la main droit se sêche.*

P. 175: ... *Peut-être toute autre constitution* (als das Wahlkönigtum) *iroit-elle mal à la Pologne. Le Veto n'est pas le plus*

---

[1] Ich vermute, daß es richtig *carmine digna* lautete.

grand défaut. J'en sais un plus essentiel, c'est l'esclavage du paysan etc.

P. 229: 'Fontenelle sagte: Das Naive ist eine Nuance des Niedrigen. La Fontaine sagte: Das Naive ist das Ergebnis des Natürlichen.

Endlich seien von den von La Beaumelle selbst in sein Handexemplar (der 6. Ausg.; London, Nourse,-1752) eingeschriebenen neuen *Pensées* noch folgende hier wiedergegeben. Auf einem nach der 300. Seite eingeschalteten Blatte liest man als *Pensée* 441 (auch diese Ziffer rührt von ihm):

Quelques-uns disent, qu'il est bon que le roi de France doive à se sujets. Il est donc utile que le roi s'endête, que le roi se ruine, que le roi soit forcé d'accabler son peuple d'impôts. Que le roi doive, il doit à ses sujets aisés et oisifs. Qu'il peïe, il faut qu'il recoure à des sujets industrieux ou pauvres. Il faut ajoute-t-on qu'un peuple soit attaché à son prince et l'interêt est le plus fort des liens.

Le François tient à son roi par des nœuds assez forts, et si le commerce, le luxe, l'abondance en brisoient quelques-uns, il seroit toujours dangereux de substituer le lien de l'interêt à la chaine de l'amour.

Il est bon que le roi doive à l'étranger, pourvu qu'il lui doive beaucoup et quil ne le crègne pas, qu'il puisse le peïer et qu'il ne le peïe point.

Auf dem letzten eingeschalteten weißen Blatte liest man den sehr zeitgemäßen Gedanken:

Nous avons bientôt tant de soldats pour défendre nos moissons, que nous n'aurons bientôt point de moissons.

Und etwas weiter:

Le duc d'Orléans et Henry IV les princes les plus faits pour les Français.

Wien. Josef Frank.

Zur Geschichte der *ẹi*-Diphthonge im Provenzalischen.

Der folgende kleine Aufsatz ist durch die Beschäftigung mit der Arbeit Meyer-Lübkes *'Die Diphthonge im Provenzalischen'*, Sitzungsbericht der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften 1916, entstanden. Um nicht schon Gesagtes zu wiederholen, muß ich darauf verzichten, etwas Abgeschlossenes, auf sich selbst Stehendes zu bieten. Es handelt sich im wesentlichen um Randbemerkungen zu den Ausführungen Meyer-Lübkes über die *ẹi*-Diphthonge.

Stellt man die Beispiele, die der *Atl. ling.*[1] für *ẹ*, das unter dem Einfluß eines Palatals diphthongiert, zusammen, so ergibt sich im allgemeinen, daß aprov. *iẹi* als *jɛj* oder *jɛ* erhalten geblieben ist; Reduktion des Triphthongen zu *ɛi, ɛj, ɛ* findet sich besonders in der Gascogne und der Auvergne, vereinzelt auch in Guyenne[2] und im Südwesten von Languedoc.[3] Eine der französischen und katalanischen entsprechende Entwicklung zu *i* tritt nur an einzelnen Punkten des *Atl. ling.* in den Landes, Gironde und Puy-de-Dôme auf.[4]

Die Reduktion zu *ɛi, ɛj, ɛ* in der Gascogne ist aber nicht so allgemein, wie Meyer-Lübkes Ausführungen zu beweisen scheinen. Er sagt S. 349: 'Die Vereinfachung zu *e(i)* zeigt sich bei *eire,* soweit es überliefert ist, und bei *feire, seis* am deutlichsten.' Von diesen drei Beispielen geht allein das letzte ohne allen Zweifel auf eine triphthongische Vorstufe zurück.[5] Wie aber steht es mit den beiden anderen Beispielen?

Betrachten wir zunächst die Atlasbilder von *feria, area* und dem Suffix *-ariu, -aria,* das Meyer-Lübke[6] mit *area* auf eine Stufe stellt.

---

[1] J. Gilliéron et E. Edmont, *Atlas linguistique de la France,* Paris 1902 ff.

[2] Cf. *lectu* K. 778 *le duret du lit* (Meyer-Lübke gibt S. 345 unrichtig an, *lectu* fehle im *Atl. ling.*) und *media* K. 387 *une demi-heure.*

[3] Cf. *lectu* K. 778 *le duret du lit.*

[4] Andere Verhältnisse zeigen sich bei **ecclẹsia,* cf. K. 453 *église,* wo fast auf dem ganzen prov. Sprachgebiet die Reduktion zu *ɛi, ɛj* stattgefunden hat, und bei **polẹdia,* cf. K. 1072 *poulie,* das da, wo überhaupt Vertreter von aprov. *polieia* vorhanden sind, dieselbe Reduktion zeigt. Bei *cerẹsia,* cf. K. 217 *cerise,* findet sich die Entwicklung des *iei* zu *ɛj, ɛ* im nordprovenzalischen Gebiet.

[5] *sieys, sieis, scieys* sind die Formen der alten Urkunden aus den Landes, cf. Millardet, *Etudes de dialectologie landaise* (Toulouse 1910) S. 198.

[6] S. 344.

Die Form **fęria* setzt Voretzsch[1] für das aprov. *fera, feira, fieira, fiera* an mit der Bemerkung 'fremdwörtlich für *fēriae*'. Nach Meyer-Lübke hat sich entweder *fẹira* zu *fęira* entwickelt, oder *fẹria* ist durch *-ęira* < *-aria* beeinflußt worden. Als dritte Möglichkeit nimmt er an, die Begriffsentwicklung *feria* zu 'Markt' habe im Norden stattgefunden; ein nordwestfranzösisches *fęire* sei dann im Süden übernommen worden. K. 587 des *Atl. ling. je vais acheter deux chevaux à la foire* zeigt im Westen ein zusammenhängendes *εi-, εj*-Gebiet; die nördliche Grenze stimmt mit K. 1235 *six* überein, in ihrem südlichen Teil aber verläuft sie östlicher als auf K. 1235 *six* und K. 387 *une demi-heure*. Das *εi*-Gebiet der Auvergne ist ausgedehnter als bei den meisten übrigen Beispielen. Ein drittes *εj*-, *ε*-Gebiet findet sich in Haute-Vienne.

Für *-ariu, -aria* bietet der *Atl. ling.* zahlreiche Beispiele. Nicht alle zeigen das gleiche Bild, da die reichssprachliche Gestalt des Suffixes an Boden gewinnt. Dennoch tritt deutlich ein westliches *ε(j)*-Gebiet hervor, das sich im wesentlichen mit dem *ε(j)*-Gebiet von *feria* deckt.[2] Ein zweites *ε(j)*-Gebiet findet sich in der Auvergne, das an Ausdehnung das *ε(j)*-Gebiet von *feria* nicht erreicht. Auf dem übrigen prov. Sprachgebiete herrschen *jε(j)*-, *je(j)*-Formen. Ein Unterschied von *-ariu* und *-aria* in der Lautung der Tonsilbe ist heute nicht vorhanden.

K. 20 *aire* bietet die heute vorhandenen Reflexe von *area*. Ein gutes Bild gewährt die Karte nicht, da sie teils unvollständig ist, teils andere Bezeichnungen für 'Tenne' aufweist. Im Westen (Landes, Gironde) ist *ε(j)*-Gebiet; die *ε|jε*-Grenze[3] in Haute-Garonne und Ariège stimmt mit der von *-ariu, -aria* überein.[2] Für das *ε(j)*-Gebiet der Auvergne fehlen Vertreter von *area*. Abweichend von *-ariu, -aria* erscheint in Hérault, Aveyron, Lozère, Gard, Ardèche ein *airo-*, *ε(i)ro*-Gebiet, das sich in einem Streifen bis an die Grenze des Frankoprovenzalischen erstreckt: 844, 836, 837, 849, 950. Östlich und südwestlich dieses Gebietes herrschen *jε-, je*-Formen.

Sieht man von dem *airo-*, *ε(i)ro*-Gebiet von *area* ab, so zeigen *-ariu, -aria, area* eine Entwicklung, die den *ęi*-Diphthongen entspricht; daher stellt Meyer-Lübke beide auf eine Stufe. Dennoch glaube ich, daß ein wesentlicher Unterschied besteht. Vergleicht man das westliche *ε(j)*-Gebiet von *sex* einerseits und *-ariu, -aria, area* anderseits, so sind die *ε(j)*-Formen von *sex* Reduktionen des alten Triphthongen *iei*,[4] die *ε(j)*-Formen von *-ariu, -aria, area*

---

[1] *Zur Geschichte der Diphthongierung im Altprovenzalischen* in '*Forschungen zur romanischen Philologie*', Festgabe für Suchier (Halle 1900), S. 611.

[2] Cf. K. 1088 *premier*, K. 1058 *pommier*, K. 1159 *rivière*.

[3] Es kommen hier nur zwei *ι*-Lautungen in Betracht: 771 und 782.

[4] Cf. S. 210, Anm. 5.

aber gehen nicht auf eine triphthongische Vorstufe zurück.[1] *-air*[2] wird im Westen zu *-εir, -εr*; im Osten diphthongiert *e* unter dem Einfluß des *r*, das einen palatalen Laut in sich trägt, wie ihn das frankoprov. Femininum *-eri* zeigt.[3] Das Femininum *-aria,* wo der Tonvokal auch nach der Wirkung der Auslautgesetze in offener Silbe blieb, wird lautgesetzlich zu *-ęire.* Die alten Urkunden zeigen die verschiedene Behandlung von Maskulinum und Femininum.[4] Meyer-Lübke konstatiert zwar die Verschiedenheit, glaubt aber, sie habe mit der primären Frage nichts zu tun.[5] Aber gerade das erwähnte *εiro-*, *ε(i)ro*-Gebiet von *area* beweist die Richtigkeit der Auffassung, daß *-aria* ursprünglich anders behandelt wurde als *-ariu.* Daß der *Atl. ling.* den Unterschied heute nicht mehr zeigt, ist nicht beweisend; die Analogie hat ausgleichend gewirkt. Da, wo *jε*-Formen von *-aria* und *area* nebeneinander stehen, ist auch für das Femininum *-aria* die Diphthongierung als lautgerechte Entwicklung anzunehmen; da, wo *airo, ε(i)ro* < *area* und *jε(j)ro* < *-aria* nebeneinander stehen, hat sich *-aria* dem *-ariu* angeglichen. Daß die *ε(j)*-Formen von *area* nicht auf eine triphthongische Vorstufe zurückgehen, scheint mir durch *heri*[6] bewiesen. Bei diesem Worte hat sich im Anlaut überall *jε* erhalten; das hätte bei gleicher Entwicklung auch bei *area* der Fall sein müssen. Auch fehlen die diphthongischen Belege aus aprov. Zeit; die von Levy angeführten *je*-Formen stammen alle aus Gegenden, die nach Ausweis des *Atl. ling.* noch heute dieselbe Lautung haben (Manosque, Foix, Apt, Nizza).[7]

Bei der Häufigkeit und Lebenskraft des Suffixes *-ariu, -aria* ist es leicht verständlich, daß das alleinstehende Stammwort auf *-ęira,* nämlich *fęira,* durch das mächtigere *ęira* < *-aria* angezogen wurde.[8] Ist diese Annahme von 'lautlicher Analogie' richtig, so müßte sich ergeben, daß auch hier für die westlichen *ε(j)*-Formen die triphthongische Vorstufe fehle. Soweit ich es nachprüfen kann,

---

[1] Cf. Millardet, *Recueil de textes des anciens dialectes landais* (Paris 1910): *prumera* S. 7 (1270), *prumer* S. 8 (1274), *prumere* S. 10 (1277), *prumere* S. 25 (1329), *premere* S. 28 (1410), *darrer* S. 31 (1458).

[2] Cf. Schuchardt, *Der Vokalismus des Vulgärlatein* (Leipzig 1866) II S. 5.

[3] Cf. Morf, *Archiv* 94 (1895) S. 347.

[4] Cf. Schneider, *Zur lautlichen Entwicklung der Mundart von Bayonne* (Breslau 1900) S. 21 ff.; Mushacke, *Geschichtliche Entwicklung der Mundart von Montpellier* in *'Französische Studien'* IV. Band, 5. Heft, S. 28.

[5] *Zeitschrift f. französ. Sprache u. Literatur* XLIV (1916), 2. Heft, S. 3.

[6] Cf. K. 695 *hier.*

[7] *Provenzalisches Supplementwörterbuch* (Leipzig 1894 ff.) II S. 324.

[8] Groeber, *Archiv für lateinische Lexikographie und Grammatik* II S. 284 nimmt an, daß die romanischen Sprachen mit Ausnahme des Französischen das alleinstehende Stammwort auf *-ēria* mit den gräko-lateinischen Wörtern auf *-ēriu, -ēria* zu den zahlreichen Wörtern auf *-ęriu, -ęria* schlugen. Doch ist das wenig glaubhaft, da *-ęriu, -ęria* selbst keine volkstümliche Endung war.

ist das auch der Fall. Millardet führt das Wort nicht unter dem Kapitel der Diphthongierung an;[1] Lespy-Raymond verzeichnen nur *here, heyre, fere, feyre* für Béarn.[2] Da es sich, wie die beiden bearn. Formen *fere, feyre* und die in Millardets Atlas verzeichneten Formen mit gleichem Anlaut[3] beweisen, um ein Lehnwort handelt, erscheint auch von dieser Seite her die Annahme der Beeinflussung durch ein häufiges bodenständiges Suffix berechtigt. Im Osten, wo *jε*-Formen von *area* erscheinen, finden sich auch entsprechende Formen von *feria*.[4]

Vielleicht läßt sich auch das schwierige aprov. *nier* in diesen Zusammenhang einreihen. Eine rein lautregelhafte Herleitung von *nigru* ist unmöglich. Voretzsch[5] setzt deshalb als Grundform **nẹgru* an, das über *nẹjru nier* ergab, das in der alten Sprache neben *neir, ner, negre, niegre* besteht. *Niegre* erklärt er als Fremdwort, das sich dem Erbwort anglich.

Der *Atl. ling.* zeigt auf K. 916 *noir, noire* fast auf dem ganzen prov. Gebiete *negre, negro,* also Formen mit erhaltenem *gr*. *e*-Formen mit aufgelöstem, teilweise vollständig geschwundenem *g* (*nere, nεr, nεj, ne*) finden sich in zusammenhängenden Gebieten 1) an der oberen Garonne, 2) in Creuse, Puy-de-Dôme, im Nordosten von Haute-Loire und Ardèche und im Norden von Drôme, vereinzelt P. 675 (Landes), 686 (B.-Pyrén.), 669 (Gers); *jε*- oder *je*-Formen, die dem aprov. *nier* entsprechen würden, finden sich im Nordosten des prov. Sprachgebietes in einem Streifen, der sich an die Grenze des Frankoprovenzalischen anschmiegt.

K. 1100 *puce* zeigt im Osten und Süden des provenzalischen Gebietes die Formen *pεro, nεjro, nεro, negro*.[6] Die Lautung *pεro* ist vorherrschend. Erhaltung des Nexus *gr* findet sich in Lot, Corrèze, westlichem Cantal, 744 Tarn: *negro*. In Puy-de-Dôme, Haute-Loire, östlichem Cantal, nördlichem Ardèche und Lozère erscheint *nεiro̤, nεjro, nεro*.

Übereinstimmend auf beiden Karten finden sich also *jε*-Formen in den nördlichen Hautes-Alpes und im nördlichen Drôme, Formen mit Erhaltung des *gr* in Lot, Corrèze, westlichem Cantal; auf dem größten Teil des Gebietes aber steht *negro* 'schwarz' neben *pεro* 'Floh'.

Auf Grund dieses Kartenbildes erklärt Meyer-Lübke die Form

[1] *Etudes de dialectologie landaise* (Toulouse 1910) S. 191 ff.

[2] *Dictionnaire béarnais* (Paris 1887) I S. 365.

[3] *Petit atlas linguistique d'une région des Landes* (Toulouse 1910) S. 222, K. 205.

[4] P. Meyer, *Documents linguistiques du midi de la France* (Paris 1909) S. 494, 552, 573, 601, 627.

[5] *Loc. cit.* S. 599.

[6] Die Verschiedenheit des auslautenden Vokals (*o, a, e*) und des intervokalen Konsonanten (*r, d*) ist außer acht gelassen.

nier für nichtprovenzalisch. *Nera* 'Floh', das *puce* verdrängt, hat nach seiner Meinung seinen Ausgang im Osten und ist da, wo es neben *negra* 'schwarz' steht, nicht bodenständig. Er hebt hervor, daß *nier* in der alten Sprache nur im Reim vorkomme,[1] und daß kein Femininum *niera* danebenstehe. Als Hauptargument aber führt er an, daß velares *g* im Provenzalischen nicht zu *j* werde.

Der velare Charakter des *g* würde davon abhängen, ob wir das folgende *r* als velares oder alveolares anzusehen haben. Zwar fehlen uns direkte Zeugnisse über die Natur des *r* aus aprov. Zeit; aber Rückschlüsse von der heutigen Sprache sind hier unbedenklich. Heute ist das Zungen-*r* in den Mundarten noch durchaus lebendig; nur in Paris und in den größeren und kleineren Provinzstädten herrscht das Zäpfchen-*r*.[2] Auf dem *Congrès d'Instituteurs* im September 1887, wo 2400 Lehrer aus allen Gegenden Frankreichs vertreten waren, war nach Passys Angabe die Herrschaft des Zungen-*r* unangegriffen. Der Vorstand der pädagogischen Sektion und wenigstens drei Viertel der Redner gebrauchten Zungen-*r*.[3] Die Herrschaft dieses Lautes erhellt auch aus den Aufzeichnungen von Koschwitz in seinen *Parlers parisiens*. Da nun die Entwicklung vom Zungen-*r* zum Zäpfchen-*r* und niemals in umgekehrter Richtung fortschreitet, so ist die Annahme eines velaren *g* in dem Worte *nigru* abzulehnen; wir haben es mit einem palatalen *g* zu tun, besonders da ja palatales *i* vorangeht.[4]

Die Entwicklung des Nexus *gr* in derselben Stellung zeigt der *Atl. ling.* auf K. 468 *elle n'est plus entière.*[5] *Integra* zeigt Erhaltung des Nexus *gr* nur im Westen von Gironde, sonst ist das *g* überall aufgelöst. Wenn man die prov. Formen nicht als Entlehnungen aus dem Französischen ansieht,[6] wozu kein Grund vorhanden ist, so erscheint hier die Auflösung des *gr* als Regel. Auch andere Beispiele des Altprovenzalischen zeigen dieselbe Behandlung des Nexus *gr*: *flagrare* > *flairar*, **fagere* > *faire*, *migrare* > *meirar*,

---

[1] Raymond, *Lexique roman* IV S. 310 führt im Versinnern zwar nicht *nier*, aber doch *ner* an; Bartsch, *Chrestomathie provençale*[4] 289, 29 liest an derselben Stelle sogar *nier*.

[2] Franz Beyer, *Französische Phonetik*, 4. Aufl. (Köthen 1916), S. 84 ff. Cf. auch Millardet, *Atlas* S. VII, der zwei Arten von *r* für die Landes verzeichnet, die beide Zungen-*r* sind.

[3] Beyer, *loc. cit.* S. 85 Anm.

[4] O. Zaun, den Meyer-Lübke S. 348 Anm. 1 u. 2 angreift, verteidigt sich in der jetzt erschienenen Fortsetzung seiner Arbeit über '*Die Mundart von Aniane (Hérault)*', Beiheft 61 der *Zeitschrift für romanische Philologie*, 1917, S. 136 Anm. 1 gegen die Einwendungen Meyer-Lübkes. Auch er betont mit aller Bestimmtheit, daß der Nexus *gr* nicht velar, sondern palatal sei. Durch Ortsnamen erweist er die Bodenständigkeit der Formen *nier, niera*.

[5] Weshalb Meyer-Lübke das Wort nicht behandelt, ist mir nicht ersichtlich.

[6] Cf. Sütterlin, *Romanische Forschungen* IX (1896) S. 304.

**tragere > traire.* Mushacke führt aus den Urkunden von Montpellier an: *estruyre, trayre, ayrar, enticyramens,* aber *negre, negra, flagrar, pelegrinage.*[1] Sütterlin hält die Entwicklung der Gruppe *gr* für nicht recht klar wegen des Nebeneinander von *negra* und *entjera* in Nizza;[2] da er aber *traire* und *gaire* anführt, so kann man wohl die Auflösung des Nexus *gr* als die Regel betrachten und *negra* als Ausnahme ansehen.[3] Erhaltung des *gr* dagegen zeigt z. B. Lézignan (Aude): *migrano < mille grana, negre, pigre.*[4] In der Auvergne zeigen sich beide Entwicklungen nebeneinander.[5] Auf jeden Fall aber beweisen die angeführten Beispiele, daß die Entwicklung *gr > jr > ir* keine Unmöglichkeit im Provenzalischen ist.

In dem aprov. *nier* sieht Meyer-Lübke eine Bequemlichkeitsform der Dichter; er hält die Form für eine Umgestaltung des poitev. *nẹir,* auch denkt er an Wandel von *ẹi* zu *ie* innerhalb der prov. Entwicklung selbst. Ich weiß nicht, wie er bei dieser letzten Annahme zu dem *ẹi* kommt, von dem er ausgeht, da er ja doch keine Vokalisation des *g* annimmt.

Es geht wohl kaum an, eine so häufig vorkommende Form wie *nier* als nichtprovenzalisch zu erklären; Schultz-Gora z. B. sieht gerade umgekehrt *negre* neben *nier* als eine nicht volkstümliche Form an.[6] Auch zeugt das Vorkommen des Personennamens *Nier* für die Volkstümlichkeit des Wortes.[7] Der *Atl. ling.* könnte darauf hinweisen, den Ursprung der Form in den Alpenländern zu suchen; aber diese Lösung ist kaum möglich, da die nordöstlichen Gebiete keinen Einfluß auf die provenzalische Dichtung hatten. Nun zeigt uns der *Atl. ling.* noch heute die Form *nejr, ner, nεir* in weiter Verbreitung im Nordprovenzalischen; auch in der Creuse, einem Teile des Limousin, ist sie heimisch. Wäre es nicht denkbar, daß ein Limousiner, der in seiner Sprache das feminine Suffix *-ẹira* neben dem maskulinen *-ier* hatte, durch lautliche Analogie, veranlaßt durch die Häufigkeit der Lautung *-ẹira,* ein *nẹira* und dann durch begriffliche Analogie dazu ein Maskulinum *nier* bildete? Dieses *nier* fand dann bei dem großen literarischen Einfluß der limousinischen Dichter Eingang in die provenzalische Troubadoursprache. Im Limousin selbst ist zwar der Unterschied zwischen Maskulinum und Femininum heute verwischt, da hier das Maskulinum *nier* nicht mehr vorkommt; aber in anderen Gegenden ist der Unterschied zwischen den beiden Formen noch lebendig: P. 806

---

[1] *Loc. cit.* S. 86. [2] *Loc. cit.* S. 304.

[3] Sütterlin selbst bemerkt, wenn *njera* 'puce' auch auf *nigra* zurückginge, müßte *negra* 'schwarz' entlehnt sein.

[4] J. Anglade, *Le patois de Lézignan (Aude)* (Montpellier 1897) S. 54.

[5] A. Dauzat, *Géographie phonétique d'une région de la Basse-Auvergne* (Paris 1906) S. 34.

[6] *Altprovenzalisches Elementarbuch*[3] (Heidelberg 1915) S. 17.

[7] Mistral, *Lou trésor dou Félibrige* II S. 402.

pε nerɔ (Puy-de-Dôme), 815 *pεr nεjra* (Haute-Loire), 825 *pε nεjra* (Ardèche), 849 *pεr nεjro* (Isère). Bei der Häufigkeit der Reime auf *-ier* < *-ariu* konnte sich *nier* natürlich leicht heimisch machen; vielleicht hat auch das begrifflich nahestehende *niel* < *nigellu* fördernd eingewirkt. Der Schreiber der *Auzels cassadors* setzt sogar 337 *niers* in den Reim zu *vers.*[1] Für *nε(j)ra* 'Floh' im Limousin gibt zwar der *Atl. ling.* keine Belege; es wäre aber immerhin möglich, daß neben dem durch den reichssprachlichen Frager hervorgerufenen *puce* auch *nε(j)ra* besteht. Auf dem weiten südöstlichen Gebiet, auf dem der Floh heute *njεra, njεro* heißt, muß dann eine Analogiebildung nach dem Maskulinum, wie das ja auch bei *-ariu, -aria* der Fall war, eingetreten sein. Wäre *nera* 'Floh' ein Deckwort, das aus dem Osten kommt, wie Meyer-Lübke annimmt, so begriffe man nicht, weshalb *pεro, pεra* an der Grenze des *puce*-Gebietes (Corrèze, Cantal, Lot) wieder in *negra, negro* überginge. Neben den diphthongierten Formen bestanden, landschaftlich von ihnen geschieden, Formen mit Erhaltung des *gr*. Diese *negre*-Formen verdrängten dann das alte *nier,* das sich nur als *niera* 'Floh' erhielt. Bei dieser Ausbreitung von *negre* hat vielleicht das lat. Etymon erneut eingewirkt.[2]

Es hat sich also gezeigt, daß *-ariu, -aria, area, feria. nigru* nicht in das Kapitel der *ęi*-Diphthonge hineingehören; *eire* und *feire,* die neben *seis* die hauptsächlichsten Stützen des westlichen *ei*-Gebietes Meyer-Lübkes sind, beweisen in diesem Zusammenhange nichts. Sieht man *eire* und *feire* als undiphthongierte Formen an, so bleibt *ʃεis* als einzige Form übrig, die die Reduktion auf dem ganzen westlichen Gebiet durchgeführt hat, und auch hier findet sich das *i* eigentlich noch in dem anlautenden *ʃ*. Auch Millardet konstatiert für das von ihm untersuchte Gebiet der Landes, das in dem westlichen *ei*-Gebiet Meyer-Lübkes liegt, für die jetzige Sprache: *La triphthonge paraît le plus souvent entière.*[3] Das westliche *mjεj* ist daher keineswegs rätselhaft, wie Meyer-Lübke sagt; *jε*-Formen von fast allen anderen Beispielen stehen daneben.

Eine einschneidende Lautgrenze bieten also die *ęi*- ebenso wie die *ęu*-Diphthonge nicht, ganz im Gegensatz zu den *ǫi*- und *ǫu*-Diphthongen, wo sich das alte *uɔ*-Gebiet im Westen deutlich von dem sonstigen *yɔ*-Gebiet abhebt. Die Lautgrenze, die Aquitanien von dem übrigen Gallien trennt, wird auch durch die Entwicklung anderer Laute und Lautgruppen gekennzeichnet.[4]

---

[1] *Studj di filologia romanza* V (1891) S. 78.

[2] Zaun *loc. cit.* denkt an eine Verbindung mit *encaustu.*

[3] *Etudes de dialectologie landaise* (Toulouse 1910) S. 199.

[4] Cf. Margot Hentschel, *Zur Sprachgeographie Südwestgalliens* (Berliner Diss., 1917) S. 67 ff.

Die schwierige Frage nach einer phonetischen Erklärung der Diphthongierung muß nach wie vor offen bleiben. Voretzsch' Theorie,[1] die mit Umgestaltungen und Ausgleichungen rechnen muß, scheint mir wenig glücklich. Millardets *'différenciation'*[2] wird zwar den Tatsachen gerecht, aber sie ist doch mehr eine Beschreibung als eine wirklich phonetische Erklärung. Vielleicht könnte hier das Studium der Diphthongierung in Dialekten, in denen der lautliche Prozeß noch heute im Werden ist, Aufschluß bringen. Verfolgen wir das Problem in den anderen romanischen Sprachen, so führt uns diese Betrachtungsweise, die in so vielen Fällen Licht über die Einzelerscheinung zu werfen vermag, hier der Lösung nicht nur nicht näher, sondern sie gibt uns noch größere Rätsel auf. Im Spanischen zum Beispiel, das doch die Diphthongierung im allgemeinen durchaus durchgeführt hat, wird gerade durch folgenden Palatal diese Entwicklung gehindert: *pecho, hecho, seis*. Wie soll man sich diese entgegengesetzte Wirkung des Palatals phonetisch erklären? Es gilt, sich vorläufig mit einem abwartenden *non liquet* zu bescheiden.[3]

Berlin-Friedrichshagen. Margarete Polack.

---

[1] *Loc. cit.* S. 643.

[2] *Etudes de dialectologie landaise* S. 213.

[3] Erst nach Abschluß dieses Aufsatzes erschien im *Archivum Romanicum* II (1918) S. 268 f. eine Besprechung der Meyer-Lübkeschen Arbeit von Bertoni, der kurz auf die hier behandelten Probleme *-arius, -aria, area* und *nigru* eingeht.

Meyer-Lübke selbst hat sich der *nigru*-Frage erneut zugewandt in den *'Beiträgen zur romanischen Laut- und Formenlehre'*, *Zeitschr. f. rom. Phil.* XXXIX (1918) S. 257 ff. Er verfolgt hier die Schicksale des Nexus *-gr-* im Romanischen und kommt S. 261 ff. auf das von ihm schon behandelte *nigru* im Provenzalischen zurück. Er geht auf die Bedenken Zauns gegen seine Theorie ein und schränkt seine *Prov. Diphth.* S. 348 aufgestellte Behauptung: '*Nier* ist gar keine provenzalische Form', wesentlich ein. Nach seiner jetzigen Auffassung sind *negre* und *nier* 'geographisch verschiedene Formen'; Dichter aus dem *nier*-Gebiete haben dann die ihnen durch ihre Mundart vertraute Form in die Troubadour-Sprache eingeführt.

Emil Freymond †.[1]

(Geb. 1855 in Breslau, Studien in Breslau, Berlin und Straßburg, promov. 1882 in Straßburg, habilit. 1883 in Heidelberg, Extraord. ebenda 1884, Ordin. in Bern 1890, in Prag 1901. Gest. 9. Mai 1918 in Prag.)

Die ausgedehnte Lektüre, speziell auf dem Gebiete der altfranzösischen erzählenden Literatur, zu der ihn die Materialsammlung für seine wertvolle Dissertation 'Über den reichen Reim bei afrz. Dichtern bis zum Anfang des 14. Jahrhunderts'[2] veranlaßte, hat der wissenschaftlichen Tätigkeit Freymonds die Richtung gegeben. Aus dem kulturhistorischen Interesse, das diese Lektüre begleitete, ist die Habilitationsschrift über 'Jongleurs und Menestrels' [3] hervorgewachsen, in der Freymond, vorsichtig den Wert der von ihm gesammelten Belegstellen abwägend, die im Laufe der Zeit sich verändernden Bedeutungen dieser beiden Ausdrücke festzustellen versuchte. Die intime Kenntnis der höfischen Epik und die Vertrautheit mit den sich daranknüpfenden ungemein komplizierten Problemen kommt in den erschöpfenden Beiträgen zum Ausdruck, die Freymond vom Berichtsjahr 1890 bis zum Berichtsjahr 1902 Vollmöllers Kritischem Jahresbericht geliefert hat. Während der Zeit seines Aufenthaltes in Bern hat sich Freymond in seinen Publikationen fast ausschließlich mit den Artusprosaromanen, speziell mit dem 'Livre d'Artus' beschäftigt: 1892 erschien in der *Zs. f. rom. Phil.* der Aufsatz 'Zum Livre d'Artus', wo nachgewiesen wird, daß die von der Vulgataform abweichende Fassung des 'Livre d'Artus', die das Pariser Manuskript Bibl. Nat. f. 337 enthält, ein nachträglich eingeschobenes Zwischenglied zwischen Prosa-Merlin und Prosa-Lancelot ist. Es folgen 1895 die 'Beiträge zur Kenntnis der altfranz. Artusromane in Prosa I' in *Zs. f. frz. Spr. u. Litt.* Bd. 17 mit einer ausführlichen Analyse des 'Livre d'Artus' und interessanten Andeutungen über altes Sagengut in den Prosaromanen, sowie über ihr Verhältnis zur Laisdichtung. Die Serie findet ihren Abschluß in 'Artus' Kampf mit dem Katzenungetüm', jener mit bewunderungswürdiger Geduld durchgeführten, wahrhaft erschöpfenden literarhistorisch-folkloristischen Abhandlung, von der sich Freymond im Jahre 1899 (dieses Datum trägt die Festgabe für Gröber, die Freymond redigiert und in der er seine Arbeit veröffentlicht hat) mit einem tiefen Seufzer der Erleichterung verabschiedet. Ins Jahr 1895 fallen die im Toblerband veröffentlichten 'Handschriftlichen Miscellen', zu denen die Beschäftigung mit den altfranzösischen Manuskripten der Berner Stadtbibliothek Anlaß gegeben hat. Eine Notiz über 'Eine Prager Handschrift der Lamentations de Matheolus und des Livre de Leësce'[4] schließt die publizistische

[1] Vgl. den vortrefflich charakterisierenden Nachruf von S. Singer in Nr. 204 des *Bund,* 16. Mai 1918. [2] *Zs. f. rom. Phil.* 6 (1882).
[3] Halle 1883. [4] *Prager Deutsche Studien* 8. Heft, Prag 1908.

Tätigkeit Freymonds. Die starke Inanspruchnahme durch das Lehramt, wozu in den letzten Jahren ein schweres Augenleiden trat, aber auch die hohen Ansprüche, die er an sich selbst stellte, haben Freymond verhindert, weiterschauende wissenschaftliche Pläne zu verwirklichen. Was Freymonds Arbeiten alle auszeichnet, das ist eine vor keiner Mühe, vor keiner noch so unbarmherzig langweiligen Lektüre (wie er sich einmal ausdrückt) zurückschreckende Gründlichkeit und eine liebevolle Sorgfalt im einzelnen, ohne daß dabei der Blick aufs Ganze verlorenginge.

Freymonds wissenschaftliche Veröffentlichungen haben nicht weite Kreise gezogen; aber er hat keine Arbeit geschrieben, die nicht einen bleibenden Gewinn für die Wissenschaft bedeuten würde; er gehörte nicht zu den lärmenden Rufern im Tempel Minervas, der Begriff der wissenschaftlichen Reklame war ihm fremd. Er hat vor allem als Lehrer gewirkt, tief und nachhaltig. Und zwar nicht etwa bloß auf seinem Spezialgebiet; während seiner Lehrtätigkeit in Bern, über die ich als sein Schüler besonders gut unterrichtet bin, beschäftigte er sich in den Vorlesungen ebensosehr mit grammatischen wie mit literarhistorischen Fragen; in seinen Übungen standen sogar die sprachlichen Probleme im Vordergrunde. Leitend waren für ihn die Bedürfnisse seiner Schüler; der besonderen Bedeutung zuliebe, die das Italienische im schweizerischen Hochschulunterricht besitzt, hat er sich in Sprache und Literatur unseres südlichen Nachbarn eingearbeitet; in wiederholten Vorlesungen beschäftigte er sich mit den Problemen des neusprachlichen Unterrichts, trotzdem ihm der Mittelschulunterricht mehr oder weniger fremd war. Mehr noch als durch theoretische Unterweisung hat er aber durch sein persönliches Beispiel gewirkt. Freymond besaß die Kunst einer ungemein lebendigen, anregenden Lehrweise. Frage, Antwort und Diskussion hielten in den Übungen den Kontakt zwischen Lehrer und Schüler stets aufrecht; nichts von professoraler Würde oder selbstgerechten Unfehlbarkeitsglauben. Freymond liebte es, wenn seine Hörer, wenigstens in den Spezialvorlesungen, seinen Vortrag unterbrachen, um Fragen zu stellen und Einwendungen zu machen. Seinen Schülern war er ein stets hilfsbereiter, verständnisvoller Berater. Mit aufrichtiger Verehrung sahen sie zu den dicken Brillengläsern auf, hinter denen ein so warmes Wohlwollen leuchtete. Eine durch und durch vornehme und vorurteilslose Gelehrtennatur, hat er ihnen das Beste gegeben, was der Hochschullehrer seinen Schülern geben kann: den Antrieb zur eigenen Forschung und den Respekt vor der selbstlosen wissenschaftlichen Arbeit.

Bern.　　K. Jaberg.

Kleinere Mitteilungen.

Goethe über Wielands 'Oberon'.

In einem kürzlich erschienenen Bändchen, das Briefe von Elisabeth von der Recke veröffentlicht, mitgeteilt von O. Clemen (Berlin-Steglitz, Verlag von Fritz Würtz), und das ein doppeltes Interesse besitzt, das eine, weil es zu einer Sammlung gehört ('Kurland in der Vergangenheit und Gegenwart'), die uns ein dem Deutschtum lange verlorenes und nun wiedergefundenes Land kennenlehrt; das andere, daß es eine große Anzahl Briefe bedeutender Persönlichkeiten zum ersten Male veröffentlicht, z. B. von Körner, Klinger, Rochlitz, befindet sich auch ein Brief des kurländischen Geistlichen Neander. Dieser, nicht zu verwechseln mit dem bekannteren Berliner Kirchenhistoriker, war ein als Redner und Kirchenliederdichter seinerzeit geschätzter Mann, Probst und Superintendent, 1723 bis 1802. Er stand mit seiner Heimatsgenossin, Elisa von der Recke, in nahem Verkehr. In einem seiner Briefe vom 12. Mai 1784 berichtete er nach den Erzählungen seines in Jena studierenden Sohnes vieles über Jenaer Verhältnisse und gibt ferner eine Mitteilung über das Entzücken, das Goethe über Wielands 'Oberon' empfand. Es war früher schon bekannt, mit welcher Begeisterung Goethe das Werk seines Freundes und Dichterkollegen pries. Aber die folgende anmutige Anekdote war bisher unbekannt und verdient es doch, daß sie in weitere Kreise gebracht werde. Der junge Neander berichtet nämlich folgendes:

'Ehe Oberon ans Licht getreten war, waltete zwischen Wieland und Goethe eine kleine Mißhelligkeit. Der Verfasser des Oberon schickte, sobald dieser gedruckt, dem Herrn Geh. Rat Goethe ein Exemplar, und dieser erhält's, da er eben im Begriff ist, zur Gerichtsstube zu fahren. Er lieset und kann nicht aufhören. Sein Bedienter meldet den Wagen, er hört nicht. — "Ihro Exzellenz, die Uhr hat zehn geschlagen." — "Mag sie doch elf geschlagen haben; ich kann heute nicht fahren, und wenn einer mich sprechen will, so sagt, ich habe keine Zeit." — Darauf entfernt er sich in ein Nebenzimmer, liest den Oberon völlig durch und lässet gleich den Herrn Hofrat Wieland zu sich bitten. Sobald der erscheint, ergreift Goethe einen jungen Lorbeerbaum, den er sich selbst erzogen hat, und den sonst niemand hat anrühren dürfen, reißt Zweige davon ab, windet einen Kranz und überreicht ihn Wielanden mit einem herzvollen Kuß.'

Berlin. Ludwig Geiger.

Zwei Äußerungen Goethes über seinen Faust.

Um die Aufmerksamkeit der Leser auf diese Zeilen zu lenken, könnte ich hinzufügen: 'Unbekannt und interessant', denn sie verdienen durchaus diese Bezeichnung. Sie finden sich in einem Briefe des Sulpiz Boisseree, 27. November 1811. Dieser unbekannte Brief ist zusammen mit einer größeren Anzahl Briefe an Friedrich Schlegel zum ersten Male gedruckt in der Publikation: 'Briefe an Friedrich Schlegel, herausgegeben von Heinrich Fink' (Köln 1917), einer von der Görres-Gesellschaft herausgegebenen Schrift, die in sich folgende Abteilungen vereinigt: 1. Gelehrtenbriefe, 2. Briefe zur Kunst, 3. Kirchenpolitische Briefe, 4. Briefe aus Schlegels Nachlaß. Alle diese Abteilungen enthalten ungemein wichtige Notizen der verschiedensten

Art; es sei auf sie nachdrücklich die Aufmerksamkeit gelenkt, weil solche Arbeiten erfahrungsgemäß aus engeren katholischen Kreisen nicht herauszukommen pflegen und vielfach selbst dem Forscher unbekannt bleiben. Die Äußerungen selbst sind einem (und zwar dem ersten) für die Umwandlung von Goethes Kunstansichten so bedeutungsvollen Gespräch entnommen, über das Sulpiz seinem Freunde Bertram einen längst gedruckten und vielfach benutzten Bericht erstattet hat. Im allgemeinen wiederholt Sulpiz diese Mitteilungen auch dem Wiener Freunde gegenüber, eine Wiederholung, durch die jener Bericht an Glaubwürdigkeit gewinnt. Neu dagegen sind die Bemerkungen über den 'Faust', sie lauten:

'Diese vielfache Wirkung des Faust auf die junge Künstlerwelt' — es war vorher von den Zeichnungen von Cornelius die Rede — 'behagt dem Alten, so daß er mir sagte, ja, der Faust scheint die Menschen zu beleben; das könnte mich fast bewegen, vor allen anderen poetischen Arbeiten noch zuerst diese wieder zu ergreifen.'

Die Bedeutsamkeit dieser Stelle liegt nicht in dem Interesse an Cornelius, das auch sonst bezeugt ist, sondern in dem Vorhaben, schon 1811 an eine Fortführung der gewaltigen Dichtung zu gehen. Denn nach den bisher bekannten Zeugnissen neigte man sich im allgemeinen der Meinung zu, daß die ernstliche Absicht, an die Fortsetzung des Faust zu gehen, erst dem Jahre 1816 angehöre; demnach erscheint die hier bezeugte, fünf Jahre ältere An- und Absicht äußerst bedeutungsvoll.

Handelt es sich in dieser ersten Stelle um eine kleine, wenn auch wichtige Zeitbestimmung, so liegt die Bedeutung der zweiten Stelle darin, daß sie von der Auffassung des Dichters über den theologischen Wert seines Hauptwerkes Licht verbreitet. An ihrer Authentizität im ganzen und großen wird man nicht zweifeln dürfen; nur könnte man geneigt sein, ihren Wert dadurch etwas herabzusetzen, daß man darauf hinweist, Schreiber und Adressat der gleich mitzuteilenden Notiz seien fromme Christen gewesen und von der Absicht beseelt, den von manchen als Heiden betrachteten 'Faust'-Dichter zu sich herüberzuziehen oder wenigstens als den ihrigen auszugeben. Diese sehr bedeutungsvolle Stelle nämlich lautet folgendermaßen:

'Bei einer anderen Gelegenheit sprach er zu mir: Es gibt Leute, die da sagen: Ich verstehe nichts und halte nichts vom Christentum. Was Teufel wollen die Menschen. Haben die denn meinen Faust nicht gelesen?'

Das Merkwürdige an dieser Äußerung besteht darin, daß ja gerade der damals 1811 einzig bekannte erste Teil des 'Faust' zu dem Gerede über Goethes Unchristlichkeit Anlaß gab, während im Gegensatz dazu manche Stelle des zweiten Teiles und besonders der katholisierende Schluß die christlich Denkenden befriedigte, dagegen die auf nichtchristlichem Standpunkte Stehenden einigermaßen befremdete; Goethe war dagegen, wie aus unserer Stelle hervorgeht, der Überzeugung, er habe auch im ersten Teil des 'Faust' seine Anhänglichkeit zum Christentum deutlich genug vertreten.

Berlin. Ludwig Geiger.

Englands Dichtung und Sprache im Weltkrieg.

Anglisten sollten nicht achtlos vorübergehen an den Bemerkungen, die der greise Publizist Frederic Harrison über die gegenwärtige Entwicklung der Literatur und Sprache seines Volkes im Aprilheft des *Fortnightly*

Review p. 487 macht. Verglichen mit der englischen Poesie 1789—1815 erscheint ihm die von 1914—1918 nicht 'groß'. Das liege daran, daß der heutige Dichter dem Schmerz, dem Tode, der Trauer und der Angst des Krieges zu nahe stehe. [Wir hätten von einem Manne, der Alter, Mut und Gabe besitzt, sich von Phrasen zu befreien, erwartet, er werde eines wesentlichen Grundes gedenken, weshalb die Dichter seiner Großväterzeit den Kriegen gegen Napoleon ferner standen: damals focht Britannien mit Söldnern, teilweise fremden, und zumeist aus verachteter Volkshefe.]

Harrison beklagt, wie das 'Slang' der Soldaten, die Übertriebenheit des Ausdrucks und Modernitätshascherei, das Streben nach falscher Komik, der Gebrauch von Spottnamen oder Stichworten den Stil sogar höherer Zeitschriften und der politischen Rede verderben. Er fährt fort:

Then come those stale American phrases which 'catch-on'. A statesman now is 'out' for victory; he is 'up against' Pacifism, and is all for the 'knock-out'. He has a card 'up his sleeve' by which the enemy are at last to be 'euchred'. Then a fierce fight in which hundreds of noble fellows are mangled or drowned is 'a scrap'. When Germans murder [!] civilians and burn churches this is 'not cricket'. To criticise a politician is to call for 'his scalp', or for 'his head on a charger'. One Minister is 'top-dog'; the other fellow is beaten 'to a frazzle'. His supporters 'bark and howl', or else offer mere 'eye-wash'. Someone is for ever 'riding for a fall', and the eternal 'redherring' still misleads the pack. Then, the iteration of some pet term — 'orientation', 'mentality', 'a different angle', 'quintessentially', 'solidarity', and 'self-determination'. Bolshevism is ruining language as well as society.

Schließlich wird der Mißbrauch gegeißelt, Romangestalten, besonders aus Dickens, zu Begriffswörtern zu machen.

Berlin. F. Liebermann.

Die deutsche Volksseele in britischem Urteil

aus alten Sagen erklärt.

Einer der vornehmsten englischen Dichter, William Watson, eröffnet das Märzheft einer führenden Londoner Monatsschrift mit einem Sonett[1], das wir, auf den Reim verzichtend, hier wörtlich übersetzen:

---

[1] Hier das Original, wo Z. 9 kursiv steht ('Fortnightly Review' no. 615, N. S. p. 321):

The foresight of the blind.

The great, strange, conquering legends puissant still
As in the Middle Age whence they arose,
Which are they? Sovereign above all are those
Of Faust's dread bargain with the Spirit of Ill,
And of that Knight who, taking long his fill
Of bliss with Venus, earned him longer woes!
And from the Kingdom of our living foes
Came both these dreams, mighty to haunt and thrill,
And each the tale of a lost soul: as though
Germania unawares had prophesied
Of her own state and fate on Earth, that sees,
Dark with self-doom, against a fiery glow,
The lost soul of a nation, wandering wide
Like lone Ahasuerus, without ease.

Der Blinden Voraussicht.

Die Sagen groß und seltsam, siegesmächtig
Noch wie im Mittelalter, als sie wuchsen,
Wo sind sie? Hoch vor allen ragen die
Von Faustens grausem Pakt mit Bösem Geist
Und von dem Ritter, der, nach langem Trunk
Des Glücks bei Venus, schuf sich länger Leid!
Und grad' aus unsrer heut'gen Feinde Reich
Entstammt dies Träumepaar voll Zauberschauer,
Verlorner Seelen Bilder: gleich als ob
Germania unbewußt geweissagt hätte
Des eignen Erdenseins Geschick, vor Augen
Des Volks verlorne Seel', in Selbstverdammnis
Umdüstert gegen Feuersglut, getrieben
Verlaßnem Ahasver gleich ohne Rast.

Schwerlich bezeichnet die Tannhäuser-Sage gerade deutsches Wesen. Und seit Goethe sehen wir im Faust nicht gerade hauptsächlich eine Seele, die sich dem Teufel verschreibt. Doch halten wir gern das Verfehlen des Mittelpunktes seines Zieles einem Dichter zugute, der immerhin in jenen beiden deutschen Sagen einen tieferen Quell rauschen hört als in der Arthur-Legende, die einst sein Vorgänger Tennyson besang. Wie aber erklärt es sich, daß Watson, aus seinem einmal als richtig angenommenen Gedankenkreise heraus, nicht überlegt hat, wie ein Volk den Irrgang der eigenen Seele, sobald es sich ihn nur klar genug vorstellt, um ihn zu Sagengestalten zu verkörpern, auch zu überwinden beginnt? Wohl daraus, daß der Angelsachse von heute — wahrlich nicht die Rasse von jeher — die bohrende Selbstkritik des ringenden Deutschen überhaupt nicht nachempfindet. Pfäffisch beschränkt sieht er vielmehr den Himmel der sicher gelandeten Seelen in der platten Moral der öffentlichen Meinung bei den Westmächten und vermutlich dessen Schlüsselbewahrer im Präsidenten Wilson. Die Verbannung aus diesem Paradiese schreckt uns Deutsche nicht.

Berlin. F. Liebermann.

Ein Wort zur Auffassung des Begriffs 'Literaturwissenschaft'.

Oscar Walzels Schriftchen über Ricarda Huch und ein neuer Band von Helene Richters *Englischer Romantik* haben in Bd. 136 dieser Zeitschrift zwei Anhängern einer besonderen Richtung der Literaturgeschichtschreibung Gelegenheit gegeben, ihre Stellung zu dem Problem in mehr oder minder deutlicher Form zum Ausdruck zu bringen. Ricarda Huch gilt für viele als der revolutionäre Geist, der mit den veralteten Überlieferungen deutscher Literaturwissenschaft zuerst in radikaler, in epochemachender Weise und Form gebrochen, der für diese Pseudo-Wissenschaft sozusagen eine neue Ära heraufgeführt und sie, die bis dahin, humi repens, sich in biographischem Kleinkram und in Inhaltsangaben vertrödelt und verzettelt hatte, erst zu einer wirklichen Wissenschaft emporgehoben hat. Die neue Art der Literaturgeschichte muß, so sagt man uns, ähnlich wie die moderne Kunstgeschichte (Richtung Wölfflin), die Schlacken des ewig Stofflichen von sich tun und sich in die Erfassung der künstlerischen Betätigung des Dichters gleichsam vergeistigen, wobei dann die Darstellung einer literarischen Epoche als die zusammenhängende Vorführung des Werdens und der Fort-

entwicklung dieser dichterischen Kunst zu verstehen wäre. K. Friedemann zeigt sich in einer Besprechung der eingangs genannten Studie Walzels (*Archiv* Bd. 136, pag. 299) als eifriger Verfechter dieser neuen Art der Literaturbetrachtung nach ästhetischen Gesichtspunkten, der er in warmer Überzeugung das Wort redet, wenn er sich auch sehr gemäßigt ausdrückt. Erheblich kürzer, jedoch mit ungleich größerer Schärfe nimmt Albert Ludwig (ib. 316) zu der Frage im gleichen Sinne Stellung, indem er Helene Richter den seinem Empfinden nach gewiß schwerwiegenden Vorwurf macht, ein Gegenstück zu Ricarda Huchs berühmten Buche sei ihr nicht gelungen. Er geht sogar, um ja den vermeintlich krassen Abstand der Wiener Forscherin von ihrer forschenden und dichtenden Münchener Kollegin recht deutlich zu machen und den Unterschied zwischen der alten und der neuen Schule ad oculos zu demonstrieren, so weit, ihre *Englische Romantik* zu einem bloßen *Bündel Monographien* zu degradieren. Ein Urteil übrigens, das mich aus dem Munde A. Ludwigs, der sonst allerwege das Rechte zu treffen weiß und die Kirche beim Dorf läßt, offen gestanden frappiert hat.

Ich glaube, die Verfechter dieser neuen Art der Literaturwissenschaft, diese Los-von-Rom-Prediger, diese Nur-Ästhetiker und Feinde der soliden alten Inhalts- und Biographier-Methode schießen um ein paar Ellen über das richtige Ziel hinaus. Es ist klar, daß eine Methode, als deren warnende Beispiele man etwa die Wülkersche *Englische Literaturgeschichte* einerseits und das Schäffersche *Spanische Nationaldrama* anderseits zitieren könnte, keine Literaturwissenschaft darstellt. Das ist eben das eine Extrem. Das andere aber ist, um es kurz zu sagen, die Methode Huch, und i h r warnendes Beispiel ist die *Deutsche Romantik*. Um die glänzenden Vorzüge des Werkes an sich, die Kunst der Darstellung, die eigenartige Beurteilung und Wertung des Gegenstandes, das dichterische Nachempfinden, um alles das handelt es sich hier nicht. Wohl aber darum, daß, wer immer die Huchsche *Romantik* lesen will, zuvor anderweitig, d. h. bei den Vertretern der alten Methode mit der Romantik vertraut geworden sein muß, will er sich nicht vorkommen wie ein Ziegenbock im Prado-Museum. Und warum? Weil eben die neue Lehre von der Erfassung der rein künstlerischen Betätigung des Dichters des biographischen und stofflichen Momentes nicht entbehren kann. Walzels eingangs zitierte Studie über Ricarda Huch ist gleichfalls streng im Geist und Sinn der neuen Theorie gehalten. Friedemann nennt sie die Programmschrift einer neuen Wissenschaft. Sie gibt an geistreicher Erfassung ihres Vorwurfs, an glänzenden neuen Gedanken, an Ungewöhnlichkeit der Betrachtungsart gewiß der Kunst Ricarda Huchs nichts nach, und doch ist sie meinem Empfinden nach nur die eine Hälfte dessen, was sie sein wollte. Friedemann deutet das trefflich an, ohne es zu wollen. *Das Büchlein*, so meint er, *wird dem, der die Kunst Ricarda Huchs schon liebt, ein feinsinniger Deuter, und dem, der sie erst kennenlernen will, ein sicherer Führer sein.* Nein. So gewiß das erste gilt, so wenig wird das zweite der Fall sein. Wer die Schöpferin der *Romantik* kennenlernen will. muß sie auf anderen Umwegen als über Walzels Büchlein aufsuchen, eben weil nur die Wege der vielgeschmähten alten Methode, der pragmatischen, wie sie der selige Breymann noch zu nennen pflegte, am sichersten zum Dichter hin und und in sein Werk einführen.

Man möge mich indes nicht mißverstehen. Ich will beileibe nicht etwa nur der alten Auffassung das Wort reden und die neue verdammen, deren

lebendige Vorzüge ich recht wohl zu schätzen weiß. Der Fehler, gegen den ich mich wende, liegt darin, daß die Neuerer (nach altem Brauch und Herkommen) das Kind mit dem Bade ausschütten und nun von dem Altbewährten gar nichts mehr wissen wollen. Die beiden Auffassungen stehen sich nur scheinbar schroff gegenüber, während die Vollendung gerade in ihrer Vereinigung liegt. Man bleibe, sowohl in der Behandlung des einzelnen Dichters und Dichtwerkes als auch in der ganzer Epochen, bei der alten quellenmäßigen Darstellung des Biographischen und des Stofflichen und kröne diese Art der Forschung mit den Ergebnissen der sogenannten neuen Methode, hüte sich nach beiden Richtungen vor zielloser Übertreibung — und man wird die Literaturgeschichte zwar nicht zu einer Kunstwissenschaft, dafür aber zu einer wissenschaftlichen Kunst emporgehoben haben.

Im Felde. Ludwig Pfandl.

Ital. *lazzaretto* 'Krankenhaus'.

In *Wörter und Sachen* VI 2 habe ich den Beweis zu erbringen gesucht, daß obiges Wort nicht mit dem *Rom. Et. Wb.* 4958 von *Lazarus* abzuleiten ist, sondern von [*Santa Maria di*] *Nazaret* (mit sekundärer Einmischung von *Lazarus* oder *S. Lazaro*), und dies durch morphologische (Suffix *-etto*!) und semantische Gründe (urspr. Bdtg. nicht = 'Leproserie', sondern 'Pestspital') zu stützen getrachtet. Nun fällt mir folgender Passus aus einer Geschichte des Privatlebens in Venedig in die Hand, der dieselbe Deutung ausführlich begründet:

Pompeo Molmenti, 'La storia di Venezia nella vita privata' II (Bergamo 1906), S. 63 schreibt:

'La Repubblica aveva inoltre fin dal 1423 trasformata l'isola di Santa Maria di Nazaret, dove sorgevano una chiesa e un ospizio per i pellegrini, in un ricetto di persone e di merci infette da morbi contagiosi. Con le rendite dell'Ufficio del Sale si somministravano ai malati il vitto e le medicine e si provvedeva l'ospizio di medici e di infermieri. Fu questo, si può dire, il primo instituto di tal genere, fondato in Europa, e infatti, secondo la più comune opinione, diede il suo nome, che da Santa Maria di Nazaret fu prima *Nazaretum* e quindi volgarizzato in *Lazzaretto*, a tutti gli altri spedali di appestati, sorti in appresso nell'Italia e fuori. Nella peste del 1576, in un'altra isola poco distante dal lido di Sant'Erasmo, venne eretto un secondo Lazzaretto.'

Ähnliche Kontaminationen kommen bei demselben Wortstamm *lazar-* im französischen Argot vor: *Lazaro* ist das Weiber-Gefängnis von *Saint-Lazare* in Paris, mit dem *-o* wie in *dico* 'dictionnaire', *avaro* 'avarie' (nach Fällen wie *Sébasto* aus *Boulevard Sébastopol, aristo* aus *aristocrate*); an *Lazaro* ist nun *mazaro* 'Militärgefängnis' aus gleichbedeutendem *Mazas* (urspr. 'das in der rue Mazas gelegene Gefängnis') angebildet und *Lazaro* wird nun mit *mazaro* verwechselt (Villatte, *Parisismen*). Eine Rückbildung aus *Saint-Lazare* ist *Saint-Laze* und nun stellt sich auch ein *Maz* aus *Mazas* ein. Aus *Saint-Laze* + *Lazaro* werden *Saint-Lazo, Saint-Lago.* Aus dem Nebeneinander von [*Saint-*]*Laze* und *lazaret* könnte sich die scherzhafte Neubildung von *nazaret* 'Nase' neben *naze* 'Nase' erklären, wenn nicht schon Oudin sagte: '*Vin de Nazareth*, celui qui ressort par le nez' (Sainéan, *Les Sources de l'argot moderne* S. 406).

Wien. Leo Spitzer.

Südital. *kannákka*.

In seiner bekannten Abhandlung über die Namen des Glockenhalsbandes der Zugtiere erwähnte C. Nigra, ZRPh XXVII, 130 auch abruzz. *cannacche*, das er mit neap. *cannále* 'collare' und anderen Wörtern von lat. canna in der Bedeutung 'Hals, Schlund' ableitete.

Bertoni, ZRPh XXXVI (1912), 295 griff diese Etymologie wieder auf und fügte ein *canaca* 'collana' hinzu, das in einem altferrarischen Verzeichnis der Brautausstattung der Anna Sforza (1491) vorkommt, und in seinem kürzlich erschienenen Bändchen 'Italia Dialettale' (Mailand 1916) S. 42 wiederholt er die Ableitung von canna.

Meyer-Lübkes REW enthält *kannakka* nicht, woraus man wohl schließen darf, daß ihn die Ableitung von canna nicht befriedigt.

Das Ausbreitungsgebiet des Wortes auf romanischem Boden umfaßt ganz Süditalien: siz. *kannáka*, *annáka*, auch *činnáka*, *šinnáka*; kalabr. *h·annákka* (Scerbo), *sannáka* (Accattatis), *yannákka*, *fannákka* (Cristo);[1] neap. *kannákka*, *kannákkara* (D'Ambra); abruzz. *kannákke* (Finamore); in Castro dei Volsci *kannákkẹ* (Vignoli, Studi Rom. VII, 215); südsard. *kannákka*. Die Bedeutung ist überall dieselbe: 'eine kostbare (goldene, silberne) Halskette' (collana, vezzo, monile); D'Ambra definiert: 'collana dove sono infilzati a trina o cordellina di seta i piccoli oggetti da ornare il collo delle donne, quali sono ovoletti, palline, ghiandine, coralli, ambre, perle, ec.', Finamore: 'collana a chicchi d'oro'.

Auch osteuropäische Sprachen kennen dasselbe Wort: türk. *kanák* 'Frauenhalsband', daraus poln. russ. *kanak* (Miklosich, 'Die türkischen Elemente in den südost- und osteurop. Sprachen' [Wien 1888 u. 1890] I, S. 57; II, S. 142; 'Etym. Wtb. der slaw. Spr.' 110; Berneker, 'Slaw. Etym. Wtb.' 479).

Im 'Arch. Stor. Sardo' III (1907), 399 folgte ich Gustav Meyer, 'Alban. Wtb.' S. 10, der die südital. Wörter (mit dem kalabres.-alban. *anák* 'Halskette', das aber aus dem Kalabres.-Italienischen stammen wird) aus dem von Dozy, 'Suppl. I, 409b aus arabischen Schriftstellern angeführten *h·annaká* 'collier d'or, de perles' ableitete.

Da diese Ableitung keinen Glauben gefunden zu haben scheint und die angeführten Wörter ein kleines kulturhistorisch-linguistisches Problem bilden, scheint es angezeigt, auf die Frage zurückzukommen.

Das arabische Wort ist, wie mich Herr Professor C. F. Seybold gütigst belehrt, einheimisch und besonders in Nordafrika gebräuchlich. Die Wurzel bedeutet 'erdrosseln, den Hals zuziehen' (strangulavit); vom gleichen Stamme sind im Arabischen Wörter für 'Halsbräune, Engpaß' usw. Der Anklang an lat. canna ist also ein rein zufälliger.

Wenn man die Unmöglichkeit einsieht, das *-akka* als romanisches Suffix zu erklären (dem, was Bertoni, ZRPh XXXVI, 295 diesbezüglich anführen zu können glaubt, kann man keine Beweiskraft zubilligen), wenn man anderseits die gleiche Bedeutung im Arabischen und im Süditalienischen und das Verbreitungsgebiet der Wörter berücksichtigt, wird man

---

[1] Einige obiger Formen entnehme ich einer Anmerkung Salvionis in den 'Spigolature Siciliane', Rendiconti Ist. Lomb. XL (1907), S. 1155.

nicht daran zweifeln können, daß das arabische Wort von Nordafrika[1] und Malta[2] aus mit der arabischen Herrschaft nach Sizilien gekommen ist und sich von da aus nach Süditalien und darüber hinaus verbreitet hat.

Die beträchtliche Verbreitung des Wortes erklärt sich vermutlich damit, daß im Mittelalter die *kannakke* als Handelsartikel in Sizilien und Süditalien und darüber hinaus Eingang fanden. Nach Südsardinien kam das Wort wohl von Neapel aus, da Goldschmuck und Amulette heute noch in Cagliari von dort bezogen werden (vgl. dazu Lares II [1913], S. 139).

Auch ins Türkische muß das Wort durch das Italienische eingedrungen sein, worauf das anlautende *k*- schließen läßt; denn da das Türkische den velaren Reibelaut des arabischen Wortes selbst besitzt und zahlreiche arabische Wörter ohne Veränderung dieses Velars ins Türkische aufgenommen wurden, ist eine direkte Übernahme aus dem Arabischen auszuschließen.

Dies beweist wieder, daß die *kannakke* ein Ausfuhrartikel aus Süditalien waren. Damit hängt es zusammen, daß, was Finamore[2] S. 152 erwähnt, die *kannakke* in den alten Notariatsprotokollen vorkommen, und so versteht man, wie eine *kannakka* selbst in dem von Bertoni ans Licht gezogenen Ausstattungsverzeichnis aus Ferrara angeführt wird, d. h. in einer Gegend, die dem Verbreitungsgebiet des Wortes fernliegt. Denn da das Wort nördlich der Ciociaría und der Abruzzen von den Wörterbüchern nicht mehr erwähnt wird, darf man das Wort in der Urkunde von 1491 wohl nicht mit Bertoni als altferraresisch in dem Sinne ansprechen, als ob es in Norditalien je eingebürgert gewesen wäre, sondern es ist dort offensichtlich die aus dem Süden stammende Bezeichnung des kostbaren Handelsartikels.

Auch bei der von Du Cange II, 70 unter *canaca*[3] angeführten Stelle aus den 'Decisiones sacri consilii Neapolitani a. D. Matthaeo de Afflictis collectae' (Lugduni 1548), S. 315: 'Maritus mittit uxori suae, quando est in domo patris vel fratris ... canacam auream, torquem aureum etc. ...' handelt es sich um einen aus Süditalien stammenden Text.

Die verschiedenen Formen des Wortes in Süditalien verdienen eine kurze Bemerkung. Salvioni, der sich über die Herkunft des Wortes nicht ausläßt, führt die Formen anläßlich des Parallelismus von anlautd. siz. *či*-, *ši*-: kalabr. *y*- an (siz. *čuri*, *šuri* : kal. *yure* 'fiore'; siz. *čuska*, *suska* : kal. *yuska*, Reggio *h·h·iska* 'Kleie' usw.). Dasselbe Verhältnis herrscht nach ihm bei siz. *činnáka*, *šinnáka* gegenüber kal. *yannáka*; aber Salvioni bemerkt selbst,

---

[1] Vgl. außer Dozy, a. a. O. auch M. Beaussier, 'Dictionnaire pratique arabe-français contenant tous les mots employés dans l'arabe parlé en Algérie et en Tunisie' (Algier 1871) S. 187: مخنقة (*mah·anaqâ*) 'collier de femme étroit serrant le cou', wobei die Vorsilbe *ma*- und die Definition deutlich auf den Ursprung vom Verbum *h·anaqa* 'erdrosseln' hinweist.

[2] Auf Malta: *h·annièqa*, Plur. *h·anneqièt* und *h·nienaq* 'collana, monile' nach G. B. Falzon, 'Dizionario maltese-ital.-inglese (Malta 1882)[2], S. 130.

[3] Natürlich geht es nicht an, das poln. *kanaka*, wie es A. Matzenauer in seinem Werke über die Fremdwörter in den slawischen Sprachen ('Cizí slova ve slovanských řečech' [Brünn 1870]) S. 192 tut, von diesem mittellat. *canaca* abzuleiten, da ja dieses selbst nur latinisiertes Süditalienisch ist. Der Weg weist für dieses wie für so manches andere nord- und westslawische Wort über die Türkei.

daß letzteres Wort keine Schlüsse auf die Anlautverhältnisse der anderen erlaube. In der Tat handelt es sich bei *šuri, čuri; čuska; šatu, čatu* 'fiato' um fl-, während bei unserem Worte der Ursprung des Anlautes ein anderer sein muß. Das kal. *sannakka* stammt aus dem Wtb. von Accattatis, der das Wort für den Ort Rose gibt. Salvioni bemerkt daher: 'Giovera vedere se e fin dove la fonetica di questa località giustifichi il *s*-, oppure se questo non provenga da una delle parecchie contaminazioni che si son date il cambio proprio in questa parola (cfr. nap. *cannacca*, sic. camp. *cannaca*, onde poi, attraverso *ga*-, anche sic. *ann*-, e vi si sentiranno il 'collo', la 'canna' e anche la 'gola' [cfr. *gulera*], cal. *fannaca* nel Voc. del Cristo)'. Daß in unserem Worte in Süditalien das so verbreitete *canna* 'Schlund' gefühlt wird, ist wohl möglich, aber nicht beweisbar und auch nicht beweiskräftig. Das oriental. خ (*h·*) wird im Ital. gewöhnlich >*k*, vgl. etwa altit. *cangiar(r)o*, siz. *kančarru* (De Gregorio und Seybold, Studi glott. it. III, 231), neap. *cangarro* (D'Ambra 96) = arab. oder türk. *h·anğár*; genues. *kamállu* = türk. *h·amál*; siz. *kassara* 'sciupìo, consumo' = arab. *h·asâra* (St Gl It III, 231).[1]

Aber der Reibelaut *h·* kann auch schwinden, und neben altit. *cangiarro* steht deshalb *angiarro* (Petròcchi), und so steht neben *kannáka* in Sizilien *annáka*. Daß dieses, wie Salvioni will, über *ga*- und mit Anlehnung an 'gola' entstanden ist, ist schon deshalb unwahrscheinlich, weil nirgend ein **gan*- anzutreffen ist. Schwieriger sind die mit *š*-, *č*-, *s*-, *f*-anlautenden Formen; doch geht man wohl nicht fehl, wenn man auch hierin einen Versuch sieht, den dem Italienischen fremden arabischen velaren Reibelaut nachzuahmen. In Südkalabrien, wo der Laut *h·* auch in einheimischen Wörtern vorkommt, und wo das arabische Wort wirklich gehört und direkt entlehnt wurde, wie man annehmen darf, ist er denn auch in diesem geblieben. In *sa*-, *fa*-, *ya*- haben wir Lautsubstitutionen des fremden Lautes durch genetisch verschiedene, akustisch aber ähnlich klingende Reibelaute[2] in den Mundarten zu sehen, die das *h·* nicht besitzen; bei *yannaka* mag auch der von Salvioni erwähnte Parallelismus hereinspielen.

Besonders auffällig sind die Formen *šinnaka, činnáka* in Sizilien neben *kannáka* wegen ihres *i* und wegen des Anlautkonsonanten. Diese sind, wie ich glaube, aus dem arabischen Plural des Wortes entstanden. Wenigstens gibt Falzon für Malta neben dem regelmäßigen Plural die innere (gebrochene) Pluralform *h·nienáq*; daß eine solche Form auch im sizilianischen Arabischen bestanden hat, darf ohne weiteres angenommen werden (auch Herr Prof. Seybold ist dieser Ansicht). Diese arabische Pluralform

---

[1] Übrigens auch *h·*>*k* in Wörtern aus anderen Sprachen; so wurde span. *carajo* (*no valer un carajo*) in der Lombardei zu *caráco* 'un'acca, un' ette' (Tiraboschi, Voc. dei dial. bergam. [2], 290: *no alì ü caraco*; Salvioni, Rendic. Ist. Lomb. 40 [1907]. 733).

[2] Man darf an die Behandlung des germanischen *h* vor Konsonant (in welcher Stellung das *h* offenbar stärker gehaucht oder selbst Reibelaut war) erinnern, die sich in den franz. Formen *Clovis*, *Cloold* neben *Floevenc*, *Flobert* und mit Fall des Hauchlautes *Louis* findet, oder auch an den Ersatz des interdentalen Reibelautes *þ* durch *f*, der so häufig ist (Jespersen, 'Lehrb. der Phonetik' S. 34). Interessante Bemerkungen über Lautersatz auf Grund von Hörfehlern enthält der Aufsatz von Franz Boas, 'On alternating sounds' in American Anthropologist II (1889), S. 47 ff.

erklärt die sizilianischen *i*-Formen und die durch das *i* bewirkte Palatalisierung des Anlauts gegenüber der aus dem arabischen Singular entstandenen Form *kannáka*. Da von den Händlern die Waren im Plural ausgerufen werden, konnte die Pluralform in die siz. Volksprache neben der Singularform Eingang finden und wurde natürlich nicht mehr als Plural empfunden. Ähnliche Fälle sind des öfteren beobachtet worden, und ich darf vielleicht an diejenigen erinnern, die ich in meiner Arbeit 'Das Judenspanische von Konstantinopel' (Wien 1914) Sp. 156—7 angeführt habe, da es sich da auch um Verkaufsgegenstände (Früchte und Blumen) handelt, die von den griechischen Verkäufern in der Pluralform des Neutrums (z. B. *τριαντάφυλλα* 'Rosen') ausgerufen werden, von den spanischen Juden in ihr Spaniolisch übernommen, aber natürlich infolge des Ausgangs als weibliche Singulare (*la triandáfila*) aufgefaßt wurden, so daß sie nun neuerdings ein Pluralzeichen annehmen können.[1]

Berlin-Charlottenburg. Max Leopold Wagner.

Zum Texte des Yderromans.

Mit dem nicht leichten Texte des 'Yder', wie er uns in der Ausgabe von Gelzer vorliegt, haben sich schon Spitzer und Jeanroy in der 'Romania' 43, 246—252, Hilka im Literaturblatt XXXVIII (1917) Sp. 171—8 und Friedwagner im Archiv 136, 195—204 (1917) beschäftigt. Es bleiben noch viele Stellen übrig, zu denen man sich äußern möchte und zum Teil sich äußern muß. Ich wähle die folgenden aus:

154—5. *Auques estoit despris e nuz, Mes or est liez a desmesure.* Die Anmerkung verlangt, daß man *anceis* für *auques* schreiben solle. Warum? *Auques* bedeutet hier, wie bekanntlich oft, 'sehr', s. u. a. die Anmerkung zu II, 351 meiner 'Zwei altfranz. Dichtungen [3]'. Daß das Entblößtsein vor-

---

[1] Solche Verkennungen sind überall häufig, wo Sprachmischung und Aufnahme fremder, in ihrer formalen Struktur nicht klarer Wörter erfolgt oder wo Formen von der gewöhnlichen Norm abweichen; daher das in Amerika geläufige *womens* für *women* und ähnliche Bildungen bei schwachen und umgelauteten Pluralen im Negerenglisch (*chilluns* = children, *bredrens* = brethren, *oxens*, *foots* usw.), s. Harrison, Anglia VII (1884), 245. Der oft gehörte magyarische Plural *hajduk* (vom Sing. *hajdu*) ging als vermeintlicher Singular ins Deutsche. Rumänische, Türkische und Balkanslawische über und bildet in diesen Sprachen einen neuen Plural. Das Türkische mit seinen vielen arabischen und persischen Bestandteilen bietet zahlreiche ähnliche Fälle. So werden die arabischen gebrochenen Plurale im gewöhnlichen Türkischen meist als Singulare aufgefaßt, wie *ešja*, Pl. von *šej*. 'Sache', man bildet von beiden Formen türkische Plurale: *šejler* und *ešjalar*; ebenso vom pers. Plural *jārān* (vom Sg. *jār* 'Freund') einen neuen türkischen Plural *jārānlar*. In dieselbe Klasse gehört das in Berlin übliche *Kekse* für *Keks* (engl. *cakes*). Vgl. auch Paul, Prinzipien d. Sprachw. [4], S. 400 und zum Zigeunerischen Schuchardt, Slawo-Deutsches, Graz 1885, S. 8. — Besonders häufig werden Plurale als Kollektiva aufgefaßt und dann zu Singularen, wie in den im Texte angeführten Fällen. So wurden bekanntlich viele latein. Neutra Plur. auf *-a* zu Fem. Sing., und so gingen punische Plurale auf *-im*, besonders bei Pflanzennamen, als Singulare ins Libysche über und leben in heutigen berberischen Mundarten fort, wie Schuchardt, 'Zu den berberischen Substantiven auf *-ein*', Wien, Zts. f. d. Kunde des Morgenlandes XXVI (1912), 163—170 gezeigt hat.

herging, erhellt aus dem Tempus sowie aus dem gegensätzlichen *mes or* ganz zur Genüge.

418. *Ne la tocha tocher de main.* In der Anmerkung heißt es: 'Altfranz. ist die Erscheinung noch nicht nachgewiesen. Aber die Nachstellung des Infinitivs ist nicht die romanische Form. Deshalb halte ich dieses Beispiel für sehr verdächtig. Nur weiß ich keine naheliegende Änderung, etwa *deigna.*' Ich meine, daß beim Überlieferten zu bleiben ist. Man trifft im Prosa-Lancelot, vierte Branche, Galehout ed. Zimmermann S. 158 auf *de ma dame veoir ne voi ge mie*, und auch im Provenzalischen begegnet *tener la tenia* (Archiv 34, 401). Allerdings steht auch hier wie im Italienischen der intensive Infinitiv, dessen Natur Ebeling, Probleme der romanischen Syntax I, 121 ganz richtig deutet, voran, allein ich glaube doch, daß der Umstand der Nachstellung, der Spitzer mit Unrecht an die etymologische Figur denken läßt, keinen ausreichenden Anlaß bietet, um unsere Stelle von der genannten Erscheinung zu trennen. Wenn nicht der Reim gewesen wäre, würde der Dichter vielleicht gesagt haben: *tocher de main ne la tocha.*

938 ff. Artus belagert Talac in Rogemont. Der Herausgeber schreibt:

> *Mes Talac n'a done se[i] defendre,*
> *ne il se defendoit del roi,*
> *se il avoit n'enteims od soi*
> *fors cels de la röunde table,*
> *trop le tendroie a descevable,*
> *nuls ne l'en defendroit fors Deus.*

V. 939 zeigt die Hs.: *se il se defendoit*; dies ist in *ne il se d.* geändert worden, und es soll auch noch, wie die Anmerkung sagt (l. 939 statt 933), *defendroit* für *defendoit* geschrieben werden. Ersteres ist grammatisch unzulässig, da ein satzeinleitendes *ne* (< *nec*) noch ein *ne* (< *non*) nach sich verlangt, und es müßte dann heißen: *n'il ne se defendroit.* Aber diese Änderungen sind nicht nötig. Talac hat nicht genügend gute Streitkräfte, um Ausfälle zu machen und sich in offener Schlacht des Königs zu erwehren (s. V. 1032—4), und daher sagt der Dichter: 'Wenn er sich (so) gegen den König verteidigen wollte, so würde ich ihn für der Täuschung unterliegend halten, falls er (sc. der König) sogar nur die der Tafelrunde bei sich hätte. Niemand würde ihn (sc. Talac) vor ihm (sc. dem Könige) schützen können außer Gott.' Man setze also Punkt oder Semikolon nach *defendre* sowie natürlich auch nach *descevable.* Zwei aufeinander folgende unverbundene Bedingungssätze bei nachgestelltem Hauptsatze begegnen ja auch sonst, s. zuletzt Friedwagner zur Veng. Raguidel 815. Es bleibt noch V. 940 zu erörtern. Dort begegnet in *n'enteims* das berühmte *enteims* (*enteins, enteis, enteimes*). Gelzer gibt in der Anmerkung die einschlägige Literatur, der noch G. Paris in 'Romania' XXV, 506 Anm. 4 anzureihen ist, und erklärt unter Hinweis auf V. 2078 und 2963, wo *n'enteimes* (*n'entaimes*) wieder auftritt, daß *n'enteims* 'nicht einmal' bedeute. Das trifft für 2078 nicht zu, denn da heißt es 'sogar', während es allerdings 2963 'nicht einmal' heißt, aber hier ist auch das voraufgehende Verb negiert, und letzteres ist überhaupt an denjenigen Stellen der Fall, wo der Zusammenhang für *n'enteims* (*n'enteimes*) oder auch *enteins* die Bedeutung 'nicht einmal' erfordert, so Brandan (Suchier) 332, Vie de S. Gilles 2904, Donnei des Amants (Romania XXV) 480. Aber auch angenommen, es hieße an unserer Stelle 'nicht einmal', wie will Gelzer damit einen guten Sinn erhalten? Ein

solcher ergibt sich doch nur, wenn man dem Worte hier wie V. 2078, wie Clef d'am. 731, 1265, Guill. le Maréchal 9332 (*enteis*), Livre d. man. 1154 (*n'enteis*) die Bedeutung 'sogar' zuspricht, s. meine Übersetzung oben. Freilich bedarf der Vers noch einer Nachhilfe wegen des folgenden *fors*, nämlich eine Vorschiebung von *ne* vor *avoit*, aber diese Änderung ist geringfügig. Ich lasse den Passus noch einmal in der m. E. ursprünglichen Gestalt folgen: *Mes Talac n'a donc se[i] defendre. Se il se defendoit del roi, Se il n'avoit n'enteims od soi Fors cels de la röunde table, Trop le tendroie a deseevable; Nuls ne l'en defendroit fors Deus.*

1178—9. Man führt dem Quei drei Streitrosse vor, unter denen er wählen darf. Darauf heißt es: *Quel qu[e] il prenge, il l'av[e]ra buen, Ke li meins buen des trois n'a son.* Der Herausgeber meint, daß *son* vielleicht = *sëon* sei: 'das am wenigsten gute von den drei Rossen hat keinen Ausschließungsgrund'. Die Annahme, daß hier der Rechtsausdruck vorliege, für den ich übrigens nur die Form *saon, soon* kenne, erregt doch Bedenken, und ich möchte vorschlagen, in *son* einfach 'Schlaf' zu sehen. Wir hätten dann eine hübsche Litotes: 'das am wenigsten gute ist nicht schläfrig', sondern sehr lebhaft und feurig. Die weitaus häufigere Form des Wortes ist ja *some*, aber Godefroy VII, 464 b belegt doch auch *som*, vgl. Klahn, Über die Entwicklung des primären und sekundären *mn* im Französischen (Kieler Dissertation 1898) S. 30. Allerdings kann ich weder *avoir som* noch *a. some* nachweisen, indessen ist das wegen des geläufigen *a. someil* wohl begreiflich, während umgekehrt im Provenzalischen nur im Girart *aver somelh* begegnet, sonst aber *a. son*, s. Levy, S.-W. VII, 802, 798, no. 5. Für das Bildliche vergleiche man Blancandin 2468—9 *Blancandins de ferir ne cesse, Ne lor laist pas avoir someil*, sowie Chev. as .II. esp. 4098 *son cheval ki mie ne cloce.*

2077. Das *quil enques* der Hs. ist nicht in *qu'els onques* zu ändern, sondern es ist *qu'ilenques* zu schreiben, also: *Les dames li donent le pris De toz icelz qu'ilenques vi(e)rent.*

2324. Es heißt in der Anmerkung: 'Hs. *mibu*, l. *uuitbu*'. Man braucht sich trotz des *void bu* 2778 nicht so weit von der Hs. zu entfernen, wo nur ein Grundstrich zuwenig ist, dann = *vuibu*, s. Godefroy VIII, 317 b, oder einer zuviel, dann = *vibu*, s. God. eb. Übrigens war weniger auf Chev. as .II. espees und Erec als auf Aiol 928 zu verweisen, wo Förster eine Erklärung gibt, deren Kenntnis Godefroy gewiß abgehalten haben würde. das Wort als 'très obscur' zu bezeichnen.

2992. Der Herausgeber will in der Anmerkung für *a trover li* der Hs. ohne ersichtlichen Grund *a trover i* geschrieben wissen. Unbetontes *li*, das einen viel besseren Sinn gibt, findet sich ja auch sonst im Reime, so F. de Candie 10 222, Veng. Rag. 3475.

4401—2. *Pres d'iloce ot une abëie,*
(que) fu de chanoines rëulés.

Warum soll das *que* beseitigt werden und warum soll *reulés* dreisilbig sein? *Que* als Nomin. begegnet ja oft im Yder (s. S. XXII) und *reules* ist doch zweisilbig, s. God. VII, 193 c. Schon Friedwagner hat bemerkt, daß *fu* nicht am Anfang eines Aussagesatzes stehen darf, aber warum will auch er ändern (in *qui 'st*)?

4724. *Entredeus getent e retraitent.* Das *entre dols* der Hs. braucht

nicht in *entredeus* geändert zu werden in einem Text, der *solt* = *sout* 'er wußte' schreibt und übrigens auch V. 4632 *dols* selbst = 'zwei' (es ist auch hier mit Unrecht fortgeschafft) aufweist, s. S. XVIII. Natürlich handelt es sich um ein in falscher Analogie erwachsenes *l*.

5270 ff. *Gagain respont: 'Ore entenc jon,*
c'est sire Yder, ne sai meillor,
de li di jon en de muor.'
Li reis sozgreine, Gagain (en) rit
quant il li out dire cel dit
que Yder savoit dames charmer
e dist ....

Der Vorschlag von Friedwagner zu V. 5272 ist nicht einleuchtend, noch weniger der von Hilka. Beide ändern stark an dem Überlieferten und berücksichtigen zudem, wie mir scheint, nicht den ganzen Zusammenhang. Gagain lacht (5273), als er den König sagen hört, daß Yder den Damen einen Zauber anzutun wüßte (schreibe *qu'Yder* statt *que Yder*). Folglich muß der König, der wegen der Antwort der Guenievre (5212 ff.) auf Gagain erbost ist, eben erst etwas geäußert haben, das zu dem *charmer* paßt, und das kann nur in V. 5272 liegen. Ich lasse daher mit 5271 die Rede des Gagain zu Ende gehen und fasse 5272 als Worte des Königs; auch 5261—4 folgt ja wiederholte Wechselrede aufeinander, ohne durch einleitende Worte gekennzeichnet zu sein, vgl. S. LXXXIX. Jene Worte sind m. E. zu lesen: *de li di jon 'endevinor'* 'von ihm sage ich "Zauberer"', was ja im Grunde keine Änderung des Handschriftlichen ist. *Endevineor* wird zwar von Godefroy gerade aus altfranzösischer Zeit nicht belegt, doch haben wir afrz. und prov. *endeviner, endevinar,* und auch ital. *indovinatore* (s. Petrocchi unter dem Strich) darf herangezogen werden. Die Form *endevinor* braucht in einem Texte nicht zu überraschen, der schon etwelches Verstummen von vortonigem Hiat-*e* zeigt (s. S. XV) und der *mesme* 5469 und *cruz* 6617 aufweist; allerdings verlangt an letzterer Stelle die Silbenzahl *crëuz,* und so könnte man denn auch annehmen, daß unser Vers ursprünglich *de li di joen* (s. S. XXXIII) *'devineor'*[1] gelautet habe, doch scheint mir diese Annahme kaum nötig zu sein. Was die Bedeutung betrifft, so begegnet die von 'Zauberer', 'Betrüger' für *devinur* schon in den Büchern der Könige (*tuz les enchanturs e les devinurs,* s. God. IX, 373 a), s. auch Barlaam ed. Appel 7185 und Anm.) und so auch für *adevineor.* Daher wird denn auch das *sozgreine* in V. 5273, über das Glossar und Anmerkung[2] nichts verraten, wohl heißen 'er verzieht die Miene', oder 'er sieht bekümmert (oder zornig) aus' (vgl. God. IV, 329 b unter *graignier*), doch das ist eine Sache für sich.

5468 ff. Es liegt, entgegen der Anmerkung, kein Anlaß vor, *garder* für *larder* einzusetzen, denn warum *larder* 'spicken', 'durchbohren' hier nicht passen soll, vermag man nicht einzusehen. Es ist von der Torheit des Eifersüchtigen die Rede, und es heißt dann:

---

[1] In der Anmerkung wird übrigens *en demuor* als Lesung der Hs. angegeben, während im Text *en de muor* steht.

[2] Die Anmerkungen sind ja überhaupt etwas dürftig ausgefallen. Freilich zu V. 4846 ist mit Recht keine gesetzt worden. Friedwagner, der hier eine solche verlangt, hat sich durch die Diskrepanz zwischen *fouls* und *vo* (s. S. XXI) irreführen lassen.

La bone (sc. *feme*) *n'estout pas garder,*
mes qui l'autre devroit larder,
si honireist ele sei me[s]me,
c'el(e) falt une foiz a son esme;
de son fol plait, s'el(e) l'abasti,
el(e) ne(l) larrait por nul chasti
qu'el(e) ne scit tot dis en agait
de sei honir.

Setze Punkt oder Semikolon nach *me[s]me,* Komma nach *esme* und schreibe *l'a basti,* wie schon Hilka bemerkt; das *l* in *nel* (5473) braucht nicht beseitigt zu werden, denn es kann auf *fol plait* gehen, oder besser das auf den Inhalt eines folgenden *que*-Satzes hinweisende *le* sein, das ja dem Altfranzösischen nicht ungeläufig ist und z. B. hier V. 923 begegnet. Demgemäß lasse ich die Übersetzung lauten: 'Die ehrbare (sc. Frau) braucht man nicht zu bewachen, aber wenn man auch die andere (sc. die nicht ehrbare) durchbohren würde (d. h. wenn man ihr androhen würde, sie zu durchbohren), so würde sie sich doch selbst in Schande bringen. Wenn sie einmal ihr Ziel verfehlt mit Bezug auf ihren leichtsinnigen Streich, wenn sie ihn vorbereitet hat, so würde sie es um keiner Züchtigung willen unterlassen, daß sie nicht' usw. *Larder* 'durchbohren', auf Personen angewendet, wird vollkommen sichergestellt durch verschiedene Beispiele, die Ebeling zur Auberee 46 beibringt, und denen ich noch Dolopathos S. 238, Escanor 11 402, Th. fr. S. 163 V. 40 und Livre d. man. 288 anschließe. Friedwagner denkt, daß *larder* bildlich 'einfetten' im Sinne des deutschen 'einseifen', d. h. 'hintergehen', gemeint sein könne; das ist nicht annehmbar, und dieser Gedanke ist auch nur durch eine irrtümliche Beziehung des *l'autre* in 5469 auf den *gelos* hervorgerufen worden.

Straßburg. O. Schultz-Gora.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Andreas Heusler, Deutscher und antiker Vers. Der falsche Spondeus und angrenzende Fragen. (Quellen und Forschungen, hg. von A. Brandl usw., Heft 123.) Straßburg i. E., Karl J. Trübner, 1917. VIII, 185 S. M. 6,50.

Hans Lorenz Stoltenberg, Die Bindung der deutschen Rede. Berlin W, Karl Curtius, 1916. 132 S.

Andreas Heuslers wissenschaftliche Arbeiten haben einen ganz besonderen Reiz; er ist ein unbestechlicher Bekämpfer von bequemen Schlagwörtern und altüberkommenen, vielleicht durch ehrwürdige Gewährsmänner geschützten Lehrmeinungen, geht auch neueren Methoden mit scharfer Kritik zu Leibe, immer aber mit überlegener Sachkenntnis und vor allem mit einer Laune, die nie verletzen kann. Auch wer sich etwa seiner metrisch-rhythmischen Lehre nicht anzuschließen vermag (und wieviel kommt bei diesen Dingen auf die Rechnung des persönlichen Gefühls!), kann sich dem Zauber seiner Darstellung nicht entziehen; und mancher, der jahrzehntelang im Unterricht den 'Urväter-Hausrat' abgestandener Unterscheidungen zwischen deutschem und antikem Versbau mitgeschleppt und oft genug dabei im stillen seine Fragezeichen gesetzt haben mag, wird sich durch Heuslers jüngste Gabe wie von einem Alpdruck befreit fühlen. Und das will schon etwas sagen bei einer metrischen Untersuchung, die jedes Steinchen auf dem Wege umkehrt, mit reichen statistischen Belegen aufwartet und zudem eine ganze Menge gründlicher Kenntnisse aus der Verslehre der Alten wie aus der Geschichte der deutschen metrischen Forschung voraussetzt. Aber Heusler hat die Gabe, das, was er voraussetzt, gleichsam nebenher kurz und treffend zu erläutern, mitten in den trockensten Erörterungen mit anmutigem Scherzwort uns aufzufrischen und vor allem das Zahlenmäßige ununterbrochen mit scharfem Geiste und mit feinem Gefühl zu durchdringen. So hinterläßt uns die Durchnahme des neuen Buches ein Gefühl der Erfrischung, der wirklichen Aufmunterung zur lebendigen Beschäftigung mit metrischen Fragen, obwohl wir uns gut zu denken vermögen, daß mancher wackre Leser aus einem älteren Geschlecht sich schließlich doch nicht ganz 'bekehrt' fühlen wird. Die 'falschen Spondeen' in der deutschen Hexameter- und Odendichtung — sie mögen noch so falsch sein, sie geben dem Verse eine gewisse altväterische Steifheit, die so manchem eben unzertrennlich zu dem Bilde der 'teuren Alten' zu gehören scheint, so etwas Fremdartiges, was den Reiz des Lesens noch erhöht; und mancher andere wird nicht bloß in dem von Heusler (S. 94) meisterhaft erklärten Schillerverse:

'Fréiheit ruft die Vernunft, Freihéit die wilde Begierde',

sondern auch in vielen 'umgedrehten Spondeen' Vossens und Goethes besondere Ausdruckswerte wittern. Heusler schneidet diese Möglichkeit nicht ab, er steht überhaupt auf dem Standpunkt: 'De gustibus' — genug, daß er denen, die mit 'dicken Ohren' gesegnet sind, ein für allemal gründlich klargemacht hat, daß die Mittel, mit denen man von Klopstock bis auf Platen in deutschen Versen den Spondeus wiederzugeben versucht, einmal unnötig und ferner sprachwidrig waren, daß sie auf gründlicher Verkennung der inneren Gesetze des deutschen wie antiken Versbaues beruhten und daß unsere wissenschaftliche Verslehre (wir brauchen nur Jakob Minors Buch zu nennen) im wesentlichen über diese Irrtümer auch heute noch nicht

hinausgekommen ist.[1] Darin eben beruht der übergreifende Wert der Heuslerschen Schrift, daß er nebenher den letzten Gründen des deutschen Versbaues nachspürt und vor allem mit der einseitig-ungenügenden Redensart aufräumt, der alte Vers sei quantitierend, der neudeutsche akzentuierend, und damit basta. Zwar wissen wir herzlich wenig von der wirklichen, rhythmischen Art des griechischen Hexameters und Odenverses, und die meisten, noch so geistreichen Vermutungen darüber schweben in der Luft; aber schon Brücke hat erkannt, daß die menschliche Natur, daß die Wesenheit der gebundenen Rede für den griechischen Vers ähnliche Verhältnisse mit sich bringt wie für den unsrigen. Und anderseits legt Heusler mit Recht den Finger darauf, daß diejenigen metrischen Gebilde, die unserer Sprache am natürlichsten sind, die sich ihr anschmiegen auf Schritt und Tritt wie ein vollkommen gerechtes Gewand, daß die altgermanische Stabreimzeile wie der neuere deutsche Knittelvers ohne Silbenmessung gar nicht denkbar sind. Man vergleiche nur die Zeilen:

> ‘O säh’st du voller Mondenschein
> Zum letztenmal auf meine Pein’ usw.

mit ihrer Umgebung, und man wird sehen, daß der Eindruck der Getragenheit dadurch zustande kommt, daß wir statt des üblichen |♪ ♪| die Messung |♩ ♪| angewandt finden; nur ist die Silbenlänge freilich im deutschen Verse nicht von grundlegender Bedeutung: sie gehört auch nicht dem Gerüste, sondern der Ausfüllung des Baues an.

Freilich, die Unterscheidung von akzentuierenden und quantitierenden Versen bedeutete in unserer Verslehre schon einen Fortschritt. Als man zuerst mit dem alten Vers besser bekannt wurde und sie im Deutschen nachzubilden versuchte, versündigte man sich frischweg an unserem natürlichen Sprachton und suchte Länge durch Länge, Kürze durch Kürze wiederzugeben. Dabei war man sich über die wahre Dauer deutscher Silben nicht nur grundsätzlich, sondern auch praktisch sehr wenig im klaren. So machte Clajus im Anschluß an ein wohlbekanntes altdeutsches Rätsel den fürchterlichen Hexameter:

> ‘Éin vogel hóch schwebét, der nícht als ándere lébet;
> Wírd doch gédrungén, das óft mit schálle geklúngen.’

Kein Wunder freilich in einer Zeit, die von den Meistersingern her an Tonbeugungen schlimmster Art gewöhnt war.

Die zweite Lösung der Frage, was für deutsche Silben den antiken Längen und Kürzen gegenüberzusetzen seien, war nicht mehr roh quantitierend. Sie schien der deutschen Sprache gerechter zu werden und hat denn auch volle dreihundert Jahre lang bei uns geherrscht. Auch sie hält sich freilich an das schematische Gerippe des alten Verses mit seinen Strichen und Haken (die von dem wirklichen inneren Leben dieses Verses so wenig ahnen lassen als sonst ein Schema): Für den Strich, d. h. für die antike Länge, setzte man nun auch im Deutschen eine sprachlich lange, für den Haken eine kurze Silbe; dabei aber verwechselte man wieder im Deutschen Quantität und Akzent und nahm jede starke (betonte) Silbe für lang, jede schwache (unbetonte) für kurz. Von der rein verhältnismäßigen Silbenlänge im Deutschen, von der Dehnbarkeit unserer Silben hatte man keine Vorstellung. Das kam daher, daß, wie Heusler sagt (S. 10), ‘diese Lehr-

---

[1] Als ein besonders förderlicher Beitrag zur deutschen Verslehre, der sich mit Heuslers Buch inhaltlich mannigfach berührt, sei die Arbeit von G. Neckel erwähnt: ‘Deutsches und Fremdes in unserer Verskunst’, Zeitschrift für den deutschen Unterricht, Bd. 31.

meister das einzelne Wort in seinem *Status absolutus* auf die Nadel spießten und auf seine "Länge" prüften', natürlich immer nach den Maßstäben, die für die antike Prosodie gegolten hatten. Hatte also die erste Stufe der Nachahmung antiker Versformen die Stärke der Silben schlechthin mißachtet, so wurde sie auf der zweiten Stufe wohl beachtet — nur unter falschem Namen und daher ohne wahre Einsicht in das Wesen unseres Verses.

Nebenher aber ging schon eine dritte Lösung, seitdem Opitz in seiner 'Poeterei' das Quantitieren überhaupt verworfen und auf 'die Akzente und den Ton' als das Entscheidende im deutschen Versbau hingewiesen hatte. Auf dieser Stufe steht die deutsche Schulmetrik im allgemeinen noch heute, und sie hält dann nicht bloß den berechtigten Vordersatz Opitzens fest, sondern auch die minder berechtigte Folgerung seiner Nachfolger: 'Antike Verse bilden wir so nach, daß wir ihrer Länge eine betonte Silbe, ihrer Kürze eine unbetonte gegenüberstellen.' Dabei beruhigte man sich, brauchte auch im übrigen ganz unbesorgt für unsere Folgen von starken und schwachen Silben die antiken Bezeichnungen für den Wechsel von lang und kurz: Da erscheinen Trochäen und Jamben, Daktylen und Anapäste, Pyrrhichien und Ditrochäen usw. — Namen, die alle der Bequemlichkeit dienen mögen, solange man sich darüber klar bleibt, 'daß man mit Metaphern spielt' (20); oft genug hat man das vergessen, zur Verwirrung des rhythmischen Gefühls bei Schülern und Lesern. An Widerspruch hat es freilich nie gefehlt, und ich entsinne mich, daß W. Braune in seinen Heidelberger metrischen Vorlesungen nicht bloß den Unfug der antiken Benennungen stets kräftig bekämpft hat, sondern auch dem Grundfehler der ganzen Lehre zu Leibe gegangen ist. In der Literatur freilich regte sich der Widerspruch nur schüchtern; Baeseke[1] deutet allerdings das Richtige an, und auch Minor kommt der Wahrheit wenigstens nahe, wenn er sagt: 'Nicht der antiken Länge an und für sich entspricht der Hauptton, sondern nur der Länge in Arsis, also der mit dem Vorakzent versehenen Länge' — nur hält Minor hartnäckig unsere Tonsilbe für lang, unsere schwachen Silben für kurz.[2] Die rechte Lösung aber lautet: 'Antike Verse bilden wir dadurch nach, daß wir für ihre Hebungssilben, gleichviel ob lang oder kurz, gehobene, also hebungsfähige Silben setzen, und für ihre Senkungssilben, gleichviel ob kurz oder lang, gesenkte, also senkungsfähige Silben.'

Die Verkennung dieser Forderung, die vom natürlichen Sprachgefühl gebieterisch erhoben wird, hat die Geschichte der deutschen Dichtung in antiken Maßen zu einem wahren Marterweg gemacht. Man weiß oft nicht, soll man lachen oder klagen (tief beklagenswert ist es jedenfalls im Hinblick auf die kostbaren Dichtungen Goethes, die auf solche Weise verhunzt wurden), wenn man die unerhörten Quälereien beobachtet, die sich unsere Dichter einer falschen Lehre zuliebe auferlegt haben; wenn etwa Platen sein feines rhythmisches Gefühl langsam erdrosselt, und wenn Goethe sich ein paar Jahre lang (freilich nicht dauernd!) seine Hexameterdichtungen von treufleißigen Lehrmeistern durchkorrigieren läßt, wie ein Schulknabe des vorigen Jahrhunderts sein metrisches Exerzitium! Heusler führt uns Schritt für Schritt diesen Leidensweg entlang.

Schwierigkeiten machte zunächst der Wechsel von zwei- und dreisilbigen Takten im Hexameter. Der antike Vers ist vierteilig, also geradtaktig, der deutsche, dem wir den eingebürgerten Namen nun einmal lassen wollen, ist entschieden dreiteilig[3] und bewegt sich zumeist zwischen |♪ ♪ ♪| und

[1] Euphorion, Bd. XIII, S. 144. [2] Neuhochd. Metrik, S. 39.

[3] Köster hat die Meinung vertreten, als hätten unsere Klassiker zwei

wobei ein kräftiger Nebenton auf die zweite oder dritte Silbe treten kann. An die Stelle der zweisilbigen Takte der Griechen mit ihrem tritt bei uns einfach der sogenannte 'Trochäus': . Gerade gegen diesen aber richtete sich die Schulweisheit der Metriker. Immerhin haben sich die großen Klassiker, Goethe und Schiller, schon gegen die gestelzten Wortstellungen und gegen die gekünstelten Wortbildungen gewehrt, mit denen Schlegel z. B. dem Trochäus im Hexameter auszuweichen und den dreiteiligen Takt herzustellen suchte. Dennoch erinnert der 'ziegengefüßete Pausback' bei Goethe bedenklich an Schlegels 'siebengehäuptete' und 'sechzigbejahrete' Ungeheuer! Verhängnisvoller aber wirkten die Versuche der Schulmeister, durch kühne Vergewaltigungen der Sprache deren bedenklichen Mangel an 'echten Spondeen' auszugleichen und dem 'Trochäenunfug' abzuhelfen. Wohl haben die Voß, Humboldt, Schlegel usw. den von Heusler mit Recht verurteilten 'falschen Spondeus' nicht erfunden; er war schon vorhanden als notgedrungene dichterische Lizenz, und er war auch zulässig als ganz gelegentliches, dann aber sehr wirksames Mittel des charakteristischen Ausdruckes, wie wir ihn in dem eingangs angeführten Verse aus Schillers 'Spaziergang' finden. Gefährlich wurde das zweifelhafte Auskunftsmittel erst, als es nicht mehr geduldet, sondern gesucht wurde. Zwei Arten von Tonbeugungn spürte man auf, um den deutschen Vers in vorschriftsmäßiger Weise zu belasten; denn die nebentonigen Senkungen in 'leb-los', 'Schön-heit', auch in 'un-treu' schienen, wie man sie so auf dem Papier sah und mit der Elle maß, für rechte Längen viel zu schwach. So machte man aus gelegentlichen Fehlern eine Tugend und erfand einerseits den 'gleichgewogenen', anderseits den 'geschleiften' oder, wie Heusler besser sagt, den 'umgedrehten' Spondeus. Der erstere ist das kleinere Übel; er verbindet zwei Wurzelsilben von gleichem oder annähernd gleichem Tongewicht zu einem Verstakt und steht am Versschluß ('So ward vollendet des Zéus Rát') oder im Innern ('der Welt Heil wollt' ihr Verderben'). Schlimmer sind die kühnen Umdrehungen, die ein Wort wie 'leblos' auf zwei Takte verteilen, so daß die erste Silbe als zweite Hälfte eines Spondeus und die zweite Silbe als erste Länge des folgenden Taktes gilt: 'Brausender steigt Meerflut im Orkan' führt Voß als Musterbeispiel in seiner Verslehre an. Das Entsetzlichste, was auf diesem

---

verschiedene Arten von Hexametern gebaut, solche mit dreiteiligen und solche mit vierteiligen Takten: jenes hüpfende Maß überwiege im 'Reineke Fuchs', dieses gewichtigere in 'Hermann und Dorothea'. (Zeitschr. f. dtsch. Alt., Bd. 46, 113 ff. Saran u. a. stimmen zu, Paul und Baesecke lehnen ab; ebenso wie Heusler S. 44.) Das Gefühl muß entscheiden, das hier geradeso wie beim Knittelverse oft schwanken wird; auch für mein Gefühl läßt sich der erste Vers des R. F. auf beiderlei Weise lesen: einmal im dreitaktigen Vortrag, der den Einzug des prangenden Frühlings gleichsam im hüpfenden Tanzschritt feiert, dann aber wieder mit Dehnung der Tonsilben, wodurch das Ganze vielleicht weniger 'deutsch und gemütlich, werkeltäglich' wird, wie Heusler für Hebels Hexameter sicher mit Recht behauptet, sondern hier eher feierlich, ahnungsschwer; freilich möchte ich auch in diesem Falle schon bei der zweiten Hälfte des Verses in den bewegteren Vortrag übergleiten, und so wird es öfters stehen: jedenfalls bedingt die Möglichkeit des Wechsels einen besonderen Reiz, hier wie in der Musik. Gegen Kösters Meinung, als überwöge die eine oder die andere Art in bestimmten Gedichten, führt Heusler vor allem die auffallend bunte Mischung der zweierlei Daktylen an; bestünde Kösters Forderung zu Recht, so 'müßte die Prozentzahl viel weiter auseinander liegen'.

Gebiet geleistet ist, dürfte aber der vielbewunderte Mustervers Schlegels in seinem spielerischen Gedicht auf den Hexameter sein:

'Wie oft Seefahrt kaum vorrückt, mühvolleres Rudern'.

Heusler hat sich nun die Mühe nicht verdrießen lassen, einerseits den möglichen Arten und Unterarten dieser 'falschen Spondeen' nachzugehen und jede einzeln auf ihren Wert oder Unwert zu prüfen, sondern auch ihre Verwendung bei Klopstock und Voß, bei Goethe und Schiller, bei Schlegel und Platen zahlenmäßig und entwicklungsgeschichtlich zu mustern. Je größer der Dichter, um so stärker zeigt sich im allgemeinen sein Freiheitsdrang. Klopstock duckt sich schon nicht leicht unter das kaudinische Joch, Schiller beginnt als frischer 'Empiriker' und erkennt erst allmählich, dann aber nur allzu willig die fremde Regel an, die ihm nie in Fleisch und Blut übergegangen ist, und Goethe, dessen Hexameter- und Distichenpoesie Heusler mit ganz besonders liebevoller Sorgfalt nachgeht, baut im 'Reineke Fuchs' noch vollwertige deutsche Verse, läßt sich bei 'Hermann und Dorothea' nur zu sehr von Humboldt und Schlegel beraten und liefert in der Achilleis ein Musterstück homerisierender Dichtung, wie sie die Familie Voß verstand. Bald genug aber hat auch er die Silbenstecherei abgeschüttelt. Was an seinen Hexametern wirklich unser deutsches Ohr verletzt, haben ihm seine zweifelhaften Berater am wenigsten abgewöhnt: die 'schwächlichen Ikten', d. h. die zweisilbigen Takte, deren Hebung zu schwach ist.

'O wie froh ist die Zeit, wenn mı̂t der Braut sich der Bräutgam'

Die gründliche Durchnahme deutscher Hexameter- und Odenmaße eröffnet endlich weite Ausblicke. Man kann nach Heuslers Untersuchungen nicht mehr gut von 'Platens Formvollendung' reden, man kann nicht mehr eine chinesische Mauer zwischen 'Versschönheit' und 'Versrichtigkeit' aufrichten. Platens Metrik ist nicht bloß 'zu streng' — denn richtige Grundsätze kann man kaum streng genug durchführen; sie ist von Grund auf falsch, tut den Forderungen unserer Sprache Gewalt an und beraubt sie einer Fülle ihrer intimsten Reize. Die falsche Theorie hat mehr verschuldet. Sie hat weiten Kreisen Anlaß zum Mißtrauen gegen jede deutsche Dichtung in den angeblich 'klassischen Massen' gegeben, weil die Betörten nicht ahnten, daß der sechsfüßige Vers im Dreivierteltakt (vermischt mit reichlichen Trochäen) ganz besondere Ausdrucksmöglichkeiten für unser Empfinden in unserem Sprachstoff darbietet, die wir wahrlich nicht entbehren möchten. Warum soll der Deutsche nicht bei der Erzählung den Vers von langem Atem verwenden, bloß weil ihn der Grieche verwandt hat? Und zwar ganz anders verwandt hat. Hier liegt eine übernationale Form vor, die jedes Volk auf seine Weise verwenden mag. Dasselbe gilt von den Odenmaßen; da fürchtet sich das deutsche Ohr vor den gelehrten, vielsilbigen Namen von Versfüßen, die es angeblich im Qualm der Studierlampe an den Fingern oder auf dem Papier herzuzählen gilt; und die Strich- und Häkchenmuster, die unsere Odendichter über ihre Gedichte setzen, sagen über den Rhythmus so wenig aus, daß sie unser Gefühl viel eher verwirren als befestigen können. Sagt man aber nicht mehr 'Anapäst, Amphibrachys, Didymäus, Trochäus', sondern liest den Vers aus 'Künstlers Erdenwallen' mit natürlichem rhythmischem Gefühl: 'Sóll ich só verdérben den hímmlischen Mórgen', oder setzt man über längere Odengedichte 'vernünftige Formeln, klare Abbilder der Rhythmen', wie sie Heusler allenthalben mit seinen Viertel-, Achtel- und halben Noten, seinen Taktstrichen und Pausenzeichen gibt, so wird man nichts mehr von Vergewaltigung empfinden. Sehr fruchtbar erscheint mir vor allem Heuslers Scheidung zweier Arten deutscher Odenverse: einerseits finden wir die geradteiligen Zeilen im Zweivierteltakt, der leicht einmal mit drei Achteln wechselt, also die sogenannten Jamben und Trochäen, wie

wir sie in unseren Knittelversen allenthalben finden; daneben aber jene Reihen, die dem antiken Ioniker entsprechen würden und deren kecker Rhythmus ♫ | ♩ ♩ uns aus unseren Schnaderhüpferln gut genug bekannt ist. Es ist also durchaus nicht unmöglich, deutsche, wahrhaft deutsche Oden zu bilden, und mit Recht hebt Heusler, der immer den neuesten rhythmischen Strömungen und Strebungen ein williges Ohr leiht, Rudolf Alexander Schröders 'Deutsche Oden'[1] rühmend hervor. Immerhin, es mag schon sein, daß unsere Tage mit ihrer Neigung zu männlichem Ernst schwer die Freude an der spielenden Form als solcher aufbringen, daß wir den Reichtum der Form nicht durch ihre Gebundenheit erkaufen wollen; aber die Zeiten wechseln, die führenden Stände und gesellschaftlichen Kreise ebenso, und das Genie hat noch immer die Herrschaft an sich gerissen: wer will sagen, was die nächste Zukunft birgt? Und wie weit die stilisierte Prosa unserer expressionistischen Dichter auch die Lyrik wieder mit neuen, der erhobenen Alltagsrede abgelauschten Formen beschenken wird? Man braucht nur die jungwienerischen Dramen von Wildgans oder von Stefan Zweig in die Hand zu nehmen, und man erstaunt darüber, wie hier die Prosa allenthalben fast unmerklich in Verse von ganz neuen rhythmischen Formen übergleitet, um dann strenger gebundenen Versgebilden Platz zu machen. Die Dichtung geht hier freilich ihre eigenen Wege, sie hört zu ihrem Heil nicht mehr gern auf die Lehren des metrischen Leitfadens; geschieht es dennoch, dann kann sich der heutige Dichter keinen freieren und zugleich ernsteren Berater wünschen als Heuslers Buch, das sich doch vor allem als eine Befreiung der schulmäßigen Metrik von allerhand abgestandenem Formelkram offenbart.

Von ganz anderem Gepräge als Heuslers schwer gelehrte Untersuchung ist das Büchlein von Stoltenberg, das sich streckenweise mit ihr berührt. Der Verfasser kommt von der Praxis her, hat sich in der metrischen Literatur vielleicht nicht sehr weit umgesehen, bringt aber viel guten Willen und ein feines Ohr mit. Leider erfindet er sich, um von den griechisch-römischen Benennungen einmal ganz loszukommen, rein deutsche Namen von solcher Seltsamkeit oder Vieldeutigkeit, daß dem Ungeübten das Lesen seiner Arbeit zur Qual wird. Da gibt es keine Trochäen, Jamben, Daktylen und Anapäste mehr, sondern 'Faller, Steiger, Tanzer und Springer' usw. Das Ziel des Verfassers ist aber (und darin berührt er sich eben mit Heusler), zu zeigen, daß wir im Deutschen ganz wohl die schwachtonigen Silben berücksichtigen und damit besondere Wirkungen erzielen können: er spricht dann von 'Schwebfallern, Schwebsteigern' usw., wozu nachher noch eine Reihe von Nebenformen kommt. An Maßen unterscheidet er 1. die Knittelzeilen, die nur an 'Heben' gleich sind, während die 'Senken' in bezug auf Länge und Tiefe wechseln können, das sogenannte Wankmaß; 2. das Schwankmaß, wo die entsprechenden Senken in bezug auf die Längen frei, aber alle von gleicher Tiefe sind, also entweder nur unbetonte oder nur schwachbetonte Silben zeigen; 3. das Wippmaß mit wechselnder Tiefe, aber sich gleichbleibender Länge der Senken (wir würden von 'alternierenden Versen' sprechen); dazu fügt er aber nun 4. das Stehmaß, das nach Länge sowohl wie nach Tiefe gebunden ist.

Ob damit praktisch viel gewonnen sei, läßt sich bezweifeln. Stoltenberg selber sieht übrigens ein, daß sich das Stehmaß in längeren Gedichten nicht durchführen wird; auch in kürzeren wird sein zweites sowohl wie sein viertes Maß wohl nur ganz gelegentlich mit besonderer Wirkung verwendet werden können, im allgemeinen aber leicht den Eindruck des Gedrechselten und Ausgeklügelten hervorrufen. Daß dagegen der Unterschied

---

[1] Leipzig, Inselbücherei.

der schwach- und unbetonten Silben 'in mehr oder weniger freien Stehzeilen als künstlerisches Ausdrucksmittel zu verwerten' sei, wird Stoltenberg niemand bestreiten, und es war vielleicht gut, auf diese Werte einmal wieder hinzuweisen. Zum Glück fällt es dem Verfasser gar nicht ein, nun etwa einer sklavischen Nachahmung des antiken Hexameters das Wort zu reden, und wir sind ihm sogar dankbar dafür, daß auch er diesem freien und bei rechter Auffassung wahrhaft deutschen Versmaß das Bürgerrecht in unserer Dichtung gewahrt sehen will, während er mit dem 'fünffüßigen Jambus' (S. 129) streng ins Gericht geht. Über die 'Stimmung' der Versmaße (S. 123 ff.) und über manches andere hat der Verfasser zum Teil recht brauchbare eigene Beobachtungen vorzubringen.

Posen. Robert Petsch.

Ernst Sieper, Die altenglische Elegie. Straßburg, K. J. Trübner. 1915. XXIV, 294 S.

Wie die meisten von uns, hat auch Sieper von der erlesenen Wortkunst altenglischer Elegien schon in jungen Jahren, als unbefangener Leser, starke Eindrücke empfangen, über deren Nachhaltigkeit der allzu früh verstorbene verdienstvolle Forscher in seinem letzten Buche vom kritischen Standpunkt sich Rechenschaft zu geben versucht.

Der erste Abschnitt des langsam herangereiften Werkes sammelt zunächst, was an Zeugnissen über die literarische Gattung vorliegt, und zieht neben den selbständig überlieferten Texten auch die mehr oder weniger ausgeführten Trauerlieder des 'Beowulf' heran. In der Form der Totenklage hat ja Schücking (E. Stud. 39, 1 ff.) die Keimzelle der ae. Elegie erkannt, und ihm verdankt Sieper den Leitgedanken für seine Ausführungen: die Klage löst sich allmählich von der Zeremonie der Bestattung oder Verbrennung los und wird zum selbständigen Gedicht, dessen Motive aber noch deutlich ihren Ursprung an der Totenbahre verraten, selbst dann, wenn die geschilderten Gefühle der Trauer und Vereinsamung, der Sehnsucht und des wehmütigen Gedenkens nicht mehr durch einen Todesfall, sondern durch andere Anlässe, wie Verbannung und Ächtung, ausgelöst werden. Wurzelt nun die Urform der Elegie im heidnischen Totenrituale und in den heidnischen Anschauungen vom blind waltenden Schicksal, so ergibt sich folgerichtig, daß die vordringenden christlichen Vorstellungen den Gehalt dieser Dichtungsform nicht unangetastet lassen können. In der Tat haben die späteren Elegien der Angelsachsen, z. B. das 'Reimlied' oder die Totenklage im 'Guthlac', dem alten Stock völlig wesensfremde Reiser aufgepfropft: der christliche Elegiker stellt sich unter den Schutz seines Gottes, und die dunkle Wyrd kann ihm nichts mehr anhaben; er tröstet sich nicht mehr mit den Leiden sagenberühmter Helden, sondern mit der Hoffnung auf die Wonnen des Himmelreichs, und wird nicht müde, die Vergänglichkeit alles Irdischen zu betonen. Aber die alte Form bekundet weiter ihre Macht über den Geist der ags. Dichter: auch ein Cynewulf kann sich ihr nicht entziehen, und ehe er sich's versieht, nimmt der Rückblick auf sein Leben am Schluß der 'Elene' die Gestalt einer heidnischen Klage um verrauschtes Glück und entflohene Jugendkraft an. Ja, man glaubt einen fernen Widerhall solcher Töne noch aus den Eingangszeilen des sonst so bußfertigen 'Poema morale' herauszuhören, während wider Erwarten die bei der Leichenwacht noch im späten 17. Jahrhundert gesungenen Lieder nach Siepers bündigem Nachweis in ihrer Anlage ganz unter den Einfluß kirchlicher Gebete geraten sind.

An die Spitze seines zweiten Hauptstückes rückt der Verfasser eine aprioristische Forderung: da die Elegie nicht die Aufgabe hat, in der Art des Epos eine fortlaufende Handlung zu erzählen, sondern vielmehr Stim-

mungsbilder aneinanderreiht, sind von vornherein Unterschiede zwischen epischen und elegischen Dichtungen zu erwarten, sowohl in der Anlage des Ganzen als auch in der Gliederung der Verszeilen. Eine Eigentümlichkeit des elegischen Stils, die Neigung zu strophischen Gebilden, liegt im 'Dēor' mit seinem bekannten Kehrreim klar zutage; ebenso auffällig sind die gleichen Stropheneinsätze in der 'Rede der Frau', im 'Wanderer' und 'Seefahrer'. Dagegen erforderten die Darlegungen über Versgliederung weitläufige statistische Untersuchungen, deren Ergebnis den Voraussetzungen Siepers vollständig entspricht: im Gegensatz zur epischen Verstechnik, welche die Langzeilen durch logische Einschnitte in der Mitte zu brechen pflegt, geht die Elegie eher darauf aus, logische und metrische Einheiten, Sätze und Verse zusammenfallen zu lassen, und verwendet daher Versbrechung sowie Enjambement nur sehr sparsam. Die Tabelle auf S. 34, aus welcher dies hervorgehen soll, wäre unantastbar und unwiderleglich, wenn ihr nicht eine ganz unscheinbare Anmerkung wie der Schalk im Nacken säße: 'Die als unecht auszuscheidenden Verse wurden bei der Zählung nicht berücksichtigt.' Gewiß, der Exoniensis oder seine Vorlagen schmuggeln genug unursprüngliche Zeilen in die Elegien ein, und die Gelehrten haben auf dieses Freiwild manch scharfes Kesseltreiben veranstaltet, ohne jedoch immer auf denselben 'Bock' zu zielen und ihn mit sicherem Schusse zur Strecke zu bringen. So wird auch Sieper andere Verse aufs Korn genommen haben als die Schützen vor ihm; sicherlich hat auch er bisweilen fehlgeschossen, und es war daher durchaus unerläßlich, uns ins Geheimnis zu ziehen, die Echtheitsfrage Vers für Vers wieder aufzurollen und uns die Nachprüfung der Athetesen zu ermöglichen. So aber werden von den 124 Versen des 'Seefahrers' nur 52 untersucht, von den 115 Langzeilen des 'Wanderers' nur 50, während andere elegische Gedichte unverkürzt einbezogen erscheinen, u. a. auch das 'Reimlied', welches ich ganz unberücksichtigt gelassen hätte, da seine Halbverse durch den Endreim stark zur syntaktischen Selbständigkeit hinneigen.

Bei anderer Gelegenheit, nämlich bei der Feststellung der verschiedenen Bindungsweisen von Halb- und Langzeilen zu logischen Gruppen (S. 36 ff.), hat Sieper dieser Sonderstellung des 'Reimliedes' Rechnung getragen und auch die 'Klage des Vertriebenen' aus wohlerwogenen Gründen beiseite gelassen. So ergibt sich dem Verfasser — uns freilich nur unter der Voraussetzung, daß die leidige Echtheitsfrage einwandfrei gelöst wurde — ein ungetrübtes Bild von der logischen Gliederung der elegischen Verse: am häufigsten erscheinen eine oder mehrere Langzeilen mit dem folgenden oder vorausgehenden Halbvers zu einer inhaltlichen Einheit zusammengefügt (schematisch: $L + H$ oder $L + L + H$ bzw. $H + L$ oder $H + L + L$). Das wäre nun ganz in der Art des epischen Stils, aber merkwürdig genug: die beiden gekennzeichneten Bindungsweisen folgen oft aufeinander, so daß sich zum Schlusse doch wieder Langzeilen in lyrischer Art zu logischen Einheiten zusammenfügen; schematisch etwa: $(L + H) + (H + L) = L + L + L$; oder so: $(1 + 1/2) + (1/2 + 1) = 1 + 1 + 1$. Andere Arten der Brechung, die den Langzeilenstil tatsächlich zerstören, nämlich Bindung eines zweiten Halbverses mit der ersten Halbzeile des nächsten Langverses oder syntaktische Isolierung einer Halbzeile werden in größerem Maßstabe, ja geradezu in auffallender Häufung, wie es scheint, nur in ganz bestimmter Absicht verwendet, nämlich bei bewegten Schilderungen der Natur oder des Seelenlebens. Es kann z. B. kein Zufall sein, daß in der beschreibenden 'Ruine' zweite Halbverse mit den folgenden ersten ganz besonders häufig feste logische Verbindungen eingehen und außerordentlich zahlreiche Halbverse geschlossene syntaktische oder inhaltliche Einheiten darstellen.

Im allgemeinen ist also die Versbrechung in der Lyrik selten, und wo sie vorkommt, scheint nach einer sehr bemerkenswerten Beobachtung des

Verfassers vielfach eine gewisse Milderung dieses in elegischen Stimmungsbildern offenbar als Härte empfundenen Stockens in der Mitte der metrischen Einheit derart sich ergeben zu haben, daß solche gebrochene Langzeilen durch Stimmlage und Stimmqualität gegen ihre Umgebung abgegrenzt wurden. Mit dieser Annahme betritt Sieper das für viele Fachleute gänzlich ungangbare Gebiet der Rutz-Sieversschen Stimmunterscheidungen, und seine Ausführungen werden je nach der Veranlagung der Beurteiler sehr verschieden eingeschätzt werden. Ich kann als alter Musikant nur der Überzeugung Ausdruck geben, daß die neue Untersuchungsmethode gerade bei Stimmungsdichtungen selten versagen wird und daß ein von Sieper (S. 38) aus 'Dēors Klage' angeführtes Beispiel mir geradezu geeignet scheint, Zweifler zu bekehren:

'Weland him be wurnan wræces cunnade,
anhydiʒ eorl earfoþa dreaʒ,
hæfde him to ʒesiþþe sorʒe and lonʒaþ,
wintercealde wræce; wean oft onfond' ...

Besonders wenn man das von Luick (Germanisch-Romanische Monatsschrift II, 15) empfohlene Hilfsmittel der Begleitung durch Dur- bzw. Mollakkorde heranzieht, wird es klar, daß V. 2 und V. 4 sich von V. 1 und V. 3 scharf abheben. Ob nun freilich die Versmelodie geradenwegs zur Kennzeichnung von ganzen Langzeilengruppen, von strophischen Gebäuden verwendet wurde, wie es Sieper an den ersten vierzig Zeilen des 'Seefahrers' aufzuzeigen versucht, möchte ich wegen der sich ergebenden starken Lockerung logischer Zusammenhänge billig bezweifeln.

Auch der metrische Bau des Alliterationsverses in den Elegien hat Siepers Aufmerksamkeit erregt, und er findet, daß diese Denkmäler mit Ausnahme der 'Ruine' den Typus A nicht in dem Maße überwiegen lassen wie die epischen Dichtungen. Das dürfte richtig sein, aber die statistische Berechnung ist hier seltsam verworren und unklar. Statt mit heißem Bemühen auf Grund 'mehrerer Stichproben' auszurechnen, daß im 'Beowulf' auf 46 Halbverse des Typus A 54 Halbzeilen anderen Baues kommen, wären doch die Verhältniszahlen an der Hand der Sieversschen Zählung (PBB. X) mit spielender Leichtigkeit und weit genauer festzustellen gewesen. Die Auszählung der Halbverse in den Elegien (S. 47) stimmt mir ferner gar nicht zur tatsächlichen Zeilenzahl der Texte und noch weniger zum Umfang der von Sieper (S. 34) als echt anerkannten Abschnitte. Dasselbe gilt von dem Verhältnis der Gesamtzahl der Halbverse zur Zahl derjenigen mit erweitertem Typus (S. 47), wo überdies das zur Vergleichung nötige Material aus der epischen Dichtung vollkommen fehlt. So darf man freilich mit der Statistik nicht umspringen! — Zwei nicht unwichtige Anmerkungen zur Poetik der Elegie beschließen dieses Hauptstück: ein Hinweis auf das unstreitig bedeutsame Hervortreten der Antithese und ein paar bündige Zeilen über die hohe Kunst, mit welcher die unbekannten Dichter Naturbild und Seelenstimmung zur gegenseitigen Ergänzung oder zur gegensätzlichen Wirkung fast mit der Feinfühligkeit eines Heinrich Heine heranzuziehen verstehen.

Mit hochgespannten Erwartungen treten wir an das dritte Kapitel 'Keltische Einflüsse' heran. Ist es Sieper etwa gelungen, zur Lösung der vielumstrittenen Frage, ob literarische Berührungen zwischen Angelsachsen und Wallisern bestanden, Entscheidendes beizutragen? Jedenfalls scheute er keine Mühe und keinen Umweg, um das Vergleichsmaterial möglichst lückenlos herbeizuschaffen; er reiht an fremde Beobachtungen eigene Eindrücke, verweist auf die starke Entwicklung der elegischen Gattung bei den welschen Hofbarden, auf ihr Zurücktreten in den Werken der volkstümlichen Dichter, findet in der Form dieser Gesänge, im Kehrreim, in den

sich wiederholenden Stropheneingängen, in der dialogischen Anlage bemerkenswerte Vergleichungspunkte mit den lyrischen Erzeugnissen der Angelsachsen. Man könnte in der Tat auf diese Übereinstimmungen ein gewisses Gewicht legen, wenn vorher zweierlei erwiesen wäre: erstens, daß die bestenfalls in Handschriften des 12. Jahrhunderts überlieferten wallisischen Dichtungen älter sind als die weit früher aufgezeichneten angelsächsischen; zweitens, daß die erwähnten auffallenden Züge der ae. Elegie in den übrigen altgermanischen Literaturen sich nicht belegen lassen. Die erste dieser Voraussetzungen ist äußerst gewagt und schlechthin unbegründet, die zweite durch ein paar Hinweise, namentlich auf das skandinavische Schrifttum, rasch zu entkräften. Daß die germanische Dichtung den Kehrreim in weitestem Ausmaß verwendet, bedarf eigentlich keines Beweises und ist von R. M. Meyer gebührend betont worden (*Die altgermanische Poesie* S. 340 ff.); über Lieder mit wiederkehrendem Stropheneingang handeln Meyer (a. a. O. S. 347 ff., 353, 367) und Heinzel-Detter zur 'Völuspa' 6/1—4, 28/8, 43/1—8. Als Beispiele für durchgeführte Zwiegespräche nenne ich nur, was am nächsten liegt, eddische Texte, wie 'Skirnismál', 'Helgakvida II', ferner 'Gylfaginning' und 'Bragis Gespräche'. Was vollends jene allerdings unbestreitbare Vorliebe der Angelsachsen für die elegische Gattung betrifft, so wird sie wohl einfach auf die eigenartige, zarteren Regungen und ernsten Stimmungen zugängliche Veranlagung des Volkes zurückzuführen sein, nicht auf Einflüsse von außen.

Um inhaltliche Berührungen zwischen altenglischer und wallisischer Elegik ist Sieper auch nicht verlegen, aber ich fürchte, die von ihm hervorgehobenen Übereinstimmungen werden eher als Gemeingut der Dichtkunst junger Völker zu deuten sein, eine Möglichkeit, welche der Verfasser schließlich S. 75 für die meisten seiner Beispiele offen lassen muß. In der Tat wird niemand auf den Gemeinplatz, daß Schlaf und Sorge abwechselnd über den Unglücklichen Macht gewinnen, Schlüsse bauen wollen, denn er ist in der Weltliteratur bis herab auf Goethes 'Egmont' und Wordsworths Sonette 'To Sleep' allenthalben nachzuweisen, und dem weitverbreiteten Kleinwild der Kenningar (das Meer ein Salzstrom, der Rabe ein Gast des Schlachtfeldes) wird kein halbwegs weidgerechter Motivenjäger nachstellen wollen. Ferner scheint mir Sieper die Bedeutung des Erlebnisses ganz zu unterschätzen: der ags. Sceop und der keltische Barde lebten unter annähernd gleichen Verhältnissen, dem einen wie dem anderen war der Gefolgsherr vor allem als freigebiger Gabenspender ein Gegenstand der Verehrung; aus seinen Händen empfingen beide dieselben Geschenke, die sie zuhöchst preisen: 'Gold, Rosse, schönes Land und Met.' Der Engländer konnte wie der Walliser genug zerstörte Burgen sehen und einfach durch das psychologische Gesetz des Kontrastes an das frühere glänzende Leben in der Ruine erinnert werden. So urteilt übrigens der Verfasser selbst an einer späteren Stelle (S. 104): 'Auch ist es beinahe selbstverständlich, daß die ae. Elegien ... auf dem Gegensatz verweilen zwischen einst und jetzt.'

Wie Sieper nicht ohne Grund betont, steht die wallisische Literatur mit ihrer innigen Erfassung und liebevollen Schilderung der Natur ganz einzig da, und wenn sich hier sichere Vergleichspunkte im ae. Schrifttum ergäben, könnte man ihnen weittragende Beweiskraft zuschreiben. Aber was vermag Sieper in dieser Hinsicht anzuführen? Die Schilderung einer Winterlandschaft am Meer ergibt sich aus der poetischen Voraussetzung des 'Wanderers', daß der Sänger zur Winterszeit über der Wogen Eis auszuziehen genötigt ist, um einen neuen Herrn zu suchen, braucht aber keineswegs mit den von Sieper verglichenen Stellen, z. B. mit der 'Klage am Strande' des 'Schwarzen Buches von Caermathen', und anderen düsteren Szenerien in Zusammenhang gebracht zu werden. Ganz ähnlich im 'Seefahrer' Z. 17 ff.: der Verbannte muß zur Winterszeit ausfahren und schildert daher 'das

Tosen der Hochflut, wo Stürme die Steinklippen peitschen'; der Frühling wird in der 'Botschaft des Gemahls' und im 'Seefahrer' einfach als die zur Meeresfahrt günstige Zeit genannt, keineswegs um den Gegensatz zwischen der neuerwachten Pracht der Welt und dem kummervollen Herz herauszuarbeiten, wie es in der wallisischen Dichtung üblich ist. Den bei den Kelten so gewöhnlichen Gedankensprung von der Naturschilderung zur Gemütsstimmung (öfters übrigens zu einer mit dem Vorausgehenden gar nicht zusammenhängenden lehrhaften Wendung) vermag ich im 'Wanderer' beim besten Willen nicht wiederzuerkennen: hier handelt sich's doch einfach um den Gegensatz zwischen dem schönen Traum und der rauhen Wirklichkeit, und überdies ist die Abfolge umgekehrt: zuerst die Schilderung des Traumbildes (nicht einer Stimmung!), dann nach dem plötzlichen Erwachen das Naturbild.

Bleibt schließlich nur ein allerdings sehr auffälliges Zusammengehen der angelsächsischen mit den wallisischen Gedichten übrig, nämlich die Erwähnung des Kuckucks bei der Untermalung trauriger oder sehnsüchtiger Stimmungen. Dieser Vogel gilt nämlich nach den Angaben Siepers in den Literaturen und volkstümlichen Überlieferungen der verschiedensten Völker, der Slawen, Finnen, Letten, Rumänen sowie bei den Inselkelten, als Sänger der Trauer, und sein eigentümlicher Ruf wird in zahlreichen Natursagen als eine Klage um Verstorbene, Ermordete oder um entschwundenes Glück gedeutet, während den Germanen die Stimme ihres hochwillkommenen Frühlingsboten stets fröhlich klingt: '*murie sing cuccu*' heißt es im allbekannten Kuckuckslied.

Wenn das richtig wäre, läge allerdings ein Zusammenhang des im 'Seefahrer' (53—55) und in der 'Botschaft des Gemahls' (23—24) erwähnten Trauerliedes jenes Vogels mit ähnlichen Stellen in keltischen Elegien sehr nahe. Aber ich mache mich anheischig, die Vorstellung vom Kuckuck als einem Unglücksvogel und die Auffassung seines Rufes als Klage auch in germanischen Ländern nachzuweisen, so gleich in meiner schlesischen Heimat, wo die Furcht vor dem harmlosen Sänger so groß ist, daß bei seinem Erscheinen im Dorfe ernste Erkrankungen vorkommen (*Schlesiens volkstümliche Überlieferungen*, hg. von Th. Siebs, II/2, 231), und in Tirol (Hardy, *Popular History of the Cuckoo*; *Folklore Record* II 47). Überhaupt gilt er vielfach als unheimlicher Geselle: 'Der Gugguck manchen sehr erschreckt / Mit seim gu gu, gu gu', lesen wir in einem Gedicht aus der Mitte des 17. Jahrhunderts (bei Wackernagel, *Voces variae animantium*, 1869, S. 123); seine Gestalt nimmt der Nachtjäger an, wenn er Kinder raubt (*Schlesiens volkstümliche Überlieferungen* II/2, 161 und IV 484), ja, er kann in Ausrufen wie 'Hol' dich der Kuckuck!' geradezu für den Teufel stehen (ebenda II/2, 229). In Deutsch-Böhmen weissagt sein Geschrei dem Diebe Unglück (Wuttke, *Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart*, 1900, § 280), ganz wie es schon im 8. Jahrhundert als schlechte Vorbedeutung galt, daß sich bei der Krönung des Hildebrand ein Kuckuck auf den Speer des jungen Königs setzte (Paulus Diaconus, *Historia Langobardorum* VI 55).

Der Kuckucksruf hält gewöhnlich das musikalische Intervall der großen Terz scharf ein, macht aber keineswegs auf alle Zuhörer einen fröhlichen Eindruck, was zum Teil in seiner dunklen Klangfarbe, zum andern in der endlos einförmigen Wiederholung der zwei Töne begründet sein wird. In Erinnerung an diese beiden Eigenschaften jener Vogelstimme schildert um 1325 ein Mönchlein die Schwierigkeiten der Gesangserlernung (Halliwell-Wright, *Reliquiae antiquae* I 291):

> 'Un-comly in cloystre . i coure ful of care,
> I loke as a lurdeyn . and (listne til my lare)
> The song of the cesolfa . dos me syken sare,
> And sitte stotiand on a song . a moneth and mare.

I ga gowlende[1] a-bowte . al so dos a goke,[2]
Mani is the sorwfol song . it sigge[3] upon mi bok;
I am holde so harde . un-nethes dar I loke,
Al the mirthe of this mold . for God i for-soke.
I gowle au[4] mi grayel . and rore als a roke' usw.

In 'Kuckuck und Nachtigall' (Chaucer, ed. Skeat VII 350 f.) wird der Gegner der Meistersängerin *'that sory brid, the lewede cukkow'* genannt, und niemand will seine traurigen Lieder (*'songes elenge'*) anhören. Bekanntschaft mit diesem hübschen Gedicht verrät Milton in seinem 'Sonett an die Nachtigall', wo gleichfalls keine freundlichere Bezeichnung für den Kuckuck abfällt als *'the rude bird of hate'*, und der Erneuerer des alten Streitgespräches, William Wordsworth, hat nicht nur sein Gefallen an dem Frühlingsboten geäußert (*Poetical Works* 1866, S. 120), sondern auch schwermütige Eindrücke vom Rufe des scheuen Waldvogels empfangen: *'The first cuckoo's melancholy cry'* (ebenda S. 195).

So wird wohl weit mehr mit der Stimmung des Einzelnen als mit der Veranlagung eines ganzen Volkes zu tun haben, was der Lauscher im Walde aus dem Kuckucksschrei heraushört — und das ist wohl der tiefe Sinn der vom Volke festgelegten, scheinbar absonderlichen Unterscheidungen, ob man den Rufer im nüchternen oder gesättigten Zustand,[5] mit leerer oder wohlgefüllter Tasche vernimmt. Auch der keltische Dichter freut sich, wie Sieper selbst S. 75 beobachtet, oft genug der Frühlingsverheißung im Liede, das bei anderer Gelegenheit ihn schmerzlich bewegt, und so wird es nicht angehen, gerade jene Stellen der altenglischen Poesie, wo die letzterwähnte Auffassung zutage tritt, auf keltische Einwirkungen zurückzuführen. Daß der Sang des Lenzverkünders auch dem Angelsachsen fröhlich ins Ohr klingen konnte, scheint Sieper übrigens entgangen zu sein; doch lesen wir in 'Guthlac' (714—716):

'Smolt wæs se sigewong ond sele niwe,
fæger fugla reord, folde geblōwen,
gēacas gēar budon.'

Auch das vierte Kapitel 'Die altnordischen Zeugnisse' ist keineswegs durch Geschlossenheit und Einheitlichkeit ausgezeichnet und läuft im Grunde genommen auf eine wenig ersprießliche und sich in Einzelheiten verlierende Auseinandersetzung mit Skandinavisten ersten Ranges wie Mogk, Heusler, Neckel hinaus. Die einzelnen Formen der an. Elegie, nämlich die Totenklagen, die den Heroiden der klassischen Dichtung vergleichbaren 'Situationslieder' der jüngeren eddischen Poesie, endlich die Rückblicks- und Sterbelieder sind ja mit großer Umsicht gesammelt und kritisch betrachtet.[6] Aber was ergibt sich daraus für die Kernfrage des vorliegenden Buches? Ein paar selbstverständliche Übereinstimmungen zwischen den an. und ae.

[1] Von Menschen immer 'kläglich schreien' nach den Belegen im NED.

[2] In Mätzners Wörterbuch nicht als 'Kuckuck', sondern als 'Narr' gefaßt; doch beachte den Parallelismus mit dem letzten hier angeführten Vers *'gowle-roke'*.

[3] Lies *'i singe'*. [4] Lies *'on'* wie *'upon'* Z. 6.

[5] Eine Anspielung darauf auch bei Walther von der Vogelweide 73, 31: *'hiure müezens beide esel und den gouch gehœren ê si enbizzen sîn'*.

[6] Ich vermisse jedoch einen Hinweis auf die elegisch ausklingenden 'Erblieder' (*erfikvædi*) der Skalden. Auch das älteste Zeugnis für eine germanische Elegie hat sich Sieper entgehen lassen, die Nachricht des Prokopius (zum Jahre 533) über ein Lied des dem Hungertode geweihten Vandalenkönigs Gelimer auf sein Schicksal (s. Heusler in Hoops' *Reallexikon der germ. Altertumskunde* I 455).

Elegien, so selbstverständlich, daß ihr Fehlen in den aus gleichen oder ähnlichen Anlässen entsprungenen Gefühlsergüssen der Dichter zweier so nah verwandter Völker eigentlich überraschen müßte! Sie gewinnen in unseren Augen (aber durchaus nicht für Sieper) dadurch an Wert, daß sie den vermeintlichen keltischen Einflüssen des dritten Kapitels entgegenlaufen und sie entkräften helfen. Alles andere in diesem breit angelegten Abschnitt ist Kleinkritik, Widerspruch und unnötige Abschweifung.

Das fünfte Kapitel 'Zur Psychologie der alten Germanen' geht von der bedeutsamen Veröffentlichung Grønbechs *Lykkemand og Niding* aus; aber im Gegensatz zu den Darlegungen des skandinavischen Gelehrten, welcher die Allgewalt des Sippengefühls, des Gemeinschaftssinnes und des Begriffes der persönlichen Ehre im Seelenleben der Germanen betont, macht Sieper mit Recht geltend, daß jenes allerdings sehr ausgeprägte Stammesbewußtsein nicht in jedem Fall über die seelischen Triebe des Einzelnen den Sieg davontrug: Gatten- und Freundesliebe führen bisweilen zur Auflehnung gegen die Gesetze der Sippschaftstreue. Das wird durch Beispiele aus den ae. Elegien wie aus der an. Dichtung gut belegt; dagegen ist das ausgeprägte Naturgefühl, dann die Art, wie eine Gemütsstimmung in schier moderner Weise durch Naturvorgänge ausgelöst oder zu ihnen in Beziehung gesetzt wird, nur in den Werken der ags. Sänger zu finden, und das stimmt recht schön zu der oft beobachteten empfindsamen, ernsten und nachdenklichen Veranlagung, zu dem innigen, vertieften Seelenleben des Inselvolkes, zu jenen Eigenschaften, welche auch in den lateinischen Gedichten der Angelsachsen Alkuin und Aldhelm deutlich genug zum Ausdruck kommen und der Dichtung bei den Nordseegermanen bis auf unsere Tage, bis auf Klaus Groth, Storm und Frenssen geradezu ein eigentümliches Gepräge zu verleihen scheinen: gewiß ein hübscher Beitrag zur Geschichte der germanischen Literaturen nach Stämmen.

Sehr rasch geht Sieper hier über die heikle Frage hinweg, inwieweit christliche Einflüsse dem Aufkommen elegischer Stimmungen und ihrem Ausdruck in der Literatur förderlich gewesen sind. Er dürfte selbst die einer eindeutigen Antwort im Wege stehende Hauptschwierigkeit, nämlich die richtige Altersbestimmung unserer Gedichte, herausgefühlt haben, wenn er auch die ältesten Stücke recht willkürlich ins 'achte bzw. neunte Jahrhundert' verlegt und nur die ausgesprochen christlichen Zutaten auf Rechnung später Bearbeiter setzt. Daß der ältesten germanischen Dichtung zartere Gefühle nicht ganz versagt waren, schließt er mit Recht aus der schon von Mogk erkannten weichen, elegischen Natur des Helden der 'Vǫlundarkviþa', aus der übereinstimmenden Hervorhebung von Wielands Sehnsucht im 'Dēor' und dem sehr alten Eddaliede, obwohl die meisten hierhergehörigen Stellen der an. Sage von Neckel als späte Zutaten erklärt worden sind.

Auf den folgenden 22 Seiten bietet Sieper einen Abdruck der selbständig überlieferten ae. Elegien, dem durch eine neue Vergleichung des Codex Exoniensis und seiner alten Abschrift im British Museum ein gewisser Wert zukommt. Eine kritische Ausgabe war nicht geplant, vielmehr verlegt Sieper die Auseinandersetzung mit früheren Bearbeitern dieser Denkmäler in einen besonderen Abschnitt 'Erklärung und Textkritik', wo er das ausgedehnteste und ergiebigste Hypothesenfeld der Anglistik neu zu bestellen unternimmt. Bei solchem schwierigen Beginnen gälte es vor allem, den Pflug ganz tief einzudrücken und alles umzuackern, ehe man die neue Saat ins Erdreich senkt. Statt dessen will sich der Verfasser in der Vorrede (S. XXII) das Recht zusprechen, nur über einen Teil der bebauten Fläche frische Furchen zu ziehen; er will aus der Fülle der Erläuterungsschriften eine Auswahl treffen und brachliegen lassen, was ihm keinen Ertrag zu versprechen scheint. Durch diesen selbstherrlichen Zug, der im

Wesen des liebenswürdigen Menschen Sieper nicht die geringste Entsprechung fand, bringt er sich um das Verdienst, eine wirkliche Geschichte der Forschung über die ae. Elegie geschrieben zu haben; die Lücken in der verarbeiteten Literatur sind sogar sehr beträchtlich, die Entscheidung über wichtig und unwichtig zu willkürlich, was bereits Schücking in seiner ergebnisreichen Anzeige des Buches (*E. Stud.* 51, 103 ff.) mit bewährter Sachkenntnis aufgedeckt hat. Dazu kommt Siepers allzu große Geneigtheit, Zeilen, die von seinem Standpunkt irgendwie befremdlich sind, schlankweg als unecht auszuscheiden, ferner sein nicht ganz geklärtes ästhetisches Urteil, das vielfach moderne Anschauungen auf die ae. Zeit überträgt, endlich der auch in seiner Einleitung unangenehm berührende Mangel fester chronologischer Ansätze und eine gewisse Leichtgläubigkeit gegenüber den kühnsten Hypothesen.

Aber trotz alledem sind Sieper einige m. E. nicht unwichtige Feststellungen und hübsche Entdeckungen gelungen. Ich rechne hierzu, von zahlreichen Kleinigkeiten der Texterklärung ganz abgesehen, den sehr dankenswerten Hinweis auf formelle Übereinstimmungen zwischen 'Dēors Klage' und den 'preces commendaticiae', dem sogenannten 'Liberia' der Kirche (S. 28 und 164), die, wie mir scheint, endgültige Erhärtung der alten Ansicht von den Zusammenhängen der 'Ruine' mit den Überresten der Römerstadt Bath, die vortreffliche Erklärung und Übersetzung des schwierigen 'Reimliedes'. Auch nach der negativen Seite hat der Verfasser unsere Erkenntnis bedeutsam erweitert, so durch Ablehnung aller Beziehungen zwischen der 'Botschaft des Gemahls' und der 'Klage der Frau', durch seinen Widerspruch gegen die merkwürdige Annahme von dem sprechenden Runenstabe (S. 212) und die richtige Einschätzung des 'Gebetes des Vertriebenen', welches geradezu als Schulbeispiel einer Stilmischung hingestellt wird, weil es sich abwechselnd in der Ausdrucksweise der Psalmen und der ae. Elegie gefällt.

Auf den letzten Seiten des stattlichen Bandes bietet Sieper zunächst eine mit vielen Proben ausgestattete Übersicht der älteren Übersetzungen elegischer Gedichte, dann eigene Verdeutschungen. 'Bescheiden und demütig, im engsten Anschluß an den Ausdruck des Dichters' will er seine Aufgabe lösen, und es sei bereitwillig zugegeben, daß er seine Vorgänger in der philologischen Erfassung des Sinnes wie in der dichterischen Wiedergabe des Wortlautes erheblich überbietet, mögen auch einige Kleinigkeiten verbesserungsfähig sein. Die stabenden Langzeilen lesen sich gut, und niemand wird es dem Übersetzer verargen, daß er glaubte, die Nachbildung der metrischen Kunststücke des 'Reimliedes' sich erlassen zu dürfen.

Nicht ohne Bewegung legen wir das letzte größere Werk des vor der Zeit der Wissenschaft Entrissenen aus der Hand. Denn es ist uns so recht ein Abbild des Mannes, der es geschrieben, seines beispiellosen Wissensdranges, seiner Vielseitigkeit, seines merkwürdigen Bildungsganges. Verrät sich nicht der deutsche Lehrer, der gewissenhaftesten einer, der je an hohen und niederen Schulen gewirkt, in dem Bestreben, sich über jedes und alles Rechenschaft zu geben und die gewonnene Einsicht haarklein, mitunter ein bißchen umständlich den Lesern zu vermitteln? War es nicht jederzeit Siepers, des geborenen Jugendbildners, Art, durch Ausblicke auf seitab liegende Gebiete den Gegenstand zu beleuchten, die Darstellung zu beleben, ganz wie er hier in seinem gelehrten Werke über die altenglische Elegie auf Börries von Münchhausen, Heine, Storm und Ibsen zu sprechen kommt?

Gewiß, das ist fast ein Zuviel, statt dessen wir auf der anderen Seite mehr Geschlossenheit, noch größere Eindringlichkeit und Selbständigkeit der Untersuchung gewünscht hätten. Aber wissen wir denn, wie viel von den Fehlern des Buches auf Rechnung körperlicher Leiden, körperlicher Erschöpfung zu setzen ist, die so bald, kaum ein halbes Jahr nach dem

Erscheinen des Bandes, zum Erlöschen führen sollten? So nehmen wir das viele Gute, was Sieper hier mit seiner letzten Kraft geleistet, dankbar entgegen und halten uns versichert, daß er die Unebenheiten seines Buches bereitwillig zugegeben und verbessert hätte, wäre es den Beurteilern dieser Studien über die altenglische Elegie gegönnt gewesen, sich mit dem einsichtigen, bescheidenen und rastlosen Manne auszusprechen.

Nachtrag. Die Melodik des Kuckucksrufes ist neuerdings von den Ornithologen Cornel Schmitt und Hans Stadler genauer bestimmt worden, worüber u. a. der 'Dresdner Anzeiger' vom 30. und 31. Juli d. J. berichtet. Nach diesen Beobachtungen ist das Intervall zwischen den zwei Tönen bald die große Terz fis—d, bald die kleine f—d, doch kommen auch Sekunden- und Quartschritte vor; der Altersunterschied der singenden Vögel wird hier vor allem mitspielen, und die verschiedenen Rufintervalle können naturgemäß das Gemüt der Dichter einmal zur Fröhlichkeit, ein andermal zur Trauer stimmen.

Prag. R. Brotanek.

Ernst Tappolet, Die alemannischen Lehnwörter in den Mundarten der französischen Schweiz. Kulturhistorisch-linguistische Untersuchung. — Erster Teil. Mit einer Karte. 104 S. Straßburg, Karl J. Trübner, 1914. — Zweiter Teil. Etymologisches Wörterbuch. XVI, 215 S. ibid. 1917.

Die Untersuchung der Lehnwortbeziehungen zwischen zwei Sprachgebieten ist von jeher ein wichtiger Teil der Sprachforschung gewesen. Sie gestattet oft ungeahnte Einblicke in frühere Zustände der gebenden sowohl als auch der empfangenden Sprache und durchleuchtet deren historische Entwicklung. Sie liefert außerdem einen großen Beitrag zur Kulturgeschichte, ohne welchen diese oft auf recht schwachen Füßen stünde. Und endlich erhellt sie oft in hohem Maße das Wesen der sprachlichen Vorgänge. Beispiele zu geben darf hier wohl überflüssig erscheinen. Die meisten diesbezüglichen Studien litten aber bisher darunter, daß die in Frage kommenden Sprachstadien nur bruchstückweise bekannt waren. Ihre Probleme waren so nie oder nur in seltenen, günstigen Fällen einer unzweideutigen Lösung zugänglich.

Ganz anders verhält es sich nun mit vorliegendem Buche. Die gebende Sprache, das Alemannische, ist im *Schweizerischen Idiotikon* und im *Wörterbuch der elsässischen Mundarten* niedergelegt. Die empfaugende Sprache, die westschweizerischen Mundarten, haben ihren Reichtum in die Zettelkasten des *Glossaire* fließen lassen. Beide sind daher, soweit sich die sprachlichen Erscheinungen überhaupt mit unseren heutigen Methoden fassen lassen, vollständig bekannt. Dieser glückliche Umstand, verbunden natürlich mit den gründlichen und gediegenen Kenntnissen, über die der Verfasser als Mitredaktor des *Glossaire* verfügt, verleiht dem Buche eine außergewöhnliche Kraft und Sicherheit und eine von den engen Grenzen des behandelten Gebietes unabhängige prinzipielle Wichtigkeit.

In dem in seinem Aufbau methodisch vorbildlichen ersten Teil untersucht T. die kulturhistorischen Fragen und die Art, wie das neuaufgenommene Material der eigenen Sprache einverleibt wurde. Eine eingehende Würdigung derselben würde den Rahmen einer Rezension sprengen. Ich sehe mich daher genötigt, mich mit einem Hinweis auf die Hauptpunkte zu begnügen. Wir erfahren zuerst, welche allgemeinen Gründe bei den Entlehnungen mitgewirkt haben: die geographische Lage, durch welche die Westschweiz von Frankreich abgeschlossen und der deutschen Schweiz

gegenüber geöffnet wird; die starke Einwanderung von Deutschschweizern; die politische Zusammengehörigkeit, die allerdings bloß im Berner Jura stark mitgewirkt hat, da dieser fast ein Jahrtausend dem deutsch verwalteten Fürstbistum Basel angehörte, während die bernische und die preußische Regierung in der Waadt und in Neuenburg sich nur der französischen Sprache bedienten. Äußerst lehrreich und interessant ist sodann die Verteilung des deutschen Einflusses auf die einzelnen Lebensgebiete, auf Haus und Hof, Landwirtschaft und Viehzucht, auf die Handwerke und den Verkehr, auf das öffentliche Leben und auf die Gefühlswelt. Der Hausbau ist am stärksten beeinflußt im Berner Jura, wo die meisten Bauernhöfe von Deutschweizern betrieben werden.[1] Das Halten deutschschweizerischer Dienstboten und die häufige Heirat mit deutschschweizerischen Frauen haben Wörter aus der Haushaltung herübergebracht, wie *putzen, reiben, bletzen* 'flicken', viele Speise- und Kleidernamen. Die aus dem deutschen Kantonsteil eingewanderten Bauern behielten auch viele Viehbezeichnungen bei und brachten ihre Bergschlitten mit (*schnecke, geiss, schlitten*). Groß ist auch der Einfluß der Handwerker, die anscheinend in großer Zahl sich auf französischem Gebiet ansiedelten. Auf dem Gebiete des Spiels hat der schweizerdeutsche *jass* mit allen seinen spezifischen Ausdrücken den früher in der Westschweiz so beliebten *binocle* fast ganz verdrängt. Das gemeinsame Heer hat eine Reihe von deutschschweizerischen Ausdrücken auch in der Westschweiz in Aufnahme kommen lassen (*landsturm, landwehr*) usw.

An die kulturgeschichtliche reiht sich die linguistische Untersuchung würdig an. T. unterscheidet glücklich das Bedürfnis- vom Luxuslehnwort. Das erstere beruht auf Import der Sache, die den adäquaten deutschen Namen mitwandern ließ, das letztere dient nur zum Ausdruck gewisser Gefühlsnuancen, die dem deutschen Worte in welscher Sprache innewohnte. Dann folgen Laut-, Formen-, Wortbildungs- und Bedeutungslehre. Die lautlichen Veränderungen können dreierlei Ursache haben: Weiterentwicklung eines früh entlehnten oder eines im welschen Sprachgebiete wandernden Wortes innerhalb der romanischen Mundarten; Lautsubstitution, d. h. unbewußter Ersatz des fremden Lautes durch den am nächsten stehenden der aufnehmenden Mundart; Lautentsprechung, d. h. bewußte, auf Reflexion beruhende Anpassung des fremden Wortes durch Vergleichung der Laute mit denen der eigenen Mundart.[2] Infolge des Nebeneinanders von frz. *chanter* und mundartlichem *tsāta* wird schwd. *šaləwärx* > *tsalvèr*. Das wichtigste Kapitel der Morphologie ist dasjenige über das Genus. T. geht von der Ansicht aus, daß die Substantive geschlechtslos übernommen und dann je nach Form oder Bedeutung (Einfluß einheimischer Wörter mit ähnlichem Sinn) Maskulina oder Feminina werden. Die Frage ist von größter Wichtigkeit für die Auffasung des Entlehnungsvorganges überhaupt. Tappolets Theorie setzt voraus, daß die alemannischen Wörter in der Regel von nur Französisch sprechenden Welschschweizern aufgeschnappt worden seien, die dann eben dem Wort nach ihrem Sprachbewußtsein ein neues Geschlecht gaben. Steht nun dem nicht entgegen, was T. selbst über die Ursachen der Vermittlung sagt? Wie wir gesehen haben, ist in erster Linie die starke Einwanderung von deutschschweizerischen Bauern (im Jura) und weib-

[1] Nicht berührt wird der Einfluß, der vielleicht von der Zweigniederlassung Choindez der bekannten von Rollschen Eisenwerke in Gerlafingen und der Klus ausgegangen ist. Choindez bildet seit mehr als einem halben Jahrhundert eine fast rein deutsch gebliebene Sprachinsel in der Birsschlucht zwischen Courrendlin und Münster, die eine eigene deutsche Schule unterhält.

[2] Auf dem gleichen Vorgang im Sprechenden beruht die sog. Überentäußerung.

lichen Dienstboten dafür verantwortlich zu machen. Diese Leute mußten im Verkehr mit der neuen Umgebung das Landesidiom verwenden und mischten nun die Wörter ihrer eigenen Mundart hinein, für die sie kein entsprechendes französisches kannten — sei es, daß wirklich keines existierte oder daß sie es nicht gegenwärtig hatten. Da in ihnen das Gefühl für das Geschlecht in beiden Sprachen lebendig war, behielten sie das deutsche Geschlecht bei Verwendung des deutschen Substantivs im französischen Satze bei, und so hielt das deutsche Wort mit dem deutschen Geschlecht seinen Einzug in die westschweizerische Mundart. Wir hätten also im Grunde genommen den gleichen Vorgang wie zur Zeit der Völkerwanderung, als die eingewanderten Germanen, zweisprachig geworden, germanische Wörter dem romanischen Idiom beimischten. Diese Auffassung scheint mir zuzutreffen bei allen den Wörtern, die durch die genannten zwei Klassen von deutschen Einwanderern vermittelt wurden, also wohl bei fast allem, was Haus, Hof, Familie, Speisen, Landwirtschaft betrifft. Und das ist die große Mehrzahl der Entlehnungen. Bei den meisten anderen Wörtern mag die Auffassung von T. ihre Berechtigung haben.[1] — Sobald nun einmal das alemannische Wort allgemein aufgenommen war, sah es sich natürlich der Einwirkung formell und inhaltlich verwandter Wörter ausgesetzt und wurde denselben auch im Geschlecht angepaßt. — Für T. scheint nun zu sprechen die große Zahl der infolge Einfluß eines bedeutungsverwandten welschen Wortes[2] ihr Geschlecht verändernden Lehnwörter (61 gegenüber 79, die, ebenfalls infolge der Einwirkung bedeutungsähnlicher Wörter ihr alemannisches Geschlecht behielten). Diese Zahl erscheint nun aber nur deswegen so groß, weil T. hier sämtliche alemannischen Neutra mitrechnet. Nimmt man aber zweisprachige Deutsche als Vermittler der Lehnwörter an, so wurden diese durch ihr Sprachbewußtsein geradezu genötigt, die deutschen Neutra unter die französischen Maskulina einzureihen.[3] In der Tat sind denn auch von 24 Neutra 20 Maskulina und bloß 4 Feminina geworden. Dieses auffallende Verhältnis kann doch nicht ein zufälliges sein. — Betrachtet man die von T. gebotenen Zahlen von diesem Standpunkt aus, so reduziert sich die Zahl der Fälle, wo die äußere Form für das Geschlecht bestimmend war, von 60 auf 20; in der Kategorie 'Einfluß der Bedeutung', die 140 Fälle umfaßt, steigt die Ziffer der Genusgleichheit von 79 auf 100, die der Genusungleichheit fällt von 61 auf 40.[4] Das ist ein Verhältnis, das nichts Auffälliges mehr an sich hat.[5]

---

[1] Auch T. greift hier und da auf das alemannische Geschlecht zurück, aber meist nur im Sinne einer Wiederberührung des schon eingebürgerten Wortes mit seiner Quelle. Den Entlehnungsvorgang, wie ich ihn oben beschreibe, betrachtet er als eine mögliche, aber seltene Ausnahme (S. 81).

[2] Ich möchte nicht versäumen, auf die glückliche Art hinzuweisen, wie T. (S. 87) auf Grund des weiblichen Geschlechts von *riəm* 'Peitsche' auf ein früher im Berner Jura vorhandenes weibliches Substantiv romanischen Ursprungs schließt, das in der Fr.-Comté und der übrigen Schweiz heute noch lebt. Umgekehrt geht es wohl nicht an, das Wort *trou* zur Erklärung eines Genuswechsels heranzuziehen, (S. 86), das wohl schon lange vor dem Beginn der alemannischen Infiltration durch *pertuis* ersetzt worden ist (s. Z. R. Ph. 38, 498).

[3] Vgl. auch die Bemerkungen von Brandstetter (S. 61) für das Rätische.

[4] Mit eingerechnet das Wort *ifar*, dessen alemannisches Grundwort *ifar* = 'Einfahrt' wenigstens in meinem eigenen, solothurnischen Dialekt und, soviel ich mich erinnere, im ganzen Kanton männlichen Geschlechts ist (im *Idiotikon* wohl irrtümlicherweise als Neutrum bezeichnet).

[5] Dabei bleiben die zahlreichen Substantive mit natürlichem Geschlecht noch unberücksichtigt.

Wo also alemannisches und welsches Geschlecht übereinstimmen, möchte ich in erster Linie ein Fortleben des alemannischen erblicken. Es müßten demnach auch im Wörterbuch die vielen Erklärungen wegfallen, wie *èkro* mask. wegen *beurre* (vielmehr weil alem. *anken* s. m. ist), *flaš* fem. wegen *bouteille* (vielmehr weil alem. *flasche* s. f.) usw.

Der zweite Teil bringt das eigentliche Lehnwörterbuch in alphabetischer Reihenfolge der zugrunde liegenden alemannischen Wörter. Um die Auffindbarkeit zu erleichtern, hat T. jeweils die entsprechende schriftdeutsche Form an die Spitze gestellt, wenn eine solche existierte. Man wird dies nur gutheißen können. Jeder Artikel enthält sodann zwei Abschnitte: in dem einen wird der Leser über die verschiedenen Formen des Wortes in den westschweizerischen Mundarten, seine Bedeutungen, seine Verbreitung und seine Ableitungen orientiert, der zweite bringt einen erschöpfenden historischen und linguistischen Kommentar, der alle Fragen berührt, die der erste Teil aufgeworfen hat. Dieser Kommentar steht in fortwährender Wechselbeziehung zum ersten Teil des Buches, was das Einzelfaktum sofort in jeder Beziehung in die richtige Beleuchtung rückt und ihm so ein bedeutendes Relief verleiht. So wird z. B. der Leser s. v. *scheibe* für die Form *šüba* auf § 29, 5 des ersten Teils verwiesen, der eine Reihe anderer Beispiele bringt und den Vorgang der allgemein freiburgischen Lauttendenz $i+$labial $>ü$ einordnet. Oder unter *bringen* 'zutrinken' wird auf § 13, 3 hingewiesen, der vom Einfluß der Deutschen auf die Trinksitten handelt. Kurz, es ist alles getan, um den Leser nicht in der Unendlichkeit der einzelnen Tatsachen ertrinken zu lassen, sondern ihm sofort eine allgemeine Erkenntnis zu vermitteln. Auf diese Weise ist T. glücklich der allen Wörterbucharbeiten drohenden Gefahr entgangen, nur eine Folge von zusammenhanglosen Monographien zu bieten. Hier hält sich und ergänzt sich alles gegenseitig.

Daß T. seine Darstellung nicht über die Grenzen der Schweiz ausdehnt, lag schon im Gegenstand der Studie. Wir wollen ihm dankbar sein für die zahlreichen Verweise, die uns ermöglichen, die geographische Verbreitung vieler Wörter auch in anderen romanischen Mundarten, besonders im Rätischen und Lombardischen, im Wallonischen und Lothringischen nachzuprüfen. Nur für die Franche-Comté ist von diesem Prinzip abgewichen worden, da diese zu eng mit dem Berner Jura zusammenhängt, um, ohne Schaden zu nehmen, eine scharfe Trennung vornehmen zu können. Immerhin hätten auch hier die so ergiebigen Vokabulare von Dartois und Poulet bei konsequenter Ausschöpfung noch gute und willkommene Ergänzungen und Aufklärungen geboten. Über einige solche Fälle siehe unten. — Allerdings bleibt eine Anzahl meist unsicherer Wörter, die T. vielleicht anders beurteilt hätte, wenn er ihre Verbreitung in Frankreich in Betracht gezogen hätte (s. u. besonders *Goden, Gone*).

Ich lasse nun im folgenden noch einige Bemerkungen zu einzelnen Artikeln des Wörterbuches folgen:

A m t m a n n. Die Form *aman* findet sich auch in lothringischen und wallonischen Urkunden (s. Gdf.).

B a c h e. Die Bedeutung 'Mutterschwein' hat auch damprich. *bòk*, das gleichen Ursprungs ist und sich westlich an die schweiz. aire des Wortes anlehnt (M S L P 11, 59).

B a n n w a r t. Die Form *bannwart* ist auch in den modernen Mundarten nicht so selten, so soloth., dann Jaun: *bāwart* (Stucki 133) und im schwäb. *bannwart* (Fischer I, 620), das doch wegen der Beziehungen Württembergs zu Montbéliard auch in Betracht fällt. Als Bedeutungsparallele wäre noch zu erwähnen aus der Touraine: *sargent* 'petite botte de paille attachée à un pieu et interdisant la vaine pâture dans une serre ou dans un pré'.

Ber. Wie verhält sich zu der schweizerischen Wortsippe afrz. *boiron* 'nasse' (aus Isle-sur-le-Doubs, 1308, also westlich anschließend), Puybarraud: *bwerīxō* 'nasse', ardenn. *berroige* 'filet', die alle zu lat. *pēra* stimmen, wenn man vom anlautenden Konsonanten absieht?

betteln. Auch bergam. *batela.*

Bettler. Zu afrz. *bélître* s. Brüch, ZRPh. 36, 581.

Bremenöl ist in der Gegend von Solothurn allgemein gebräuchlich.

Bröckli. Sollte dieses Wort vielleicht mit der in der deutschen Schweiz so allgemeinen Sitte, das Brot in den Kaffee einzubrocken, Eingang gefunden haben?

brühen. *brure* auch von Poulet für Plancher-les-Mines und von Dartois für das Doubsdepartement belegt, beiderorts in der Bedeutung 'échauder un cochon tué'.

Brusttuch. Nach Fallot 59 *broustouk* 'gilet' auch in der Fr.-Comté (Montbéliard?)

Butterweck. Vgl. dazu besonders Beauquier, 'Trad. pop. de la Fr.-Comté' p. 41.

Geiss. In Romont auch mit der Bedeutung 'Sterz am Pfluge' (Zimmerli I, 35).

Gitz. Die schweizerdeutsche Etymologie vermag nicht Rechenschaft abzulegen für: *quiche* 'cime d'un arbre, d'un édifice' (Forêt de Clairvaux), *kètzo* 'sommet d'une montagne (Mesnay, RPhF 14, 51), ardenn. *quiche* 'cime', von denen das westschweizerische Wort doch wohl kaum zu trennen ist.

glucksen findet sich 'Schw. Idiot.' 2, 656.

Goden. Das Wort findet sich im Schweizerdeutschen nur in wenigen an die Sprachgrenze anstoßenden Dörfern, in den romanischen Mundarten aber weit herum, vom Wallonischen und Normannischen bis ins Katalanische. Das in seiner Etymologie dunkle Wort hat daher zweifellos die Sprachgrenze in der Richtung von Westen nach Osten, nicht umgekehrt, überschritten. Meine demnächst erscheinende Studie über das Schaf im Romanischen wird die nötigen Belege bringen. Vgl. auch schon Sainéan, 'Chien et porc' p. 85. — Speziell für die Westschweiz nachzutragen ist waadtl. *gueddy* 'porc' ('Mém. Soc. Ant.,' 1, 192, Aussprache: *gwedi*?).

Gone. Auch dieses Wort ist nicht auf das Frankoprovenzalische beschränkt. Vgl. mbret. *gonn* 'truie', vann. *gonne* 'charogne', Jura: *gone*, *gonée* 'femme mal vêtue', dazu mit Ableitung auf *-iu*: Creuse: *gogno* 'truie', piacent. *gǫñ* 'maiale' Z. 14, 141). Vgl. weitere Belege bei Sainéan p. 89. Die Verbreitung läßt keltischen Ursprung vermuten. S. dazu MSLP 7, 230.

grinsen. Daß zu der westschweizerischen Bedeutungsentwicklung kein neuer deutscher Einfluß nötig war, beweist manc. *grĕšé* 'faire des grimaces' (Dagñet).

gucken. Dazu wohl auch Blonay: *kukeli* 'agir avec lenteur, s'attarder'.

Habersack. Es ist nicht nötig, für die westschweizerischen Formen mit *-br-* erneuten alemannischen Einfluß anzunehmen. Die französischen Dialekte kennen überhaupt fast nur diese; *havresac* scheint eine speziell schriftsprachliche Form zu sein. Vgl. Tarn: *abrassac*, Tulle: *obrossa*, poit. *haubressa*, *rabresac*, champ. *habersac*, centr. *aubersac*, wallon. *abèrsac* und s. auch Thomas, 'Mélanges' p. 12.

Harke ist in französischen Mundarten recht weit verbreitet: La Puisaye: *arc de jardin* 'petit râteau de jardin' (Ann. Yonne 1864, 204), Vouthons: *harcote*, Forêt de Clairvaux: *arcotte* id., Besançon und Villars-sur-Montreuil: *harcote* 'râteau' (Ac. Bes. 1850, 209). Die Entlehnung aus frz. Mundarten ist daher zweifellos.

Herr ist mehrfach ins Romanische gedrungen. So ardenn. *hère* 'seigneur', Vendée: *hère* 'mauv. sujet' ('Mém. Ac. Celt.' 3, 391), it *erro*. Vgl. Volpi. 'Erudizione e Belle Arti' 1. 65.

K a l e n d e r. Interessant, daß der A L F 1434 almanach eine waadtländische Form kennt, die zu frz. *calendrier* stimmt und die sich im Dep. Cantal wiederholt. Immerhin weist die Betonung von *kalèdr(a)* sicher auf Entlehnung aus dem Schweizerdeutschen. Aus dem gleichen Grunde wird wohl auch Pola: *calendre* 'pronostici che fanno i contadini ne'varii mesi dell'anno' ('Arch. Trad. Pop.' 9, 167) als aus dem Deutschen entlehnt aufgefaßt werden müssen.

L a u n e. Bei den Ableitungen wäre noch zu erwähnen: westschweiz. *luĕnrei* 'Spaß' ('Arch.' 121, 446), das sich auch in Bèze (Côte d'Or) in einem Texte von 1869 wiederfindet: *lōnrī* 'plaisanterie' (R P G R 4, 36).

M a g e n. Das lothr. *mohō* ist nicht so vereinzelt, wie es nach Meyer-Lübke erscheinen möchte. Dartois bezeugt *mahon* 'Geflügelmagen' auch für Besançon und das Doubsdepartement im allgemeinen (Ac. Bes. 1850, 209) und Cunisset-Carnot für Dijon: *man* 'id.'. Angesichts dieser Verbreitung und der Bedeutung des jurassischen Wortes ist wohl eher mit alter Entlehnung zu rechnen. Die Wiederherstellung des *-g-* in den schweizerischen Formen wäre dann auf erneuten Einfluß des Alemannischen zurückzuführen. In ähnlicher Weise ist wohl auch wallon. *mago* 'Geflügelmagen' zu erklären.

N a r r. Dazu gehört wohl auch das von Lavallaz 255 für Hérémence verzeichnete *narerá* 'folie'.

N e l l (im Kartenspiel) wird im ersten Teil besprochen, im zweiten aber nicht aufgeführt, weil vielleicht bloß individuell gebraucht. Es ist mir wiederholt im Militärdienst von Kameraden welscher Zunge (auch einem patoissprechenden Walliser) bezeugt worden, daß es genau die gleiche Vitalität besitze wie die andern deutschen Jassausdrücke (*pur, stöck* usw.).

Q u ä t s c h g e ist schwer zu beurteilen, da der Ursprung des deutschen Wortes nicht ganz klar ist. Es tritt hier erst im 15. Jahrhundert auf (nach Kluge und Grimm) und scheint außer in der Rheingegend nur in Thüringen eingebürgert zu sein. Die Nebenform *zwetsch(g)e* scheint auf einer ähnlichen Formscheidung zu beruhen wie mhd. *twër(ch)*>nhd. *quer, zwerch* und hat sich weiter verbreitet (s. auch Pritzel-Jessen 314). In Frankreich findet sich *kwęš* usw. der ganzen deutschen Grenze entlang bis und mit Metz, sodann durchaus allgemein in der Franche-Comté, der Champagne, in Lothringen und im Rouchi (s. Rolland, 'Flore' 5, 368, 379, 380, dessen Belegen ich noch beifügen kann: *kwāš* in Pierrecourt; *couetche* in Dijon, R Ph F 6, 206; *kwęš* in Klein-Rumbach, 'Arch.' 122, 379; *cuissin* 'prune ovale jaune et rouge' in Reims). Das Wort ist auch in Paris als Ausdruck der Früchte- und Komestibilienhändler durchaus geläufig, in der Form *couèche*, wohl eben aus den östlichen Mundarten eingeschleppt; ja, Rolland gebraucht sogar l. c. *quouetchier* als französisches Schriftwort. Der in der Schweiz auf den Berner Jura beschränkte Ausdruck ist also nicht als spezifisch alemannisches Lehnwort anzusprechen.

r e i b e n. Merkwürdig ist, daß das Wort sich in ähnlicher Bedeutung in einer ganz anderen Ecke des französischen Sprachgebietes wiederfindet: *ribotte* 'baratte' in Plouguernevel (Côtes-du-Nord, R Tr Pop 5, 677), *ribot* id. in Clos Poulet (bei St. Malo, ibid. 18, 447), *ribotter* 'baratter' ebenda und in Bréal-sur-Montfort (Ille- et-Vil., ibid. 10, 573) etc.

S a t z. Eine andere Spezialisierung der Bedeutung findet sich in Blonay: *sątsè* f. pl. 'dépôt de l'huile de noix, lie d'huile'.

S a u e r k r a u t. Interessant ist, daß der romanische Typus der Westschweiz umgekehrt Eingang in der deutschen Schweiz gefunden hat, wo *gumpischt* weit verbreitet ist.

S c h l e n g g e n nordwestlich anschließend auch in Plancher-les-Mines in der gleichen Bedeutung: *ch'lingue (šlę̄g)*.

S c h u h f l i c k e r scheint mir schon deswegen nicht alemannischen Ursprungs, weil m. W. das Wort in unseren Mundarten nicht gebräuchlich

ist. Der älteste Beleg, den ich für das Wort finde, stammt von 1873: damals wurde in einem in Biskra stationierten Zuavendetachement eine gewisse Nummer im Lottospiel als *l'alêne du Schoofflick* bezeichnet (R Tr Pop 2, 202).

Schuhmacher. Auch für dies Wort lehnt T. mit Recht alemannische Entlehnung ab. Interessant ist, daß es in der Bedeutung 'Stümper' auch nach Südfrankreich gedrungen ist: *soumac* 'bousilleur, mauv. ouvrier' in La Salle-St. Pierre (R L R 26, 67). Auch hier behauptet die schon Z R Ph 37, 500 berührte Tradition, das Wort sei durch die Invasion eingeschleppt worden, und zwar durch ein österreichisches Detachement, das sich 1815 hier aufgehalten hätte.

schwanzen. Sollte dem nur in Charmoille vorkommenden Wort *šrèsè, srãsè* 'rasch davongehen (filer)' nicht der in der schweizerdeutschen Schülersprache geläufig gewordene Studentenausdruck *schwänzen* 'faire l'école buissonnière' zugrunde liegen? Dazu würde auch die Form *šrèsè* stimmen.

Simmental. Könnte dem jurass. Wort *ciblale* 'glissoire' nicht auch eine Nebenform oder eine Entstellung des solothurnischen *ziberle* 'glisser sur la glace', *ziberli* 'glissoire' zugrunde liegen?

Spannbett. Das Wort lautet im Berner Jura: *epēbet* und erweist sich infolge des Verstummens des *s* vor Konsonant trotz des Fehlens alter Belege als eine sehr alte Entlehnung. Etwas auffällig scheint mir dabei allerdings außer der Bewahrung des *-t* auch die Form *etèbet* die bei einem neu aufgenommenen und schlecht verstandenen Wort eher begreiflich wäre, sowie die geographische Beschränkung auf wenige jurassische Grenzdörfer. Wäre es daher nicht möglich, in *epèbet* eine durch die lautliche Ähnlichkeit begünstigte Kreuzungsform aus **epōd* (< *sponda*) und d. *spannbett* zu sehen, deren Entstehung dann nicht so weit hinaufzusetzen wäre? Daß *sponda* 'Bettgestell' in der ganzen Westschweiz existiert hat, scheint mir angesichts seiner heutigen Verbreitung nicht zweifelhaft. Vgl. außer Meyer-Lübke R E W 8170 noch lyonn. *éponda* 'côté du lit opposé à la ruelle', Crissolo (piem.) *spǫ̀nde* 'parties latérales du lit' (B Gloss. 10, 63), metz. *c'hponce* 'esponde et ruelle du lit', waadtländ. *ępōde* 'rebords latéraux du bassin du pressoir' (Gignoux 34). Das Wort ist auch nicht nur ins Niederländische gedrungen (Jud, Z R Ph 38, 42), sondern auch in deutsche Mundarten (vgl. *betšpuniə* 'Bettgestell' in Mansfeld, 'Zs. f. hd. Mda.' 2, 199).

Stein. Auch in Plancher-les-Mines: *štęn* 'bille'.

sterben. Das mit der Absicht einer komischen Wirkung verwendete *štorb* findet sich auch in Verdun-Châlons: *chtourbe* (R Ph F 4, 304) und Dijon: *stourb* (R Ph F 6, 206). Auf gleiche Weise erklärt sich die Entlehnung des deutschen *kaput*: lyonn. *capout* 'tué', *faire capout* 'mourir', tourang. *être capoute* 'mourir' (Rougé, Loches), wo sich aus dem Feldzug von 1870 auch noch die Redensart *capoute Franciss* erhalten haben soll.

Stock. Die Bedeutung 'Intelligenz' ist wohl aus dem Argot in die verschiedenen französischen Mundarten gedrungen und trifft infolgedessen nur zufällig mit dem alemannischen Lehnwort zusammen. Vgl. außer Sainéan, 'L'argot ancien' p. 266 (*estoc* 'esprit, finesse, malice') noch bourn. *štok* 'rusé; savoir-faire'; Fr.-Comté *avoir du stoc* 'avoir de l'esprit' (Ac. Bes. 1850, 177 belegt für alle drei Departemente); Verdun-Châlons: *estoc* 'coup d'œil, esprit, intelligence, jugement'; metz. *estoque* 'esprit, intelligence' (Jaclot); Rémilly: *èstac* 'finesse dans l'esprit, intelligence' (Rom. 5, 206); Forêt de Clairvaux: *ce n'ast pas de ton estoc* 'ce n'est pas dû à ton intelligence'.

Stollen. Auch in der Plancher-les-Mines: *schtolle* 'Galerie in der Mine'

stopfen. Auch in der Fr.-Comté (Montbéliard?): *stopfai* 'bourrer' nach Fallot p. 59.

S t r o h s a c k. Ebenfalls in Plancher in der gleichen Bedeutung: *schtressō* (= *štrēsō*).

s u c h e n. In Plancher: *souquâ* 'chercher minutieusement'.

T a b a k. Die Vermutung Tappolets, die Form *tuba, toba* sei einheimisch, nicht alemannisch, scheint mir durch die geographische Verbreitung des Typus mit *-u-* zur Gewißheit zu werden. Außer den von ihm angeführten nordlothr., wall. und pik. Mundarten kennen noch Verdun-Châlons: *toubà*, Plancher-les-Mines: *touboque*, Sancey: *toubòk* (dazu *toubokire* 'tabatière', R Ph F 14, 53), Ardenne: *touba* (Lallemant), Béru (champ): *toubac* (Tarbé), Pays de Bray (norm.): *toubac*, Aurigny: *tuba* (R Ph F 21, 53). Besonders wichtig erscheinen mir die Belege, die wir den bekannten 'Lettres à Grégoire' (vom Jahre 1790) verdanken: St. Omer: *toubac*, dazu *toubaquer* 'marchand de tabac' (R L R 15, 63), und die die historische Kontinuität zwischen den im Dict. Gén. erwähnten *-u*-Formen des 17. und den Dialektformen des 19. Jahrhunderts herstellen.

U r f e h d e. Einen noch älteren Beleg liefert Godefroy unter *orvede* (aus einem Brief der Marguerite von Burgund vom Jahre 1428).

W a m m e. Stammt das Wort wirklich aus dem Alemannischen, woran ja nach seiner Verbreitung kaum zu zweifeln ist, so ist wohl von einer älteren Form mit *-b-* auszugehen, da der Wandel des *p*>*b* schwer verständlich wäre.

W e i b e l. Drei weitere Beispiele sind bei Godefroy, *vieble, voible,* verzeichnet. Auch sie stammen alle aus dem Berner Jura (Bure 1360, St. Ursanne 1436, Moutier 1461).

Es wäre verlockend, aus der Fülle des Interessanten einige Einzelheiten herauszuheben. Doch muß ich mir das im Rahmen einer Besprechung versagen. Es sei mir nur noch gestattet, auf den Artikel *Eidgenosse* zu verweisen, der die Wortsippe des frz. *huguenot* im Anschluß an einen ausführlichen Aufsatz T.s ('Anzeiger für Schweizergeschichte' 47 [1916], 133 bis 153) unter Beibringung sämtlicher erreichbarer Belege gründlich behandelt und das schwere Problem glücklich löst, sowie auf die in einem Anhang behandelten *boche* und *alboche*. Schade ist, daß die im Berner Jura in nicht unbeträchtlicher Zahl vorhandenen Ortsnamen alemannischer Herkunft nicht auch ihre Besprechung gefunden haben. Es handelt sich hauptsächlich um die Namen industrieller Unternehmungen wie *Choindez* (<*schwändi*), *la Schliff* (Außenquartier von Pruntrut), sowie vereinzelter Bauernhöfe, wie *Waldeck*, *Bürkisberg*, *Vorbourg* usw., dann aber auch mehr generelle Bezeichnungen, wie *la Grabe*.

Die meisten Leser werden wohl erstaunt sein, wenn sie sehen, welch stattlichen Band T. mit seinem Lehnwörterbuch hat füllen können, da man wohl gemeiniglich den alemannischen Einfluß in der Westschweiz nicht für sehr groß gehalten hat. Doch ist eine Einschätzung des zahlenmäßigen Verhältnisses des einheimischen Wortgutes zum entlehnten alemannischen erst möglich, wenn einst das *Glossaire* erschienen sein wird. Ich zweifle nicht, daß dann der alemannische Anteil doch sich als ein recht geringer erweisen wird. Jedenfalls wird er sich nie vergleichen können mit der Rolle, die das Schweizerdeutsche etwa in den rätischen Mundarten (und auch im Bergellischen) gespielt hat, wo allergebräuchlichste Wörter, wie *luft*, *aber*, *schon*, in Menge aufgenommen wurden, wo der einheimische Wortschatz in hohem Maße in seiner Bedeutung beeinflußt wurde,[1] und wo auch

---

[1] Bei T. finde ich kein Beispiel eines Übersetzungslehnwortes. Hat er dieselben prinzipiell ausgeschlossen, oder kennt die Westschweiz diese Erscheinung gar nicht? Man könnte etwa bei sav. *on par de pantalons* an das deutsche *ein Paar Hosen* denken, wenn auch zugestanden werden soll, daß sich eine solche Bildung überall spontan einstellen kann. Auf jeden Fall

die Syntax zum Teil tiefgreifende Umwandlungen erfuhr. Der Grund für diesen Unterschied liegt auf der Hand. Während in Graubünden das Deutsche schon in früher Zeit als die überlegene Sprache galt, die sogar in einzelnen Talschaften zur Schriftsprache erhoben wurde[1] und auch geographisch das Romanische mannigfach durchdrang und umschloß, grenzten im Westen der Schweiz zwei völlig gleichberechtigte Idiome aneinander, die beide durch eigene, kräftige Schriftsprachen geschützt wurden.

Zum Schluß möchte ich noch die Hoffnung aussprechen, daß, durch Tappolets Buch angeregt, ein Germanist die ergänzende Studie unternehme über den Einfluß der frankoprovenzalischen Mundarten der Westschweiz auf das Schweizerdeutsche und so das Bild des rein innerschweizerischen sprachlichen Verkehrs vervollständige. Es werden sich ihm allerdings bedeutende Schwierigkeiten entgegenstellen, da er außer den romanischen Relikten auf jetzt deutschem Boden auch noch die unzähligen Lehnwörter wird ausscheiden müssen, die wir der französischen Reichssprache verdanken. Wenn man die Bände des 'Idiotikons' durchgeht, ist man erstaunt, zu sehen, wie wenig westschweizerisches Lehngut darin steckt, jedenfalls ungleich weniger, als T. auf der anderen Seite ausgedeckt hat.[2] Die Gründe dazu sind mehrere: In der Westschweiz hat die Mundart schon recht früh aufgehört, im öffentlichen (und später auch im privaten) Leben die Rolle zu spielen, die ihr in der deutschen Schweiz heute noch zukommt; der starken und steten alemannischen Einwanderung in die Westschweiz steht eine nur unbedeutende Einwanderung von romanischen Westschweizern in die deutschen Kantone gegenüber; schließlich werden wohl viele Lehnwörter aus Frankreich durch die Reisläufer zurückgebracht oder durch den kulturellen Einfluß des großen Nachbarstaates und seiner Hauptstadt auf die aristokratischen Kreise unserer Städte vermittelt worden sein. — Eine eingehende Untersuchung dieser Entlehnungsvorgänge würde uns eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis der speziell schweizerischen Sprachbeziehungen bringen.

Endlich kann ich nicht umhin, dem Verlag wie dem Verfasser meine Bewunderung auszusprechen, jenem für die angesichts der Zeitverhältnisse ganz großartige Ausstattung des Buches, diesem für die ungemein sorgfältige Überwachung der Drucklegung.[3]

Zürich. W. v. Wartburg.

Blanche Sutorius, Le débat provençal de l'âme et du corps. Diss. Freiburg (Schweiz) 1916.

Der vorliegende Text ist zum ersten Male von Kastner in der 'Revue des lgs. rom.' 48, 30 ff. herausgegeben worden. Diese Ausgabe des nicht

---

sind derartige Erscheinungen von höchster Wichtigkeit für die Beurteilung des Einflusses einer Sprache auf eine andere und dürften bei dessen Studium nicht übergangen werden.

[1] Daß daneben noch eine Reihe anderer Ursachen mitwirkten, ist bekannt.

[2] Vgl. etwa: *Kawe* 'Schwanz' (Idiot. 3, 580; 5, 1318), *lura* 'Gelage' (< fr. pr. *l'oura* 'Wind', Idiot. 3, 1379), *mäschel* 'Kolik' (Idiot. 4, 503; zu südfr. *masclun* 'id.', lyonn. *moclio* 'colique néphrétique, p. ext. d'autres maux, comme l'asthme', Val de Bagnes: *maxlè* 'violentes douleurs d'entrailles chez les adultes', s. 'Schweiz. Arch. f. Volkskunde' 15, 239; diese Bedeutung ist wohl entstanden als Gegensatz zu speziell weiblichen Unterleibsschmerzen, vgl. h. bret. *les mères* 'colique', 'Rev. Trad. Pop.' 18, 27, schweiz. *mueterig* 'an Kolik leidend, von Frauen', Idiot. 4, 596).

[3] Es ist mir ein einziger Druckfehler aufgefallen: im 2. Band, S. 62, 3. Zeile v. o. lies 3875 statt 3878.

gerade gut überlieferten Denkmals ließ manches zu wünschen übrig, und Coulet, 'Revue des lgs. rom.' 48, 141 ff., und Bertoni, 'An. du Midi' 24, 204 ff., haben eine beträchtliche Zahl von Verbesserungen vorgeschlagen, die jedoch nicht alle das Richtige treffen. Auf diese beiden Besprechungen stützt sich im wesentlichen der Text von Sutorius, der so gegen den Kastnerschen gewiß einen Fortschritt bedeutet, aber doch noch manches Mißverstandene und Unklare enthält, und der in bezug auf die Interpunktion, die weit sorgsamer hätte sein dürfen, sogar weniger befriedigend ist als Kastners Text.

Die Einleitung gibt zunächst eine Inhaltsangabe des 1166 paarweise reimende Achtsilbner umfassenden Gedichtes (*Per secula seculorum. Amen* ist als Schlußvers : *viven* anzusehen) und behandelt, anknüpfend an Batiouchkoffs Artikel im 20. Bande der 'Romania' die Frage, ob wir einen oder zwei Verfasser anzunehmen haben. Batiouchkoff hatte zwei Verfasser angenommen; die Gründe, die S. gegen diese Ansicht anführt, scheinen mir durchaus Beachtung zu verdienen. — Die sprachliche Untersuchung S. 16 ff. beschränkt sich auf die Sprache der Hs. ohne Angabe, was etwa dem Verfasser, was dem Schreiber angehört: 'L'étude des rimes ne m'a pas permis d'arriver à des résultats dignes d'être soumis au lecteur.' Man hätte aber diese Ergebnisse doch gerne kennengelernt. — S. 18. Weder in *moch* (*Ni non sabias m o c h retraire*) noch in *tuch* steht *ch* für *tz*). — S. 18. Chute de *r* par dissimilation dans les mots contenant encore un *r*. Es handelt sich nur um *pendre* für *prendre*. — S. 19. Unter den Belegen für Ausfall von *r* vor *s* darf V. 964 nicht angeführt werden; die von S. vorgenommene Änderung ist nicht erlaubt. — S. 20. In Formen wie *arget, davat, teps* usw. liegt gewiß kein Ausfall des *n* vor, sondern Fehlen des Abkürzungszeichens. — S. 20. In *maynada* liegt nicht Wandel von *sn*:*yn* vor. — S. 20. Warum wird der Ausfall von *v* in *paor* und *proar* besonders hervorgehoben? Der Ausfall ist vor und nach labialem Vokal doch das Gewöhnliche. *Aul* ist doch wohl nicht = *a(v)ol*, sondern = *av(o)l*, wie *no·us no·v(o)s*. — S. 21, Z. 12. *Ressobras* = *ressebras* V. 1062 ist zu streichen. Der Vers ist zu ändern, siehe unten. — S. 21 unten. Zu weibl. *mieu, tieu* (*la tieu vertut*) vgl. Chabaneau, 'Rev. d. lgs. rom.' 27, 261, und Wehowsky, 'Sprache der Vida de S. Doucelina' S. 88. Weitere Belege Joyas[2] 17, 60; 18, 9; 43, 68; 47, 12. — S. 23, Z. 3. *Estac* für *estauc* V. 356 ist nicht sicher; siehe unten. — S. 23, Z. 9. *Escas* V. 1053 ist, worauf mich Kollege Schultz-Gora aufmerksam gemacht hat, nicht 3. Präs. von *escazer*, sondern Adjektiv. — S. 27 unten. In *sen*(Sbst.) : *despen* V. 13 liegt keine Bindung von festem mit beweglichem *n* vor.

Text. V. 1 u. 4. *L'autrier ausiy una tenson: E s a y v o s d i r e n quall rason, An que vullyas estar e pas Es entendes et escoytas.* Wie V. 2 zu verstehen ist, sehe ich nicht, auch nicht in den Lesarten von Kastner und Coulet, die ebenfalls *say* bewahren. Kor. *E dir vos ai de e. r.*? Die Überlieferung zu bewahren und *Es ay vos dir* zu schreiben, wage ich nicht, da mir prov. Beispiele der Zerlegung des Futurs in Präs. von *habere* + Inf. nicht bekannt sind. V. 4 ist der Indikativ auffällig. Soll man Asymmetrie annehmen, wie Schultz-Gora, 'Herrigs Archiv' 124, 000 zu Guiraut d'Espanha 1, 35 annimmt, oder wäre etwa *E s'entendes* zu schreiben? — 10—11. *E·l maystre pert son e n a n t Q u e c a n t[u] a la fola gent.* Ein Subst. *enan* ist nicht sicher zu belegen, vgl. Sppl.-Wb. II. 414, und 'Vorteil' würde doch hier schwerlich passen. Kor. *afan*, das sich allerdings von dem überlieferten *enhāt* weit entfernt? Auch *canta* scheint mir kaum am Platze, denn von 'Singen' kann doch nicht die Rede sein. Ich sehe aber nicht, wie zu bessern wäre. — 12. Schreibe *E per que? Quar nulz non l'entent.* — 13—14. Die von S. aufgenommene Änderung Bertonis ist unklar und kann nicht befriedigen. 'J'ai accepté l'interprétation et la recti

fication de M. B.'; aber Bertoni gibt leider nicht an, wie er deuten will. Die Stelle ist gewiß verderbt, und vielleicht sind zwei Verse ausgefallen, da vier Verse mit gleichem Reim sonst sich im Gedicht nirgend finden, denn 1061—62, die im Text wie 1063—64 auf *-as* ausgehen, sind zu ändern, siehe unten. — 19. *Cant es azenan* verstehe ich nicht; die im Glossar angeführten Stellen weisen die Bedeutung 'fortan, ferner, in Zukunft' auf, was hier nicht paßt. — 20. Was soll [*an*]*aytan* hier bedeuten? V. 165 findet es sich = 'dann, da, darauf', auch Guilh. de la Barra², Gloss. 'alors'. Aber das paßt hier nicht. — 30. Sinn? — 31. Der Vers ist in der Überlieferung nicht nur sehr dunkel, wie in der Anmerkung gesagt wird, sondern ganz unverständlich. Deshalb war es aber doch noch nicht erlaubt, statt seiner die Änderung Bertonis in den Text zu setzen, die auch nicht klar ist und noch dazu den Reim zerstört. — 34. *Ta* brauchte nicht in *tan* geändert zu werden. — 36. *Que* in *que·s* zu ändern, ist nicht nötig; *rompre* kommt auch intransitiv vor. — 59. Das handschriftliche *odorar* ist mit Kastner zu bewahren. — 80. *Liech.* Kor. *lich* (: *escrich*) 3. Präs. von *legir*; weitere Belege der Form S. Fides 30 (Rom. 31, 181) und Uc Brunenc 1, 37. — 95. *Ay cors, et tu, pecas, miers mall.* Überliefert ist *men* statt *miers*. Was soll *pecas* bedeuten? Die Überlieferung ist nicht anzutasten; es ist mit Kastner *e tu pecas m'en m.* zu schreiben. Vgl. *Car si anc fis ren contra Dyeu Tu·n* (Hs. *Tu en*, Text *Tu*) *p e c a s m a l e·il nembre mieu* 278; *Si tu as gitat de martire L'arma, e qui e n p e c a m a l l? Nos non, may li tieu fol yornal* 293; *E si l'arma n'esta marida, T u e n p e c a s* (Text *Tu pecas*) *m a l l* 380; *E si l'arma a null treball, Vos dises tut que yeu m a l l e*[*n*] *p e c* (Text *que mall e*[*u*]*pec*; *que yeu* zählt für eine Silbe, wie *si yeu* 505). — 107 würde ich Semikolon nach *turmentada* und 108 einen Punkt nach *proada* setzen. — 109 ist *tensonat* in *tensonar* zu ändern, 110 ist das überlieferte *rasonar* zu bewahren. Nach *tensonar* ist Komma zu setzen und *May sa mi* mit Coulet in *Laysa mi* zu ändern. 111 ist mit Kastner Komma, 112 Punkt an den Schluß des Verses zu setzen. — 118 Komma nach *pueys*, 119 Punkt nach *ti.* — 125 Komma nach *venguda* mit K., 126 kor. [*Non*] *ay yheu ren faz ses t'ayuda*, 127 Komma nach *re.* — 131 Ob der verderbt überlieferte Vers richtig hergestellt ist, scheint mir sehr fraglich. — 137 setze mit K. Komma nach *tort.* — 175 mit K. Punkt nach *natura*; 176 ist das *est* der Hs. (2. Pers. Plur.) mit K. zu bewahren. — 185. Warum ist das überlieferte *Tant co* in *Tant cant* geändert worden? — 195 Komma nach *cobeytat.* — 202 lies *Car tant l'as faza con poguist* mit C. und K., 'denn du hast sie getrieben, so lange du konntest'. — 204 Komma nach *pecat.* — 207 Komma nach *preguar.* — 215. *Mays e la plassa alls folls yuesc Era ton sens e tot ton luex On son dichas antas* [*mot*] *grans De Dyeus.* Nach der Anmerkung soll *lucx* 'attention' bedeuten; wie sollte das wohl möglich sein? Kor. *e en los luex?* Oder *e en tos* (= *totz*) *luex?* — 219—20 sind mit K. die überlieferten Reimwörter *volentiers* und *mestiers* zu bewahren. — 220 verstehe ich in diesem Zusammenhange nicht. — 224. Das handschriftl. *mos* ist zu bewahren; es ist = *motz*, vgl. 904. — 225 Komma nach *causist.* — 227 Komma nach *vist.* — 230. Mit K. Punkt nach *pas.* — 239 Komma nach *loguier* mit K. — 248—49. *Cuias ti . . . Que la naus pusca mar passar . . . . Si lo nauchier non la governa . . .? Car, q u i l a l a y s a r i' estar M e r c e d e l v e n t, si briaria.* Die Hs. hat *Car cel ꝗ la laysava*, und das ist m. E. zu bewahren. Für *cel que* in der Bedeutung 'wenn jemand, wenn man' siehe Suchier, 'Denkmäler' S. 525 zu Alexius 1109, und Stroński, 'Folq. de Mars.' S. 223 zu 39—40; wegen des Imperfekts vgl. V. 332 *Ja, qui ti l a y s a v a* (Hs. *laysaza*) *Ni ciguia la tiua rayon, L'arma non y auria pron* und V. 651 *Que cor aurias de portar* (kor. *d'en?*) *L'arma, qui t'en d a v a poder.* 249, wo die Hs. *A merce*, nicht *M merce* hat, möchte ich *A merce del vent, briaria* lesen, also im ganzen dem Vorschlag Coulets folgen, den S. mit-

zuteilen versäumt hat. — 253—54 haben eine Silbe zu wenig; lies mit Coulet 253 *que los* statt *que·lls* und 254 *que es* statt *qu'es.* — 255. *La nau n'a sens on deu anar.* Hs. *La nau a sens ondza anar.* Elision des *o* von *no* ist sehr selten belegt, und sie durch Konjektur einzuführen, ist man m. E. nicht berechtigt. Kor. etwa: *Non a sens on deia anar?* Aber das Verb steht in den folgenden Zeilen (*ni sab lo port on deu intrar* usw.) immer im Indikativ. — 269. Kor. *el* mit Coulet und setze Punkt nach *meseys.* — 274 Komma mit K. nach *vengut.* — 278. Siehe oben zu 95. — 287—88 sind mit 289, nicht mit 286 zu verbinden. — 290. Kor. *meravelyas.* — 291 ist um eine Silbe zu kurz; schreibe *que avem* mit K. — 294 Komma nach *non,* Punkt nach *yornal.* — 297. Lies *Tu saps* statt *Sabes*; Hs. *Tu sabes.* — 302. Kor. *lo* statt *los* (Druckfehler). — 325. *Si avem faz tot quant s i t a y s*; Hs. *titanz.* Kor. *si tays?* Schultz-Gora: *i t a y s?* — 328 Komma nach *causir* mit K. — 337. *Mils [non] deuria a tu pendre, Car de mall no·t poguist defendre.* Die Hs. hat *uendre* statt *pendre.* Kor. *Miels [o] deuria a tu vendre* 'eher müßte ich dich büßen lassen'? Vgl. 506 *Que si yeu adonx non m'en layses, Raon fora que yeu o compres.* — 342. *E apres parlet li lengua: Cor[s], de tu non say que m'en prengua. Volguist mi anc poder donar M a y s [e] s e a s a m e n s d e p a r l a r.* Die Hs. hat *Mays seaasadamens.* Ich verstehe den Vers nicht. Schultz-Gora deutet 'weniger zu sprechen'. Auch der genaue Sinn von *m'en prengua* 340 ist mir nicht klar. — 349. Schreibe *denfra* statt *d'enfra.* — 352 verstehe ich nicht und sehe auch nicht, wie zu bessern wäre. — 354—6. *Q u ' e n t i as tant de senyoria Que s i t e n e s la boca clausa Per forsa [y e u] [e] t a c en pausa.* 354 hat die Hs. *Que e mi,* und das scheint mir auch das richtige; vgl. *Que tu as els nembres poder* 387. 355 würde ich das überlieferte *si tu tenes* lieber in *si tu tens* ändern. 356 ist *stac* nicht sicher; es kann auch *star* sein. Kor. *Per forsa dei estar?* — 364. *E si l'arma es turmentada Per ta colpa ... tu n'as tor gran E s ' i l h fas[i]a ton deman.* Was soll der letzte Vers bedeuten? Die Hs. hat *Es illy fasa ten demant.* Kor. entweder *Ques ilh fasia ton deman* 'denn sie tat nur, was du verlangtest' (Coulet schlägt *Que silh* vor, nicht *E s'ilh,* wie die Anmerkung sagt), oder besser noch, man lese wie Kastner mit der Hs. *Es illy fasa t'en deman* 'und sie fordre dafür von dir Rechenschaft'. Darf man zweisilbiges *illy* nicht zulassen, dann wäre *ella* zu ändern. — 368. Vielleicht besser mit Kastner *E laysat so que [tu] diysist* als *E laysat [tot] so q. d.* — 370 wird doch wohl mit Kastner *qui·t* zu ändern sein. — *E si l'arma n'esta marida, Tu en peeas* (Text *Tu peeas*) *mall m i a p a r t i d a.* Bertoni übersetzt 'Tu (en) as grand tort (pas une 'partie' de tort, mais grand tort; à mon avis *mia = mica.*' *Tu en peeas mal* heißt 'so bist du daran schuld', vgl. oben zu 59. Daß *mia partida* so gedeutet werden kann, wie B. will, bezweifle ich, weiß aber keine andere Deutung vorzuschlagen. — 382. *E si trobas yuye liall, N o n c u c h t ' a s t e r z a r e n d ' a y t a l l.* Hs. *Non cuch anc en tastesas d'a.* Da die Hände die Redenden sind, ist gewiß *Non cujam* zu bessern. Und der Rest? Darf man Bertonis Änderung annehmen und *t'asterza d'aytall* schreiben und 'daß er dich davon freispreche' deuten? Oder ist ein anderes Verbum einzuführen, und welches? — 385 gibt keinen Sinn. Es wird der Vorschlag Coulets *C'an tos nembres uyas treball* anzunehmen sein. Es ist dann das Fragezeichen V. 384 zu tilgen und statt dessen nach *treball* 385 zu setzen. — 392 ist das überlieferte *deysem* nicht in *degsem,* sondern in *diysem* zu ändern, Kolon statt Ausrufungszeichen zu setzen und zu deuten 'und du weißt, ob wir je (d. h. wie oft wir) gesagt haben: es gefällt uns nicht dorthin zu gehen; aber doch haben wir alles getan, was du gewollt hast'. — 400 Punkt statt Komma. — 406. *E de la lengua n o n o b l i t* (*: adormit*). Darf man deuten 'und die Zunge werde nicht vergessen'? Muß nicht bei subjektlosem *oblida de* ein Personalpronomen stehen? Dann ist *no·t* zu ändern: 'und vergiß

nicht'. — 411 ist das überlieferte *siam* zu bewahren und nicht in *eram* zu ändern; das gleiche gilt von *sias* 476 u. 479, das S. durch *eratz* ersetzt, wie es schon Kastner getan hatte. Über diese Form des Imperfekts von *esser* hat Chabaneau mehrfach gehandelt, 'Revue des lgs. rom.' 7, 76; 11,30 (= 'Gram. limousine' S. 373); 12, 99 Anm. 1; 32, 530 zu 'Rom. d'Arles' 1040 und 45, 25 zu 'Flamenca'[2] 4736. Vgl. ferner Harnisch, 'Die altprov. Präsens- und Imperfektbildung' S. 148, § 290, und Wehowski, 'Sprache der Vida de S. Doucelina' S. 117. Ob, wie Suchier, Dkm. I, 484, Z. 12 und Harnisch angeben, *sia* Kalender I, 3 (Such., Dkm. I, 107) wirklich Imperfekt ist, scheint mir nicht sicher; die Stelle ist kaum so in Ordnung. — 414 verstehe ich nicht. — 425 Komma nach *prent*, 426 Kommata nach *Si* und *pres*, und schreibe *l'a* statt *la*, 427 mit K. Komma nach *yusizi*. — 439. Tilge das Komma nach *autri*. — 440. Eine so unsichere Form wie *mans* = *mais* durch Konjektur einzuführen, scheint mir nicht erlaubt. — 455 ff. Die Herausgeberin hat die *tres manyeras de ergull* nicht erkannt; es handelt sich um ungebührliches Benehmen (*desmezura*) gegen einen Schwächeren, einen Gleichstarken, einen Stärkeren. Es ist daher 460 zu lesen *Qui plus flac de si desmesura* (wegen *flac* vgl. 479) oder *Qui mens fort de si d.*, 466 *Qui desmesura plus valent* mit der Hs., 467 *E plus fort de si qui mays vall*. Das Komma nach *valent* 466 ist zu streichen. 456 ist *ull* (: *erguell*) 3. Pers. Sing. für *vol* sehr beachtenswert. Nach der Anmerkung soll sie auch 686 vorkommen, aber dort liegt 1. Pers. vor. Dagegen findet sich 3. Pers. *voil* Appel, Chr.[4] 3, 92 (Jaufre), falls die Stelle so richtig ist. 459 fehlt eine Silbe; kor. *avol*, ebenso 479. — 468 verstehe ich nicht. — 474. Schreibe *Es yeu* 'und ich'. Die Hs. hat deutlich *leu*, nicht *ben*. — 475 Komma nach *conduch* mit K. — 476. Wegen *eratz* vgl. oben zu 411; setze mit K. Komma nach *tutz*. — 479. Siehe oben zu 411 und zu 459. — 482. Komma nach *Que* und nach *pes*. Das überlieferte *d'em pes* war zu bewahren, vgl. Sppl.-Wb. VI, 163 *pe* 11). — 491—92. Da der Körper zu den Gliedern (*nembres*) spricht, kann das weibl. Adjektiv *francas* nicht richtig sein. Sind als Reimwörter *brancs* und *francs* einzuführen? Schon aus diesem Grunde ist auch die Änderung *nesun[a]* zurückzuweisen. Die Hs. hat m. E. nicht *nesun*, sondern *nes mi*, und vielleicht trifft die Korrektur Coulets *Que [anc en]ves mi* oder diejenige Bertonis *Que [en]ves mi ane* das Richtige. — 493—94. Setze mit K. Kommata nach *viures* und nach *moray*. — 496. Was bedeutet hier *pasar*? Ist zu ändern, und wie? — 500 Komma nach *treball* mit K. — 501. Siehe oben zu 95. — 502. *Sec* (:*pec*) verstehe ich hier nicht. — 507. Setze *nembres* zwischen Kommata. — 508. Ergänze *tut* oder *tuch* statt *tot*. — 514—15. Setze mit K. Kommata nach *parlava* und nach *sovent*. — 528. Schreibe mit Hs. *m'en tire*. — 530. Kor. etwa *Que yeuh ssay [ben] que, si me me(na)*? Das *me* am Schlusse = *menet*. — 531. *Cambiar* ist dreisilbig; es ist also nichts zu ergänzen. — 533. Mit K. Punkt statt Komma. — 534. Schreibe *no·n* statt *non*. — 536. *E laysar ostall per mason* verstehe ich nicht. — 545. Das überlieferte *Ci el pot, en enfern es mon liech* durfte bewahrt bleiben; 'wenn er kann, wenn er die Macht hat'. — 547. *Don* scheint nicht recht zu passen. Kor. *Von* und setze Komma nach *delyech* 546? — 554. *De gran tort fach petis demans* ist mir nicht klar. — 556 brauchte das überlieferte *redes* nicht in *rendes* geändert zu werden. — 561 u. 562 sind *fer* und *quer* zu bewahren, desgleichen 563 *A l'enamic*. 562 *quer* 'was will er', sc. *l'enemic*. — 564. *E l'enemie dis: Que foll fas, Que quers ayssi c o n o r t e p a s*. Die Hs. hat *cōnōteyuas*. Ich möchte vorschlagen, hinter *fas* einen Punkt, hinter *quers* ein Fragezeichen zu setzen und am Schlusse *Com non t'en vas?* 'wie (warum) gehst du nicht fort?' zu lesen. — 571 ff. Setze mit K. Komma nach *irada* 571 und nach *pudor* 573, außerdem Punkt statt Komma nach *gitada* 572 und Komma statt Punkt nach *mayor* 574. Interpungiert man wie S., dann würde unbetontes *li* am Anfang des Satzes stehen.

was nicht erlaubt ist. — 580. Komma statt Punkt mit K. nach *ostall* und Punkt statt Komma nach *ceria*. — 586. *Tu la voles e non l'auras, E ia pusc tu non la tendras.* Die Hs. hat *E ieu*. Vielleicht darf man das bewahren und deuten 'und (aber) ich habe die Gewalt', aber besser scheint mir Änderung *Ci ieu pusc, tu* 'wenn ich die Macht habe (sc. es zu hindern)'. — 588. Komma statt Fragezeichen und 592 Fragezeichen statt Komma. — 595. Lies mit Hs. und K. *allrre a ffar* 'wenn du etwas anderes zu tun hast'. — 603. Es wird *que·m* statt *que* zu ändern sein, vgl. 886—90. — 607 Komma nach *morent*. — 609. Kor. *es* statt *est*; in der Hs. ist das *s* von *es* oder das *e* des folgenden *en* dem Schreiber mißglückt; jedenfalls hat sie nicht *est*. — 616. Nach *natura* Semikolon mit K. oder Komma, 618 mit K. Punkt statt Kolon. — 619. Nach *pequet* Komma mit K., 620 tilge das Komma. — 623. Lies *an que penedenesa*, 625 Punkt statt Semikolon, 626 Punkt nach *escrit*, alles mit K. — 628 kor. *Per que potz tenir ton camin*; das Poss. Pron. darf nicht fehlen. — 635 Komma nach *tormens* (K. setzt Punkt), 636 mit K. Punkt statt Komma nach *mens*. — 641 ist m. E. mit K. das *a* der Hs. zu bewahren und nicht in *ai* zu ändern, vgl. 685, 689 ff. — 646. Kor. *Per so que·l* (Hs. *que li*). — 650. Sollte nicht besser mit K. *d'en portar* zu ändern sein? — 652. Das überlieferte *alons* war zu belassen und nicht in *alors* zu ändern, vgl. Paul Meyer, 'Romania' 35, 351, Anm. 4. Chabaneau hat davon nicht nur 'Revue des langues rom.' 7, 81, sondern auch ibid. 8, 234, Z. 4 ff. gehandelt. Doc. ling. Midi I, 380, Z. 21 findet sich *alens*, das aber vielleicht, vgl. ibid. S. 400, in *alons* zu ändern ist. — 653—55. Daß mit der Änderung das Richtige getroffen ist, scheint mir sehr zweifelhaft, schon weil *se pensar per alc. ren* nicht belegt und gewiß recht bedenklich ist. S. meint zwar im Glossar, auf diese Konjektur hin sei *se p. per* 'se soucier de' im Suppl.-Wb. hinzuzufügen, sie schätzt aber die Verantwortlichkeit eines Lexikographen doch wohl zu gering ein. — 661. Schreibe *faç* statt *fac*. — 663. Das *d'esura* der Hs. kann bleiben; vgl. Suppl.-Wb. *ezura*. — 670 Semikolon nach *porta* mit K. oder Punkt. — 682. *Car drech non p e r i y ni n'amorssa.* Kor. *periys*; es liegt Präsens, nicht Perfekt vor. Die Hs. hat *ni non amorsar*. Wegen der Einführung von *n'* statt *no* siehe oben zu 255. Und kommt intrans. *amorsar* vor? Es wird *ni s'amorssa* zu ändern sein. — 691 Komma mit K. nach *conquista*; 693 schreibe mit K. *Ssatanas* mit großem Anfangsbuchstaben. — 699. Kor. *sor pecatz* oder 700 *tengua*. — 704. Ich würde gewiß, wie in der Anmerkung vorgeschlagen wird, *Per que? Quar* interpungieren. — 709. Was bedeutet hier *naturals?* — 712. Mit K. Semikolon statt Punkt. — 713 setze Komma nach *monda* und schreibe 714 mit K. *Ve ti* 'siehe da (d. h. sie, die *almorna*, ist es) was der Seele hilft'. S. sieht, Bertoni folgend, in *veti* das Ergebnis von *votium*! — 717. *Ressep*. Kor. mit K. *resseup*, denn hier muß Perfekt stehen. — 718 Komma nach *ayyua* mit K., desgleichen 732 nach *falyensa*. — 733. *Per que tu as fach pauc de p l a e c h* (: *drech*). Der Vers hat eine Silbe zuviel; Coulet streicht *tu*. Aber was sollte *plaech* wohl sein? Es ist gewiß *Per que tu as fach pauc d'esplech* zu lesen; vgl. *per que tu as pauc espleguat* 708 und *May fort petit as espleguat* 1086. Hinter *esplech* ist ein Punkt zu setzen und 734 mit K. das handschriftliche *uell* 'ich will' zu bewahren. — 741. Die Hs. hat nicht *gieta i sospir*, sondern ganz richtig *.I. sospir*. — 744. Schreibe *faç* statt *fac*. — 746. *Ilyeu non ausi s s o n a r lo yuge Ni·ll contradic ni lo refuge.* Was soll hier *sonar*? Der Hinweis im Glossar auf das von Bertoni im Trov. d'Italia Gesagte hilft nicht. Es ist *non aus soanar* zu ändern. Wegen der Bedeutung von *refuge* vgl. Suppl.-Wb. *refugir* 1). — 748. *Es auzirem on que serrem.* Wie wäre das zu verstehen? Die Hs. hat *en que*, das zu bewahren ist; 'wir werden hören, woran wir sein werden'. — 755 Komma nach *pueys* und mit K. nach *sera*. — 756. *E pueys ... L' e n p o r t sell que drech y aura.* S. schreibt stets *enportar* usw., während bekannt-

lich in den Fällen, wo *en* = *inde* ist, getrennt zu schreiben ist; vgl. auch in unserem Text *Per que l'en cuyas tu portar* 769, *E la en degra aver portada* 778, *Ni yeu no la t'en lays portar* 788. Schwierigkeiten scheint 565 zu machen: *L'enemyc dis:emportaray Est arma, quant m'en tornaray*, denn *en portaray* ist im Anfang des Satzes unmöglich. Die Hs. hat *dis an ēportaray*. Ist nicht *dis : e·n* (= *eu ne*) zu lesen? — 767. Ist etwa *L'angell dis: Ben parlas en foll De l'arma. Pos drech la ti toll, Per que l'en cuyas tu portar*? zu interpungieren? — 770 Komma nach *Jhesus* oder mit K. Punkt. — 780. Tilge mit K. das Komma nach *Non*. Wie S. *salva* in *salva ta rason* als 'gérondif pour l'adjectif (= *salvan*)' hat auffassen können, ist mir unerfindlich. — 785 ist wohl eher *L'angel dis* : [*enemic*], *ben grien* zu gänzen, da der Schreiber leicht von dem einen anlautenden *p* auf das andere bewahrt bleiben; 'und ich stimme zu'. Vgl. den sechsten Beleg bei R. II, 153: *Qui non contraditz, autreia*. — 807. Da *sapias* dreisilbig belegt ist, ist eine Ergänzung nicht nötig. — 808. Ist nicht vor *parlar* eher *plus* als *mays* zu ergänzen, da das Schreiben leicht von dem einen anlautenden *p* auf das andere hinüberspringen konnte? — 825. *vendres san* ist mit K. getrennt zu schreiben. — 830. Tilge mit K. das Komma vor *es*. — 837—38 sind wohl umzustellen. — 848. Tilge des Komma nach *eternall*, 849 setze Komma nach *cell*. — 856. Komma nach *Ira*. — 857. Ergänze: *Que anc fos ni* [*que*] *ya mays sia*. — 859. Komma statt Punkt. — 866 und 867. Was bedeuten die Verse? — 868. *Car amdos non o an rendut Sivall calacom guisardon De la pation e dell don*. Was soll das *o* hier? Das *oan* der Hs. ist wohl verschrieben für *can*; kor. *nonca·n* [*an*] oder *none*[*a*] *an*. 876 Komma nach *plays* mit K. — 889—90. Kor. *Volria que·ll seu resta*[*n*]*ques* ('daß er das Seinige behielte', vgl. 884) [*E*] *que plus non la·m(i) contrastes*? — 903 steht in der Hs. außerhalb des Textes oben auf der Seite; das Zeichen, welches angibt, wo der Vers einzufügen ist, steht nach *fallimes*. Es sind also, K. folgend, die Verse 903 und 904 umzustellen. — 909. *Jhesus dis: Vist ay ton escrich E say tot can es ell plach dich, E trobi que tu as v a n a t Jusizi e l'as demandat*. Nach dem Glossar soll *vanar jusizi* 'demander un jugement dans l'espoir de l'avoir favorable' bedeuten. Wäre das zulässig? Mir scheint aber in der Hs. nicht *uanat*, sondern *aianat* zu stehen, womit ich allerdings nichts anzufangen weiß. — 916. Mit K. Komma nach *arma*, 919 nach *volras*, 921 nach *acention*. — 935. Das Kolon ist nach *diyssist* statt nach *pecador* zu setzen; 936 Komma mit K. nach *mort*. — 950. Ist nicht *de* statt *en* zu ändern? Setze mit K. Punkt nach *dir*. — 955. Komma mit K. nach *albir*. — 959. Tilge mit K. das Fragezeichen. — 963—4. Die Reimwörter werden *er* (Hs. *es*) und *fer* sein. *Non faz blasmar* verstehe ich nicht, und ich sehe auch nicht, wie zu ändern wäre. — 965. Schreibe mit Hs. *ay' agut*. — 969. Komma vor *si*. — 988. Das überlieferte *o* ist mit K. zu bewahren. — 1002. Setze Semikolon statt Komma; 1003 kor. *Ensemps est una creatura*, vgl. 176, und setze Punkt nach *creatura*. — 1006. Setze mit K. Punkt statt Komma und 1007 Komma nach *fallit*. — 1010. Setze Komma nach *cor* und 1011 nach *viu*. — 1014. Punkt statt Semikolon. — 1042. Die Hs. hat, wenn ich recht lese, *A .IIII. canas*. Der Änderung in *An .II.* wird man zustimmen dürfen; aber *.II.* wird wohl besser durch einsilbiges *doas* als durch *dos* ersetzt. — 1046. Kor. *cells*. — 1060. Setze *as retengut* zwischen Kommata. — 1061 ist das überlieferte *donat* nicht anzutasten; 1062 hat die Hs. nicht *ressobras*, sondern *tessobras*, das in *t'es sobrat* zu ändern ist. Nach *iust* ist ein Komma zu setzen. Wie S. das Wort verstehen will, sagt sie nicht. Es ist 'Besitz', vgl. Suppl.-Wb. IV, 284. Ein weiteres Beispiel im Kindheitsevang. ed. Huber 53: *E pres de son i u s t e del sieu Un' ufferta qu'el des a Dieu*. Der Sinn von 1061—62 ist also 'was du Gott von deinem Besitz gegeben hast, das ist dir übrig geblieben'. — 1067 Komma mit K. nach *poyrent*. — 1077. Das Komma ist hinter, nicht vor *cerma* zu

setzen. — 1086 Punkt statt Semikolon. — 1088. Komma vor *si*. — 1089. Ist nicht eher *que* zu tilgen und *podes* zu bewahren? — 1094. Komma vor *si*. — 1100. *Creist*. So hat die Hs.; K. änderte in *creest*, während Bertoni die überlieferte falsche Form wieder einführte. Da die 2. Perf. schwacher Verben in unserm Text auf *-iest* ausgeht, vgl. S. 23, wird *crei[e]st* zu setzen sein. — 1101. Mit K. Punkt nach *car*, 1109 Punkt nach *facha*, 1115 Komma nach *pequet*. — 1121. Komma statt Punkt. — 1129—30. Das Komma ist nach *penedit* statt nach *complit* zu setzen. — 1132. *L'arma s'en puya sus el tron* (:*tres escalons*). Man wird, um den Reim herzustellen, *els trons* ändern dürfen; vgl. *En los noutz t r o s al sagrat consistori Vos etz de sert am lo rey eternal* Joyas[2] 4, 25. *Flor verginal Sus en l o s t r o s collocada* ibid. 59, 2. — 1142. Dem Verse fehlt eine Silbe; ergänze *On* [*tu*] mit K. und interpungiere mit K. hinter *las*. — 1150. Semikolon nach *glas* oder mit K. Punkt. — 1164. Nachdem sich die Seele im Purgatorium geläutert hat, *Adoncas l'angel ses tensson T'en porte e q u e · t t i r e o n La on auras vida vivent.* Ob hier *tirar* angebracht ist, ist sehr zweifelhaft, und was *on* bedeuten soll, ist ganz unklar. Die Hs. hat *que ti rason*, was K. bewahrt. Aber wie soll man verstehen? 'Und er möge dich verteidigen' paßt doch nicht, da der Engel die Seele ja schon verteidigt hat und Christi Urteil schon gefällt ist.

G l o s s a r. Eine Reihe von Wörtern sind schon in dem bisher Gesagten behandelt worden, so *mans, mason, micrs, mall, pensar, per alcun, sonar, vanar, veti*. Ferner wäre noch zu bemerken: *En fol* 351 ist nicht 'vergeblich', sondern 'wie ein Tor, töricht', ebenso 762, vgl. Suppl.-Wb. III, 567 *fol* 5.) — Zu *ad una man* vgl. Suppl.-Wb. V, 78 *man* 10). — *Parlar*. Warum besonders angemerkt wird, daß in: *Las aurelhas lo mall ausiron ..., Li lengua de grat lo parlava, Las mans lo prenien sovent* 514 *parlar* den Akkusativ hinter sich hat, verstehe ich nicht. Was sollte denn sonst stehen? 'Die Zunge sprach es (das Böse) gern'. Die Bemerkung 'Une correction *l'o* ne s'impose pas' ist unrichtig; hier wäre *o* nicht möglich. — *Partir* in *Or partam aquesta tenson* 784 kann doch nur 'abbrechen' bedeuten. Oder ist etwa *d'aquesta* zu ändern, vgl. 164? — *Razonar* hat auch 672 die Bedeutung 'verteidigen' und nicht 'disputer'. Wie sollte wohl der Engel die Seele Gott 'streitig machen' wollen? — Zu *sus en la fy* vgl. Suppl.-Wb. VII, 877 *sus* 7).

Freiburg i. B. E m i l L e v y (†).

José de Lamano y Beneite, El dialecto vulgar salmantino. Salamanca, Tipografía Popular, 1915. 676 S. 8 Pts.

Bei der bedauerlichen Unkenntnis, in der wir uns heute noch immer über die spanischen Mundarten befinden, mag das Buch von Lamano y Beneite willkommen sein. Den Maßstab wissenschaftlicher Kritik dürfen wir allerdings nicht an die Liebhaberarbeit — denn um eine solche handelt es sich — legen. Was wir bis heute über die moderne Sprache der westspanischen Grenzprovinz Salamanca wissen, ist sehr wenig. Daß aber ein genügend vorgebildeter Philologe dort allerlei holen kann, zeigt ein Blick in die vorliegende reiche Materialiensammlung.

Den am besten verwertbaren und zugleich umfangreichsten Teil des Buches bildet das 'V o c a b u l a r i o' (S. 167—671), das Wörter aus einigen Teilen der Provinz (offenbar nach Notierungen des Verfassers) sowie aus lokalen Schriftstellern der Gegenwart und Vergangenheit enthält. Leider läßt die L o k a l i s i e r u n g des gebotenen Materials zu wünschen übrig. Mancherlei scheint in die Wortsammlung aufgenommen zu sein, was aus der Vulgärsprache Spaniens überhaupt stammt. So kommen öfters Zweifel auf, ob man diesen oder jenen Ausdruck als salmantinisch ansehen soll. Für den Begriff 'Teufel' finde ich *demoño, demoro, demonche, demoncre*.

diancre, diaño, malino, ohne Angabe, ob und wo der betreffende Ausdruck heute in Salamanca zu Hause ist. Ebenso 'Fledermaus' *moraciégano, morraciégano, borraciégano, borreciégano, burriciégano, burraciégano, burrociégano, murciégano, muraciégano, muscigallo* usf. Man findet *estabro* < *establo, enjempro* < *ejemplo, branco* < *blanco, frol, fror* < *flore, groria, grolia* < *gloria,* sieht aber nicht recht, in welcher Ausdehnung der Wandel von nachkonsonantigem L > *r* stattgefunden hat (vgl. Verf., *Studien zur Lautgeschichte westspanischer Mundarten,* 1914, § 366 ff.). Immerhin ist oft genug die Quelle angegeben, aus der das Wort, das der Verfasser sachlich, mitunter auch sprachlich erklärt, stammt. Er legt also Material vor, das ohne Zweifel für den Lauthistoriker wie den Lexikologen von großem Werte ist. In der Einleitung wird ein 'inventario y avalúo de los documentos literarios del dialecto salmantino' geboten, das zwar vieles Unbrauchbare enthält, anderseits aber den Fachmann erkennen läßt, wie dringend notwendig und dabei erfolgversprechend eine kritische Sichtung und Bearbeitung des vulgärsprachlichen Stoffes ist, der in literarischen Denkmälern steckt. Eine Skizze der Sprache der Dialektdichter Luis Maldonado und Gabriel y Galán auf Grund ihrer Werke z. B. würde schon einen dankenswerten Beitrag zur Kunde der westspanischen Mundarten darstellen.

Eine wie interessante Ergänzung unserer Kenntnis von westspanischen Mundarten z. B. in lautlicher Beziehung die Daten von Lamano y Beneite bieten, geht aus ihrem Vergleich mit Beobachtungen hervor, die ich in den genannten Studien über die Sprache der Salamanca nördlich und südlich begrenzenden Provinzen Zamora und Cáceres niedergelegt habe.

Über die Lebensfähigkeit der heutigen Mundart und die sprachliche Gliederung der Provinz Salamanca erfahren wir so gut wie nichts. Der Verfasser verweist zwar auf die Sonderstellung der partidos de Bejar y Sequeros im südlichsten Teile der Provinz, in dem Grenzgebirge zwischen Salamanca und Cáceres (Sierra de Francia), der comarca de Ciudad Rodrigo an der portugiesischen Grenze und den Bistümern von Ribera, Vitigudino und Villarino im nördlichen Teile der Provinz. Wie in Zamora und Cáceres werden wir die Mundart um so lebendiger finden, je mehr wir uns der Landesgrenze nähern. Im übrigen sollen die mundartlichen Unterschiede unbedeutend sein! (p. 36).

Über lautliche Charakteristika der Mundart mögen folgende Verweise unterrichten: -E > [-i], -O > [-u] in einzelnen Teilen der Provinz (p. 46 bis 47); z. B. *cogi, hombri, valienti*; *quieru, todu*; Erhaltung des alten Diphthongen *ie* in *priesa, riestra* (p. 48); F- > 'gutural aspirada' z. B. FACERE > *jader,* FALCE > *joce, jurganero, juera, jue, jiel* (p. 49); B > *m,* z. B. *Malmuza* < *Val ...,* *mermejo* < *bermejo, marrón* < *barrón*; *viuda* > *vilda*; Wechsel von *l* und *r*; *nosotros* > *murotus*; *viudo* > *veyudo* > *veñudo* (p. 664); *poyo* > *po* (p. 581); *árbole, coce, cuchare, hace, hoce, rede, parede, trébole* (p. 55); Schwund von *-r-*: *paillí* < *para allí, paiquí* < *para aquí, quió* < *quiero, pae* < *parece, miela* < *mirela*; Schwund von *-d-*: *quear* < *quedar, uío* < *oido, puá que* < *pueda que* (p. 55); Schwund von *d-*, insbesondere nach Vokal: *e* < *de, esdeñar* < *desdeñar, onde* < *donde, icir* < *decir, ocena* < *docena,* dazu in umgekehrter Sprechweise *desamen* < *examen, distinto* < *instinto, rido* < *rio*; vereinzelt -K'- > *d*: FACERE > *jader* (Ciudad Rodrigo); *bueno* > *güeno, buey* > *güe, vuestro* > *güestro, vveja* > *uveja* > *ugüeja.*

Hamburg. Fritz Krüger.

Verzeichnis der eingelaufenen Druckschriften.

Neuere Sprachen.

Die neueren Sprachen, herausgegeben von W. Viëtor. XXV, 5. August—September 1917 [E. Friedrichs, Die Bedeutung der deutschen Romantik für die russische Romantik. — K. Glaser, Georges Rodenbach, der Dichter des toten Brügge. IV (Schluß). — H. Tardel, Fremde Einflüsse im deutschen Soldatenlied. — Berichte. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXV, 6. Oktober 1917 [H. Wengler, Ein Beispiel der Texterklärung. — K. Schrey. John Galsworthy und die besitzenden Klassen Englands. I. — Berichte. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXV, 7/8. November—Dezember 1917 [K. Schrey. John Galsworthy und die besitzenden Klassen Englands. II. — H. Schmidt, Beiträge zur französischen Syntax. XIV. — H. W. Pollak, Adolf Noreens Phonetik. — E. Kärger, Die methodische Behandlung französischer Gedichte in der Fremdsprache in deutschen Schulen. I. — Vermischtes. — Anzeiger]. XXV, 9/10. Januar—März 1918 [W. Küchler, Saint-Marc Girardin als Freund Deutschlands. — K. Schrey, John Galsworthy und die besitzenden Klassen Englands. III (Schluß). — O. Lohmann, Über den Wert unserer Regeln und Sprachgesetze bei der Behandlung der französischen Grammatik. — E. Kärger, Die methodische Behandlung französischer Gedichte in der Fremdsprache in deutschen Schulen. II (Schluß). — Berichte. — Vermischtes. — Anzeiger].

Romanisch.

Zeitschrift für romanische Philologie, hg. von E. Höpffner. XXXIX, 1. 1917 [K. v. Ettmayer, Zur Kenntnis des Altladinischen. — Marg. Rösler, Die Legende vom heiligen Mathelin. — E. Höpffner, Das Verhältnis der Berner 'Folie Tristan' zu Berols Tristandichtung. — Vermischtes: W. Meyer-Lübke, Dissimilation labialer Vokale im Provenzalischen. — H. Schuchardt, *frongata*. — G. Baist, *macca, crocca, cambutta, machèt*. — M. L. Wagner, Balkanroman. *skala*, alban. *tim̄n* 'Einschlag'. 'Schlußfaden'. — W. Spiegelberg, Zu den Wörtern für 'Kuchen'. — W. Mulert, Ist Ordericus Vitalis, Hist. eccl. lib. VI, III ein Zeugnis für die Wilhelmsepik in der Normandie? — Besprechungen]. XXXIX, 2. 1917 [A. Stimming, Zur Geschichte der Labialen und Palatalen vor *u* der Endung im Französischen. — A. Kolsen, Altprovenzalisches. — Th. Braune, Über einige romanische Wörter deutscher Herkunft. — L. Pfandl, Die 'Comedia Florisea' von 1551. — J. Brüch, Zu Meyer-Lübkes Etymologischem Wörterbuch. — Vermischtes: W. Meyer-Lübke, Die *ć*- und *s*-Laute im Provenzalischen. — Ders., Ital. *andar a Vignone* 'Trauben stehlen'. — Ders., Lomb. *lanka* 'Flußbett'. — H. Urtel, Span.-ptg. *como que*. — L. Spitzer, Zu Kurt Lewents 'Beiträgen zum Verständnis der Lieder Marcabrus'. — K. Brunner, Prosaversionen altfranz. Romane in Oxforder Handschriften. — Besprechungen].

Romanische Forschungen, hg. von K. Vollmöller. XXXVII; ausgegeben im November 1917 [C. Decurtins, Rätoromanische Chrestomathie. XI. Band. Bergellisch, Unterengadinisch. — C. Bardola, Sonets].

Archivum Romanicum, hg. von G. Bertoni. Vol. I, no. 3. Luglio—Settembre 1917 [A. Jeanroy, 'Les Biographies' des troubadours et les 'Razos'. — G. Bertoni, La sezione francese del ms. provenzale estense. — Varietà e aneddoti: G. Bertoni, Denominazione del lombrico (*lumbricus terrestris*) nei dialetti italiani. — Etimologie italiane. — Jument. — Sopra una denominazione del 'pruno'. — Della modificazione di *-s* flessionale in *-z* in antico francese e provenzale]. no. 4. Ottobre—Dicembre 1917 [L. Frati.

Giunte agli 'Inizii di antiche poesie italiane religiose e morali'. — E. Levi, Una frottola veneziana per la guerra di Chioggia. — G. Bertoni, I maestri degli Estensi a tempo del duca Ercole I (1471—1506). — E. Monaci, Un quisito sul 'Girart de Rossilho'. — G. Bertoni, Sul più antico documento ladino (con un facsimile). — Postilla etimologica provenzale. — Note ladine. — Note etimologiche e lessicali alto-italiane. — Della pronuncia di *u* del lat. *-us* e *-um*. — Nota sulla canzone 'Un serventois plait de deduit'. — Intorno a una strofa di P. Ramon di Toloza. — Una tenzone fra Pujol e un potestà. (Daß der Schluß von Gr. 386, 1 mit dem Anfang nichts zu tun hat, war für niemanden zweifelhaft; im übrigen springt für die Interpretation der beiden ersten Strophen nichts von Belang aus dem Dargebotenen heraus.) — G. Kussler-Ratyé, Corrections au texte du Planh 'Ab [lo] cor trist', Gr 461, 2 (l. *farai entenden* statt *darai en tenen*, s. Levy, S. W. III, 516). — G. Zoppi, Un passo oscuro del testamento di Laura. — G. Bertoni, Una pastorella a Ferrara nel 1506. — Bibliografia].

Spitzer, L., Aufsätze zur romanischen Syntax und Stilistik. Halle, Niemeyer, 1918. 392 S. M. 19. [Sammlung verschiedener in Zeitschriften erschienenen Aufsätze nebst einigen neuen. Wir kommen mit einer besonderen Beurteilung auf das Buch zurück.]

Französisch.

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XLV, 3 und 4 [Abhandlungen: D. Behrens, Beiträge zu einer Geschichte der französischen Sprache. I. Die Ausbreitung der französischen Sprache. — Referate und Rezensionen: W. Suchier, Die Lieder Raouls von Soissons, hg. von E. Winkler. — W. Meyer-Lübke, Adolf Toblers Altfranzösisches Wörterbuch, hg. von E. Lommatzsch. — W. Haape †, N. Serban, Leopardi et la France — N. Serban, Leopardi sentimental].

Tobler, A., Altfranzösisches Wörterbuch, hg. von E. Lommatzsch. Dritte Lieferung, Sp. 214—432 (*aime—apartenir*). Berlin, Weidmann, 1917. M. 4.

Settegast, Fr., Das Polyphemmärchen in altfranzösischen Gedichten. Eine folkloristisch-literargeschichtliche Untersuchung. Leipzig, Harrassowitz, 1917. 167 S. M. 4.

Roth, Gertrud, Polyptychon der Abtei des heiligen Remigius. Eine sprachliche Untersuchung. Bonner Diss., 1917. 87 S.

Jessel, Marie, Strophenbau und Liedbildung in der altfranzösischen Kunstlyrik des 12. und 13. Jahrhunderts. Greifswalder Diss., 1917. 147 S.

Andresen, H., I. Zur französischen Ortsnamenkunde. II. Zum Rolandslied. III. Zum Anholter Bruchstück. [Es wird gezeigt, daß Gramont im dép. Basses-Pyrénées auf *Acrem montem* und Grammont in Ost-Flandern auf *Gerhardi montem* beruht. Daß im Roland 1662 für *esterminals* die ursprüngliche Lesung *e cornalines* gewesen sei, ist nicht gerade wahrscheinlich, da es sich recht weit von dem Überlieferten entfernt. Der in dem Anholter Bruchstück eines altfrz. Mystère begegnende Name *Sogolin* für eine heidnische Gottheit wird mit Recht für identisch erklärt mit der in dem von Joly herausgegebenen Margaretenleben vorkommenden Namensform *Grisogolin*. Steckt der Name nicht auch in der Bühnenanweisung (Zauberformel) auf S. 796: *grisogoulus* (*guligoleste*)?]

Zaun, O., Die Mundart von Aniane (Hérault) in alter und neuer Zeit. Mit 8 Tafeln. Beiheft Nr. 61 zur Zs. f. rom. Phil. Halle, Niemeyer, 1917. XXIII, 283 S. M. 15.

Betzendörfer, E., Die Sprache der Metzer Bannrollen. Beitrag zur Kenntnis der Metzer Mundart im 13. Jahrhundert. Gießener Diss., 1917. 91 S.

Kohlstedt, Helene, Das Romanische in den 'Artes' des Consentius. Erlanger Diss., 1917. X, 108 S. [Nicht gerade ergebnisreiche, aber mit

Fleiß und Umsicht verfaßte Arbeit. *Ac* < *habui* mit Meyer-Lübke als die ursprüngliche Form anzusetzen (S. 50), ist recht bedenklich. Wo sagt Meyer-Lübke, daß 'in *tinc* vielleicht Analogie vorliege', und wo ist ein Beleg für eine prov. 1. Sg. Perf. *tenc*? Die Behauptung, daß *i* der Endung in *ac* und *tenc* (?) geschwunden sei, entbehrt daher der gesicherten Unterlage, und der Verweis auf *courus* < *curui* ist nicht am Platze. S. 84 wird irrtümlich behauptet, daß G. Paris eine Rückentwicklung zum lat. k-Laut im Logudoresischen angenommen habe; im Gegenteil. Daß *fontis* und *fons* dasselbe Resultat ergeben mußten (S. 87), ist unrichtig. Meyer-Lübke, E. W. no. 3435 führt weder *force(s)* noch prov. *forfetz* an (S. 94), sondern frz. *forces* und prov. *forfe*; Verf. hätte erwähnen können, daß der Sing. *force* afrz. oft genug belegt ist.]

Kaspers, W., Etymologische Untersuchungen über die mit *-ācum*, *-ānum*, *-ascum*, *-uscum* gebildeten nordfranzösischen Ortsnamen. Halle, Niemeyer, 1918. VIII, 343 S. M. 18.

Hinkfoth, O., Branche IV des Couronnement de Louis. Rostocker Diss., 1917. 115 S.

Étude sur un poème anonyme relatif à un miracle de saint Thomas de Cantorbéry par E. Walberg. Extrait de 'Studier tillegnade Esaias Tegnér den 13 januari 1918'. Lund, 1918. S. 258—76.

Hilka, A., Die Wanderung der Erzählung von der 'Inclusa' aus dem Volksbuch der Sieben weisen Meister. Breslau, 1917. 44 S. [Die Sachkunde und der Spürsinn des Verfassers zeigen sich auch in dieser Studie. Er lenkt unsere Aufmerksamkeit auf das 472 Hexameter umfassende, 'Filo' überschriebene Gedicht der Wolfenbütteler Sammelhandschrift 671 (15. Jh.). Die Anfangsverse waren zwar durch Leyser bekannt geworden, ließen aber die Handlung nicht erkennen, und so war die ganze Dichtung, von der wir nunmehr eine Inhaltsangabe und einen Gesamtabdruck erhalten, unbeachtet geblieben. Sie ist für die Frage nach der Herkunft des Themas der 'Inclusa' von entschiedener Wichtigkeit, denn sie spricht dafür, daß die Geschichte auf griechischem Boden erwachsen ist. H. kommt zu dem Ergebnis, daß die besten Hauptformen des Stoffes, der 'Miles gloriosus', die Sieben weisen Meister, Dolopathos, Filo, vermutlich Glieder einer und derselben Entwicklungsreihe seien, als deren Wurzel eine ältere von Vorderasien befruchtete griechische Novelle angesehen werden könne.]

Voretzsch, C., Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache. Fünfte Auflage. Halle, Niemeyer, 1918. XVI, 351 S. [Diese neue, sorgfältig bearbeitete Auflage des bewährten Buches zeigt ein Plus von 15 Seiten gegenüber der vorigen, da besonders bei den Proben aus den ältesten Sprachdenkmälern die Stücke aus Jonasfragment, Passion, Leodegar reichlicher bemessen sind. Für die Anmerkung zu 239 (S. 231) würde sich eine andere Fassung empfehlen, insofern als dort gesagt ist: '*parsom* ist eigentlich wie *parmi* und *enmi* Präposition mit flektiertem Adjektiv.' Die Annahme Toblers, daß *adonc* von *a tunc* käme (S. 321), ist nicht länger haltbar, s. Meyer-Lübke, E. W. no. 2795. S. 325 Z. 1 l. Koukal statt Konkal.]

Grau, Marta, Calvins Stellung zur Kunst. Münchener Diss., 1917. 83 S.

Bühler, K., Ronsard und seine Stellung zur mittelalterlichen französischen Literatur. Heidelberger Diss., 1917. 77 S.

Heusler, O., Molières religiöse Überzeugung. Greifswalder Diss., 1917. 92 S.

Cordemann, Margarete, Der Umschwung der Kunst zwischen der 1. und 2. Fabelsammlung La Fontaines. Münchener Diss., 1917. 95 S.

Annales de la Société J.-J. Rousseau, Bd. X. 1914—15. 271 S.: A. Schinz, J.-J. Rousseau et le libraire imprimeur Marc-Michel Rey. — A. François, Le portrait de J.-J. R. par Jean Duplessi Bertaux. — L. Cra-

mer, Correspondance de J.-J. R. avec Mme Cramer Dalon et Philibert Cramer. — Boy de la Tour, Le portrait de Montmollin de la collection Boy de la Tour. — A. François, Lettres de J.-J. R. à Antoine Gouan sur la botanique. — Bibliographie.

Heege, W., Die optischen und akustischen Sinnesdaten in Bernardin de Saint-Pierres 'Paul et Virginie' und Chateaubriands 'Atala'. Heidelberger Diss., 1917. 77 S.

Bobisch, Aug., Lamartines Verhältnis zur deutschen Literatur. Münsterer Diss., 1917. 77 S.

Plate, R., Voltaire als Epentheoretiker und Dichter der Henriade. Königsberger Diss. Danzig, Bönig, 1917. 235 S.

Bär, G., Edgar Quinets Ahasvérus und seine Beziehungen zu Quinets Geschichtsphilosophie. Rostocker Diss., 1917. 138 S. [Verdienstliche Schrift, die nicht nur von guter Methode und Beherrschung der einschlägigen Literatur zeugt, sondern auch manches neue und selbständige Urteil bietet. Der Schwerpunkt der Arbeit ruht in dem Abschnitt 'Die geschichts- und religionsphilosophischen Ideen in der Dichtung'.]

Cartellieri, Alex., Gobineau. Straßburg, Trübner, 1917. 37 S. M. 1,20. [An die große Gobineaubiographie von Schemann (1913—16. 2 Bde.) anknüpfend, entwirft der Jenenser Historiker in schöner Abrundung und gewählter Form ein Bild aus dem Leben und den Werken des Grafen Gobineau, das wohl auf ein weiteres Publikum berechnet ist, aber auch denjenigen anziehen wird, der schon mit den Schriften dieses hochbedeutenden und eigenartigen Denkers und Schriftstellers einigermaßen vertraut ist. Die Überzeugung Gobineaus, daß das Germanentum der Jungbrunnen der Welt ist, läßt vermuten, daß in ihm, dem sonst so echten Franzosen, doch altes fränkisches Adelsblut lebendig war.]

Maurer, Chlotilde, Das persönliche Element in den Werken von Leconte de Lisle. Heidelberger Diss., 1917. 62 S.

Keck, H., Die lat. lehnwortlichen Substantiva (Konkreta) im Neufranzösischen. Diss. Heidelberg 1917. 250 S.

Palmgren, Fr., Studier och utkast till franske ljud- och uttalslära. Med Avbildningar. Vänersborg 1916. 27 S.

Französische und englische Schulbibliothek, hg. von Eug. Pariselle und H. Gade. Reihe A:

Bd. 194. Gazette des Ardennes. Auswahl. Hg. von A. Bockelmann. Leipzig, Renger, 1917. IV, 131 S. M. 1,20.

Bd. 197. E. Nouvel, La bonne idée de l'oncle Mathieu. Hg. von P. Schirmer. Leipzig, Renger, 1918. IV, 121 S. M. 1,20.

Bd. 199. Théâtre moderne (A. Daudet, L'œillet blanc; Les absents. A. Theuriet, Les fraises). Hg. von F. W. Bernhardt. Leipzig, Renger, 1918. VI, 99 S. M. 1,10.

Klincksieck, Fr., Französisches Lesebuch. Für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage. Dresden, Ehlermann, 1917. 222 S.

J. Passy et A. Rambeau, Chrestomathie française. Morceaux choisis de prose et de poésie avec prononciation figurée, précédés d'une introduction sur la méthode phonétique. Quatrième édition revue et corrigée. Leipzig und Berlin, Teubner, 1918. LXIV, 247 S. Geb. M. 6.

Sokoll und Wyplel, Lehrbuch der französischen Sprache. Ausgabe für Bürgerschulen von H. Hohl. Erster Teil. Zweite Auflage. Wien, Deuticke, 1916. VI, 99 S. K. 1,40. — Zweiter Teil. Zweite Auflage. VI, 134 S. K. 2,20.

Freytags Sammlung französischer und englischer Schriftsteller. Leipzig, Freytag. 1917:

Molière, L'Avare. Hg. von W. Splettstößer. Zweite Auflage. 98 S. und 20 S. Anm. Geb. M. 1,50.

Strohmeyer: Französ. Unterrichtswerk. B. 1. Elementarbuch 1. hg. von H. Strohmeyer und Fr. Strohmeyer. Mit 4 Abbildungen im Text, 1 Tafel und 1 Münztafel. Leipzig und Berlin. Teubner, 1914. 117 S. Geb. M. 1,60. — B. 2. Elementarbuch 2. Mit 9 Abbildungen im Text, 3 Tafeln, einer Karte von Frankreich und einem Plan von Paris. Leipzig und Berlin, Teubner, 1914. 258 S. Geb. M. 2,80.

Kohler, P., La littérature personnelle. Berne, Francke, 1918. 26 S. M. 0,90.

Provenzalisch.

Levy, E., Provenzalisches Supplementwörterbuch. 35. Heft (*ta—temps*). Leipzig, Reisland, 1917. 128 S. [Es ist das letzte Heft. das der Feder des bedeutenden, inzwischen dahingeschiedenen Provenzalisten entstammt, der in den letzten Jahren auch Mitarbeiter an dieser Zeitschrift wurde und von dem hier noch verschiedene, bisher wegen Raummangels nicht unterzubringende Aufsätze erscheinen werden. Für das ganze Wörterbuch, das dem Abschluß nicht mehr fern war, sei auf meine Gesamtwürdigung im Literaturblatt XXXIX, 118 ff. verwiesen; hier möchte ich nur bemerken, daß die Dienste, die Levy mit seiner sorgsamen und unermüdlichen Arbeit der provenzalischen Forschung geleistet hat, nicht hoch genug angeschlagen werden können.]

Jaeschke, Hilde, Der Trobador Elias Cairel. Einleitung: 1. Lebensnachrichten. Breslauer Diss. Berlin, Ebering, 1918. 44 S. [Sorgfältige und eindringende Untersuchung über die Lebensverhältnisse von Cairel auf Grund der biographischen Nachrichten und der Anspielungen in seinen Gedichten. Was S. 39 ff. zu Lied no. 11 gesagt wird, wirkt nicht überzeugend. Es steht fest, daß die dort als lebend erwähnte Kaiserin Iolante im Jahre 1219 starb (nach Brömmel, Genealogische Tafeln no. 67 im August), und daß Cairel sie mit der Königin Iolante von Ungarn verwechselt haben sollte, ist wenig glaublich. Wenn der Trobador andererseits Friedrich II. in demselben Gedicht *emperaire* nennt, so bleibt noch genauer zu untersuchen, ob deswegen eine Datierung nach dem 22. Nov. 1220 (Krönung in Rom) erfordert wird. Bédier behauptet in Romania XXXV, 391, daß Friedrich seit 1215 Kaiser war; gerade zu diesem Datum muß man freilich ein Fragezeichen setzen, aber Koll. Alex. Cartellieri verweist mich auf H. Bloch, Die staufischen Kaiserwahlen (1911), wo S. 91 ausgeführt wird, daß Friedrich im September 1211 zum Kaiser gekrönt wurde.]

Kolsen, A., Altprovenzalisches. S.-A. aus der Zs. f. rom. Phil. XXXIX, 156—173. 1918. [Es wird uns hier eine Bearbeitung von fünf Gedichten (Gr. 3, 1, 2; 120, 1; 242, 52; 461, 21) geboten. Die Bezeichnung 'Herausgabe' kann man nicht gelten lassen, da wichtige Handschriften nicht benutzt sind und naturgemäß nicht benutzt werden konnten. Im 1. Gedicht befriedigt V. 14 nicht, und es ist fraglich, ob nicht *hom* aus D aufzunehmen sei: 'wenn man (auch) keinen Nutzen darin findet', vgl. wegen *quan* Appel. Vent. 9, 9. V. 21 dürfte ein Anakoluth vorliegen; dann wäre Punkt nach *amoros* zu tilgen und nach *joi* statt Fragezeichens ein Komma zu setzen. V. 36 Punkt nach *traire* und V. 38 Fragezeichen nach *alegrancha*. Im 2. Gedicht ist V. 18 la *benvenguda* zusammenzuschreiben, s. Levy, S.-W. I, 139. *Sovenet*, das beide Hss. im 3. Gedicht V. 6 bieten, war zu belassen, s. Levy, S.-W. VII, 860. Der Sinn von V. 13—15 ist wenig klar und wird auch durch die Übersetzung keineswegs klarer. V. 18 zieht Appel, Vent. S. 184 *per usatge* mit Recht zu *dir*. V. 32 des 4. Gedichtes lag kein Anlaß vor, ein *l* einzuführen. Ein *sems* = *simul* (Anm. zu V. 40) existiert nicht; was sollte zudem das *m* in einem *qi·m sems* bedeuten? Ein Verweis auf die Passion Str. 104, wo ja *senpre* steht, war natürlich vom Übel; Diez kannte nur den elenden Text von Champollion, und dessen irrige Angabe, die sich in das Etymolog. Wörterbuch einschlich, hätte Scheler im Anhang

fortschaffen sollen. *Meraveillat* (V. 46) 'staunenerregend' verlangte eine Anmerkung. V. 48 schreibe *no'n*, s. V. 44. Daß Bonifaz zum König von Tessalonich gekrönt wurde (Anm. z. V. 56), ist nicht bekannt, s. Briefe Rambauts S. 100 zu III, 4. Die Anmerkung zu V. 38—39 ist verunglückt.]

Voßler, K., Der Minnesang des Bernhard von Ventadorn. Sitzungsberichte der K. bayer. Akad. d. Wissenschaften, Philos.-phil. u. hist. Kl. Jahrg. 1918, 2. Abhandlung. München 1918. 146 S.

Italienisch.

Schürr, Fr., Romagnolische Mundarten. Sprachproben in phonetischer Transkription auf Grund phonographischer Aufnahmen (K. Akad. d. Wissenschaften in Wien, Philos.-hist. Kl. Sitzungsberichte, 181. Band, 2. Abhandlung). Wien, Hölder, 1917. 80 S.

Schwabe, J., Der Konjunktiv im italienischen Adverbialsatz. Basel, Schwabe & Co., 1918. 129 S. M. 3,60.

Schwehm, Marie, Der Tyrann in Alfieris Tragödien. Bonner Diss., 1917. 80 S.

Panconcelli-Calzia, G., Über das Verhalten von Dauer und Höhe im Akzent. S.-A. aus Vox, Heft 4/5, 1917. [Aus experimentalphonetisch gewonnenen Zahlenwerten — die sehr willkommenerweise selbst, sowie deren Gewinnungsmethode beigegeben sind — zieht der Autor Schlüsse über das Verhalten von Dauer und Höhe des sog. 'akzentuierten' langen Vokals vor kurzem Konsonanten in italienischen Einzelwörtern, und zwar 1. bei Verschiebung des Akzentes (*cápito, capíto, capitáti*), 2. bei Zunahme der Lautzahl vor (*capitó* : *pacificó*) oder nach (*cápito* : *cápitati*) dem akzentuierten Vokal; daneben einige Angaben über das Verhältnis der akzentuierten Vokale zu den nichtakzentuierten und dasjenige der nichtakzentuierten Vokale untereinander. Zum geringeren Teil stimmen diese Tatsachen mit früheren, auf nichtexperimentellem Wege ermittelten überein, zum größeren stehen sie mit ihnen in Widerspruch, so daß auch hier wieder deutlich die Notwendigkeit zutage tritt, zur Gewinnung absoluter und objektiver Werte in solchen sprachlichen Dingen das Experiment zu Hilfe zu ziehen. Auf die Darstellung der Intensität — des dritten Faktors des Akzentes — ist verzichtet worden, denn 'zur Untersuchung der Stärke fehlt ein zuverlässiges Verfahren'. (Rousselots Methode ist bekanntlich nicht einwandfrei.) Es darf wohl bei dieser Gelegenheit dem Wunsche Ausdruck verliehen werden, daß es der Experimentalphonetik gelingen möge, auch zur absoluten Feststellung dieses Sprachelementes einen Weg zu finden, damit die graphischen Akzentbilder durch die Darstellung der Intensität (etwa durch den Intensitätsgrad der die Dauer und Höhe angebenden Linien) vervollständigt und die oft komplizierten, aus aktuellen wie historischen Gründen höchst wichtigen Wechselbeziehungen der vier Sprachfaktoren Qualität, Quantität, Intensität und Intonation geklärt werden können. P. Gautier.]

Varia.

Hilka, A., Eine bisher unbekannte lateinische Übersetzung der griechischen Version des Kalilabuchs. S.-A. aus dem 95. Jahresbericht der Schles. Gesellschaft für vaterländische Kultur. 10 S. Breslau, Aderholz, 1917.

Slotty, Fr., Vulgärlateinisches Übungsbuch. Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen, hg. von H. Lietzmann, no. 143. Bonn, Marcus & Weber. 64 S. M. 2,50.

Llorens, Eduardo L., Monroismus — Panamerikanismus. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Spanischen von Aug. Strube. Hamburg, Broschek & Co., 1918. 80 S.

